This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BUHR B
00032830

Unter dem Roten Kreuz in Transvaal.

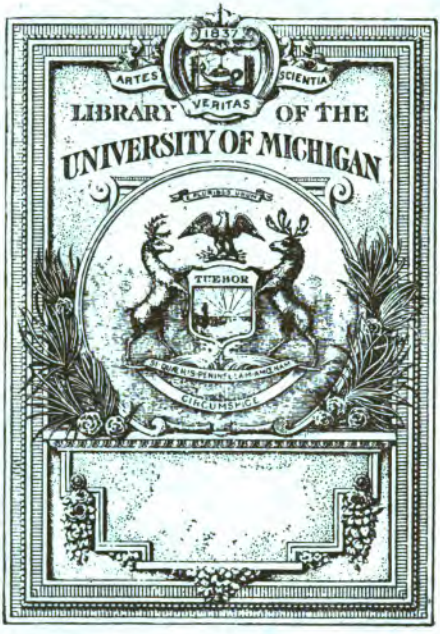
von

Dr. J. Fessler

Privatdocent a. d. Universität München

München 1902

Verlagsbuchhandlung Seitz & Schauer


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

DT
930
.F42
1902

In Dank
voor de gewaardeerde
Diensten door de Duitsche
Ambulance verleend.

Mann.

Unter dem Roten Kreuz in Transvaal.

Von

Dr. Julius Fessler, 1862 —

Privatdozent a. d. Universität München.

Mit 80 Illustrationen.

4. Auflage.

München 1902

Verlagsbuchhandlung Seitz & Schauer.

Posthumus
Librarian
5-2-1923

Vorwort.

Unter den zahlreichen Büchern über den Burenkrieg behandelt keines nach eigener Anschauung die Ereignisse in Natal und im Westen Transvaals in der Nähe des Witwaterrandes und der Magaliesberge. Die folgenden Blätter enthalten diese Vorgänge bis Herbst 1900 vom Standpunkt des Roten Kreuzes geschildert von einem Arzte, der mitten in den Verhältnissen lebte. Die ersten Kapitel berücksichtigen die Erlebnisse der Hinreise, im besonderen die Kaperung des deutschen „Herzogs", dann die allgemeinen Eindrücke über Land und Leute in Transvaal. Die späteren Kapitel geben die Dinge so, wie sie der Verfasser durchmachte, wieder, mit möglichst geringer Parteifärbung. Auch die Verhältnisse bei den Buren sind „sine ira et studio" nicht minder als bei den Engländern gekennzeichnet. Manche kleine Einzelheiten sind eingefügt, weil aus diesen auf die Verhältnisse im großen zurückgeschlossen werden kann. 77 Illustrationen nach eigenen Aufnahmen (nur Bild Seite 14, 84, 123 sind Reproduktionen) sollen den Text erläutern.

Der greise Präsident hatte die große Liebenswürdigkeit, sein Bild mit eigenhändiger Unterschrift, begleitet von einem herzlichen Schreiben, mir im Laufe des Sommers 1901 zu senden. Ich wählte diese letzte Aufnahme Krügers als Titelblatt des Buches, welches die erste Phase des transvaalischen Freiheitskampfes schildert. Wie bei jedem Ringen nach Unabhängigkeit, das die Geschichte uns überliefert hat, gehen auch hier die Wogen des blutigen, fürchterlichen Streites lange Zeit auf und nieder. Gerade jetzt macht das Zünglein an der Wage des Schicksals wieder bedeutende Ausschläge auf die Seite der Buren. Sie sind, nachdem sie viele unsichere Charaktere abgeschüttelt haben, wieder ganz zurückgekehrt zu der alten Kampfesweise eines trotzigen Jäger- und Reitervolkes: den Feind in kleinen geteilten, wenn es not thut, an einer anderen Stelle wieder vereinten Kommandos immer und überall zu beunruhigen und zu schwächen. — Vielleicht haben sie jetzt mehr Glück!

Ein Teil von dem Reinertrage dieses Buches soll der Sanitätshauptkolonne München zufallen.

München, anfangs November 1901.

Julius Feßler.

423349

Vorwort zur zweiten Auflage.

Das vorliegende Buch erfreut sich einer solchen Beliebtheit, daß die Verlagsbuchhandlung schon jetzt, nach Ablauf einiger Wochen, zu einer Neuauflage schreiten muß. Da die Ausgabe derselben noch vor dem Weihnachtsfest erfolgen soll, ist es mir unmöglich gemacht, Ergänzungen und geplante Erweiterungen der letzten Kapitel auf Grund meines Tagebuches auszuführen. Abgesehen von kleinen Aenderungen, unterscheidet sich deshalb die zweite Auflage nicht von der ersten.

München, den 28. November 1901.

Julius Feßler.

Kapitel I.

Nach Neapel. — Auf dem Meere. — Port Said. — Die Ambulanzen vom Roten Kreuz. — Suezkanal. — Aden. — Aequatortaufe. — Kaperung des „Herzogs" der Deutsch-Ostafrika-Linie durch die Engländer. — Durban. — Delagoabay.

Am 4. Dezember 1899, abends 9 Uhr, fuhr ich unter herzlichem Abschied von meinen Freunden und der Sanitätskolonne in München ab. Eine Krankenpflegerin aus Plauen begleitete mich. Sie wollte den kranken und verwundeten Buren helfen. In Graf Fugger, welcher zur Schutztruppe im Innern Deutsch-Ostafrikas zurückkehrte, hatte ich einen angenehmen Reisebegleiter für die weite, lange Fahrt. Nächtlicherweile ging es über die Alpen und andern Morgens war ich in Ala, wo die Zollbehörde gar keine Schwierigkeiten machte; es wurde alles Gepäck, das unter dem Roten Kreuz eingetragen war, uneröffnet weiterbefördert. In raschem Fluge zog das schöne Etschthal, die herrliche Po-Ebene, vorbei, Gefielde, die ich schon einmal auf dem Zweirade durcheilt hatte. War es mir schon damals leid gewesen, daß ich die herrliche Gegend nicht recht genossen hatte, so überkam mich jetzt eine wahre Wehmut, als unser Dampfroß an den kunstgeweihten Stätten von Florenz und Rom, an den herrlich blauen Zügen des Alpennin, der märchenhaften Campagna vorüberbrauste, bis wir durch Tag und Nacht am nächsten Morgen in der Ebene von Neapel anlangten. Am 6. Dezember mußte unser Schiff von Lissabon her im Golf von Neapel einlaufen, galt es doch, diesen Zeitpunkt nicht zu versäumen, um nach weiteren sechs Wochen die Delagoabay*) zu erreichen.

Es war ein herrlicher Morgen, als unser Zug sich Neapel näherte; die Sonne war eben am fernen Horizont zum klaren Himmel emporgestiegen, der in merkwürdig roten, gelben und blauen Farben spielte, da wo er mit den endlosen Fluten des Meeres und mit der weiten Ebene der Küste eins wurde. Zauberhaft schön hoben sich von diesem Hintergrund die dunklen Oliven und Pinien des reichbebauten Flachlandes ab. Es war eine merkwürdig ruhige, warme Stimmung in der großen Natur.

Ganz unvermittelt wurde ich daraus gerissen durch das lärmende Treiben auf dem schmutzigen Bahnhof und auf den

*) Die Betonung liegt auf dem o.

nicht minder schmutzigen Straßen der Stadt. Die Reisegesellschaft zerstreute sich hier, ein Teil wollte noch nach Sankt Elmo gehen, ich ging zur Schiffsagentur. Unser Schiff war bereits eingelaufen; ich ließ dorthin sofort mein zahlreiches Gepäck befördern, unter welchem fünf Kisten des Röntgen-Apparates und chirurgische Instrumente die wertvollsten waren.

Ich hatte keine Lust, mich lange in den sehr belebten Straßen, die viele malerische Gruppen boten, herumzutreiben, sondern fuhr sofort mit einem Neapolitaner, an den ich empfohlen war, nach Pompeji.

Die Bahn führt hart am Ufer über schwarz-graue Lavafelsen dicht an der schäumenden Brandung der tiefblauen See vorbei. Unheildrohend überragt in dunkle Wolken und Nebel verhüllt den Golf von Neapel der Monte Vesuvio, während auf der anderen Seite herrlich und heiter der blaue Himmel entgegenlacht. Durch üppige Blumen- und Gemüsegärten, aus denen namentlich mannshohe Gewächse von Blumenkohl neben Mais und herrlichen Weinreben emporwuchern, gelangten wir nach Stabiae und Pompeji. Ich werde diese Wanderungen durch die begrabene Stadt nie vergessen: die gepflasterten regelmäßigen Straßen, die öffentlichen Bauten, Säulenhallen, Brunnen, Wasserleitungen mit Bleiröhren, alles dies macht einen so mächtigen Eindruck, der unbeschreiblich ist; man ist mit einem Ruck in eine uralte, ehrwürdige, vollkommen abgeschlossene Kulturepoche zurückversetzt, die erzählt von Dingen so klar und deutlich, als wenn sie erst gestern gewesen wären, und doch geht sie auf 1800 Jahre unserer Zeitrechnung zurück. Unvergleichlich schön ist das Impluvium in der Casa dei Vettii mit seinen Marmorstatuetten und Bassins, seinen herrlichen, lebendigfrischen, farbenreichen Fresken der Amorini im Speisesaal. Die jetzige Staatsregierung hat alles in der alten Form erhalten, den Garten mit Rosen und Pinien bepflanzt, wie er nur damals gewesen sein konnte. Es war dies eine herrliche, üppige Zeitperiode, die hier durch die Naturkräfte jäh abgeschnitten worden ist.

Lange noch dachte ich über das Gesehene nach, als ich drunten am Ufer des Meeres am Eingang in die verschüttete Stadt bei einem Glas feurigen Weines der Mandoline lauschte, lange noch hing ich im Geiste an diesen unvergeßlichen Eindrücken, als ich wieder am lärmenden Hafen stand und mich zu unserem Schiff hinaus in den mastenreichen Golf rudern ließ. Der Gedanke an den alles überwindenden, alles versöhnenden Tod paßte so recht zum Abschied vom sicheren Gestade Europas zur Fahrt nach dem Kriegsgetümmel Südafrikas.

Es war der „Herzog" von der Deutschen Ostafrika-Linie in Hamburg, eine für unsere Kolonien als Reichspostdampfer vom Deutschen Reich mit Geldmitteln unterstützte Linie, die am Mittelmast die Reichspostflagge führen darf. Stattlich lag das

schlanke Schiff mit seinem hellgrauen Anstrich, vorteilhaft von den übrigen Fahrzeugen abstechend, auf der ruhigen See. Ein lebhaftes Treiben von allen möglichen Booten, die Personen, Gepäck, Kohlen, Früchte brachten, herrschte rings um dasselbe. Es ist eines der größten Schiffe der Linie, hat ein Fassungsvermögen von 5300 Tonnen*). Doppelschrauben bewegen es vorwärts, mit 8 bis 14 Seemeilen Geschwindigkeit in der Stunde.**) Das Schiff ist mit den neuesten Einrichtungen: Kühlräumen, wasserdichten Schotten, vorzüglichen Bädern, angenehmen Kabinen, elektrischer Beleuchtung, modernem Komfort, großen Salons versehen, hat eine große Zahl von Rettungsbooten, eine Dampfpinasse an Bord. Die Verpflegung ist vorzüglich, namentlich was Abwechslung in den Gemüsen, frischem Obst, gutem Bier vom Faß, ausgezeichneten billigen Weinen anlangt. Speisen und Getränke werden zu jeder Stunde verabreicht; doch herrscht peinliche Ordnung in Bezug auf die bestimmten Tagesmahlzeiten.

Am 22. November war der Reichspostdampfer in Hamburg abgefahren, die zahlreichen Passagiere, die bereits an Bord waren und großenteils nach Delagoabay wollten, waren also schon vierzehn Tage unterwegs. Es war vorgesehen, am 2. Januar 1900 in Delagoabay zu landen. Unter den Passagieren waren allein vier große Ambulanzen für Transvaal, dann einige Beamte und Kaufleute mit Familien, welche nach Deutsch-Ostafrika reisten. Es befanden sich über 170 I. und II. Klasse-Passagiere mit 42 Kabinen, etwa zweimal soviel III. Klasse-Passagiere an Bord. Der Unterschied zwischen I. und II. Klasse ist ziemlich merklich, namentlich, wenn das Schiff stark besetzt ist; das sollte nicht sein, es ist auch nicht auf englischen Schiffen.

Am Abend des 6. Dezembers herrschte ein reges Treiben an Bord des Schiffes. Alles war an Deck, um die milde Abendluft des Golfes und den großartigen Blick auf das reich beleuchtete Neapel zu genießen. Ueber dem Vesuv lag eine schwere, rötlich schimmernde Wolke, sonst erglänzten in herrlicher Pracht die Sterne am klaren Himmel. Zahlreiche Boote mit Lampions umschwärmten den eisernen

*) 1 Tonne (1 Ton) = 1000 Kilogramm = 20 Zentner.

**) 1 Seemeile (englisch) = $^1/_{60}$ Grad am Aequator = 6082,66 englische Fuß = 1,852 Kilometer. Die schiffmännische Bezeichnung Knoten ist die an der Logleine (Schiffsgeschwindigkeitsmeßleine am Hinderdeck) abgemessene Einheitsmarke. Die gemarkte, durch die Schiffvorwärtsbewegung durch eine Turbine abgehaspelte Fadenlänge beträgt für das 14 Sekunden-Sanduhrglas etwa 7 Meter bei einer bestimmten mittleren Schiffsgeschwindigkeit. Die Einheit auf der Logleine muß daher zur Auslaufszeit des Logglases in demselben Verhältnis stehen, wie die Länge der Seemeile zu einer Stunde.

Schiffsrumpf. Früchte wurden noch zum Kaufe angeboten. Lieder von Santa Lucia, bella Napoli wurden uns zum Abschied heraufgesungen, Geige und Mandoline begleiteten sie. Mit ausgebreiteten Regenschirmen empfingen die Sängerinnen in kleiner Münze den Lohn; mancher Obolus versank dabei in den Fluten des Meeres. Stiller wurde es allmählich am Schiff mit vorgerückter Stunde, die Boote verschwanden heimkehrend mit ihren Lichtern im Dunkel der Nacht, bis um Mitternacht die Dampfpfeife mit dumpfen Tönen das Zeichen zum Ankerholen gab und majestätisch langsam unser schwimmendes Haus von der Kiste sich entfernte. Wer es konnte, suchte in seiner Kabine Schlaf zu finden. Es waren überall zwei und drei Schlafgenossen untergebracht, in der II. Klasse sogar sechs Personen in einem Raum.

Des andern Morgens erwachten wir bereits auf dem offenen blauen Meere bei herrlichem Wetter. Nach der üblichen Morgentoilette lernte man sich beim Frühstück und auf Deck eigentlich jetzt erst nach und nach kennen. Gestern war noch alles mit sich selbst zu sehr beschäftigt; Kapitän von Issendorf war ein leutseliger, älterer Herr, ganz vom breitschultrigen, ruhigen Typus der Seeleute; die Offiziere und der erste Maschinist waren äußerst liebenswürdig und entgegenkommend.

Der erste Salon war vollauf besetzt und gab bei der buntgemischten Menge von Herren und Damen, Kaufleuten, Naturforschern, Aerzten, Geistlichen u. s. w. reichen Stoff zur wechselnden Unterhaltung. Vertreten waren Oesterreicher, Holländer, Portugiesen, Engländer nebst vielen Deutschen. In II. und III. Klasse waren auch Franzosen, Belgier und einige junge Buren,*) die der Kriegsdienst von Holland nach der Heimat gerufen hatte. Die Portugiesen waren meist Offiziere oder Kaufleute, welche nach Mozambique, Beira oder Delagoabay bestimmt waren; sie bildeten gewöhnlich mit ihren Frauen sowohl bei Tisch als auch bei den üblichen Spielen an Deck untertags eine sehr laute Gesellschaft für sich.

Außer den Deutschen für Ostafrika war noch eine deutsche naturwissenschaftliche Expedition, welche auf private Kosten des Baron von Erlanger (150—300,000 Mk.) das Hinterland von Abessynien und den Weg zu den großen Seen Zentralafrikas durchforschen wollte;**) sie kam von Berlin; ferner einige Deutsche für ein deutsches Kaufhaus in Sansibar, dann eine Baronin von Issendorf, eine Verwandte unseres Kapitäns, die zur englischen Krankenpflege nach Durban ging, mit

*) Im Holländischen geschrieben: Boer.

**) Dieselbe hat inzwischen (Juli 1901) glücklich die Küste südlich von Abessynien bei Mombassa wieder erreicht.

dem besonderen Wunsche, dem jungen Prinzen Viktor von Schleswig-Holstein, der auf englischer Seite kämpfte, zu folgen. Er erlag später einem Darmfieber nach der Einnahme von Pretoria, wo er auf dem Kirchhof seine Ruhestätte gefunden hat.

Die Belgier gehörten alle der Ambulanz zu; die belgischen Verpflegerinnen trugen kurze, braune Lodenröcke und weiche, graue Filzhüte mit breiter Krämpe. Sie machten einen sehr unternehmenden Eindruck; unter den Männern derselben waren ganz merkwürdige Gestalten, weit weniger unternehmend als jene.

Sehr vorteilhaft stachen von dieser Gruppe die Schwestern aus Hamburg ab, welche größtenteils aus dem Eppendorfer Krankenhaus stammten. Sie waren munter und heiter, wußten aber überall den richtigen Anstand zu wahren, was unter den verschiedensten Volksklassen, die auf dem Schiffe vertreten waren, keine kleine Aufgabe war. Ebenso fein und angenehm war der Umgang mit den Mitgliedern der holländischen Ambulanz; sie war auf den persönlichen Wunsch der Königin Wilhelmine mit besonderer Sorgfalt ausgerüstet und reich ausgesteuert. Mit den Aerzten dieser Ambulanzen war gut zu verkehren, bei den holländischen Schwestern nahmen wir Deutsche Sprachunterricht, der uns später sehr zu Nutzen kam. Am Vormittag wurde studiert, der Nachmittag verging mit sportlichen Uebungen, sogar Wettspiele wurden veranstaltet, so daß die fast ausnahmslos sonnigen Tage der Fahrt ziemlich rasch verstrichen. Vormittags und abends zur Promenadezeit spielte, wie in einem modernen Badeorte, eine gute Musikkapelle, bestehend aus den Stewards des Schiffes, am Deck während je einer Stunde heimatliche Weisen. Die Speisekarte für das Frühstück um 8 Uhr morgens lautete am 12. Dezember zum Beispiel:

Hafergrütze mit Milch — Gebratene Fische — Kalbsleber — Beefsteak — Ommelette mit Schinken — Eier gekocht oder gebacken — Kalter Aufschnitt — Käse — Marmelade — Aepfel, Orangen — Kaffee, Thee, Cacao.

Es gab manche, die dies der Reihe nach durchaßen, ich nicht. Hafergrütze mit Salz oder Zucker und Milch und einer Tasse Thee ist ein herrliches Frühstück, jedenfalls gesünder und nicht teurer als der leere Kaffee, der bei uns immer noch üblich ist. Das Hauptessen um 6 Uhr abends, dem ein reichliches Mittagessen um 1 Uhr vorausging, lautete:

Einlaufsuppe — Gebackene Seezunge — Kalbsrücken mit Kastanienpuree — Frische Schnittbohnen — Bekassinen — Salat — Pfirsich, Eis, Gebäck, Butter und Käse, Birnen und Mandarinen, Kaffee; ich konnte auch dies der Reihe nach nicht durchessen.

Alles dies war im Fahrpreis mit einbegriffen und außerdem gab es um 10 Uhr morgens und abends noch frisches,

deutsches Bier vom Faß. Diese Speisenfolge wechselte in derselben Reichhaltigkeit täglich. Auf dem deutschen Schiffe war also die Verpflegung gut, namentlich die Kost sehr abwechselnd, in Gemüsen und Früchten reichlich. Ich lernte englische Schiffe kennen und fand hierin keinen Unterschied. Die Bedienung war immer freundlich und pünktlich. Allerdings war der „Herzog" mehr als besetzt, und es war zu bewundern, daß alles so glatt ging. Während der Kriegszeit hätten wohl noch einige Dampfer eingelegt werden können.

Das Meer war meist ruhig, und so konnte sich, glaube ich, niemand über sein Los beklagen, wenn auch die Kabinen etwas warm und sehr eng waren.

Als wir in die Straße von Messina kamen, war das Meer etwas bewegter. Das Mittelmeer ist an dieser Stelle bekannt durch hohe, sehr kurze Wellen. Das Wetter war hell und klar, aber windig; am Deck wurde es etwas leerer. Es war der einzige Tag der ganzen Fahrt, an dem die See das Schiff in rollende und stampfende Bewegung brachte, ein Beweis, wie ruhig das Wetter während der ganzen Fahrt war, wie ruhig im Gleichgewicht diese neuen, größeren Schiffe fahren.

Majestätisch ragte über die Küste Siziliens die Pyramide des Aetna, das Haupt in Wolken gehüllt. Herrlich war auch der Anblick der steilen Ufer von Kreta; die Spitzen der Berge, ein Höhenzug gleich unseren bayerischen Alpen am Meereshorizont zu schauen, glänzten schneebedeckt im Widerschein der Sonne.

Am 11. Dezember früh 4 Uhr sichteten wir steuerbordwärts in weiter Ferne zwei Leuchttürme, von denen einer ein starkes, helles Blinkfeuer warf. Wir waren also wieder einmal nahe bei Land. Es waren die Leuchtfeuer der Nilmündungen, bei Damiette.

Es war eine herrliche, lauwarme Nacht, die ich gerne die meiste Zeit auf Deck verbrachte. Gegen Morgen zeigte sich am Horizont über der dunkeln, flachen Küste im Osten ein langer, schmaler, heller Streifen in gelb-grünem Lichte, der der aufgehenden Sonne vorherging. Das schwarze, nächtliche Gewölbe darüber färbte sich bald in tiefroten Tinten und kurze Zeit darauf kamen die ersten goldenen Blitze der Sonne hervor, die rasch die immer matter werdenden Blinkfeuer der Leuchttürme an Kraft übertrafen.

Mit aufgehender Sonne wurde es kälter und plötzlich fiel ein dichter Nebel ein, so daß auf einige Meter vor dem Schiff nichts mehr zu sehen war. Von Minute zu Minute ertönte die Dampfpfeife und mit langsamer Fahrt bogen wir in den Hafen von Port Said, dem Anfange des Suezkanals, ein.

Mit zunehmender Stärke der Sonne nahm der Nebel ab, eine reiche Zahl von Schiffen lag dort vor Anker. Zwei englische Kriegs-

schiffe fuhren kurz nach uns ein. Der Eingang des Kanals ist gekennzeichnet durch das weitragende, eherne Standbild von Lesseps, das auf einer Mole in das Meer vorgebaut ist.

Port Said ist eine wichtige Kohlenstation, auch wir nahmen dort die letzten Kohlen ein, denn in Aden, auf englischem Boden, konnten wir keine mehr erwarten. Das Kohleneinnehmen ist am Dampfer eine schmutzige Arbeit und dauert viele Stunden. Wir gingen daher an Land. Beim Aussteigen hatte ich Schwierigkeiten mit meiner Handcamera, man wollte sie genau untersuchen und Zoll darauf legen. Port Said macht einen orientalischen Eindruck mit seinen engen Gassen, Bazaren, Moscheen, ist aber durch den großen Verkehr an der Europa mit Asien verbindenden Wasserstraße der Sammelpunkt von viel Gesindel, das hier in Kneipen, Tanzhäusern, Spielhöllen, ein zweifelhaftes Dasein führt und auf harmlose Reisende lauert. Wir tranken hier nach türkischer Art, wie ich es 1897 im türkisch-griechischen Feldzug oft gethan, schwarzen Kaffee. Vielen schmeckte er nicht, weil er satzig und sehr süß war. Alte Erinnerungen von dem behaglichen Leben der Türken stiegen in mir wieder auf, die Sonne brannte hier noch heißer als am Bosporus. An der Küste begegneten wir der ersten Kameelherde; die holländische Expedition versuchte einen Ritt auf Eseln in die Umgegend. Neben den Moscheen bemerkte ich auch griechische Kirchen.

Da ich auf der Seefahrt bis hierher Gelegenheit genug hatte, das moralische Wesen der vom Antwerpener Hilfsausschuß für Transvaal und den Oranjefreistaat ausgerüsteten Sanitätsexpedition, speziell der belgischen Abteilung, kennen zu lernen, so führte ich hier an der nächsten Landungsstelle meinen Entschluß aus, meine Eindrücke an die Herren des Komitees in Hamburg und Antwerpen zu schreiben und telegraphisch eine finanzielle und wesentliche Abtrennung der deutschen Abteilung zu fordern. Es schien mir unmöglich, mit Leuten zusammen zu arbeiten, die medizinisch wenig gebildet, moralisch nicht erzogen erschienen. Der belgische Chefarzt unterhielt sich gut mit einer hübschen Verpflegerin, den anderen Arzt sah man in Gesellschaft einer kühn ausstaffierten, bekannten belgischen sozialistischen Schriftstellerin, die auch als Verpflegerin mitgegangen war. Ein Droguist, welcher der Ambulanz, wie sich später herausstellte, für eine Feldausrüstung ziemlich wertlose Gegenstände (Kamillenthee faßweise, Lindenblütenthee kistenweise, unterschwefligsaures Natron faßweise, Chromsäure, Jod, citronensaures Eisen in großen Flaschen kiloweise, einen alten gebrauchten Heißluftsterilisator u. s. w.) geliefert hatte, sollte der Apotheker sein, er photographierte den ganzen Tag; ein Jurist, der scheinbar auch als Verpfleger mitging, sollte der Rechtskonsulent der Expedition in schwierigen Fällen sein. Er war schon früher in Transvaal, hatte, wie er sagte, ein transvaalisches Rechtsbuch geschrieben,

und rühmte sich des öfteren, versiegelte Aufträge von Dr. Leyds an die Transvaalregierung, Staatssekretär von Reitz, zu haben. Wie sich später herausstellte, war eine seiner Hauptaufgaben, die belgischen Verpfleger, die von vlämischer Abstammung waren, in Pretoria um einige Pfund Goldes zu den Waffen anzuwerben. Außerdem war ein Kunstmaler der Schatzmeister, der sehr ängstlich alle Ausgaben für die Verpfleger vermied, dem Zahlmeister des Schiffes aber für Aufbewahrung von etwa 15,000 Mark Ambulanzgeld für vier Wochen und andere Dienstleistungen 220 Mark, also fast 2 Prozent, gegeben haben soll; so wurde nämlich später verbucht. Dieser Schatzmeister hatte bis Sansibar überhaupt kein Hauptbuch, die wenigste Zeit sah man ihn in Transvaal und Oranjefreistaat bei der Ambulanz, drei Wochen war er vor Kronstadt, die übrige Zeit in Pretoria. Er bekam dafür vom Komitee monatlich ungefähr 200 Mark Gehalt. Der weibliche Teil der belgischen Ambulanz machte nichts weniger als den Eindruck von Krankenschwestern. Und diese ganze bunte Menge von ungefähr vierundzwanzig Personen ging unter dem Zeichen des roten Kreuzes auf der weißen Armbinde hinaus in den Feldzug und wollte dort den Schutz dieser segensreichen Einrichtung genießen. Die weiße Armbinde hatten sie sich noch dazu mit einem eigenen Blaustempel, welchen der belgische Arzt verwendete, versehen. Auf diesen war gedruckt: Freiwillige vom internationalen Roten Kreuz. Eine einzige nehme ich aus der ganzen Gruppe aus, es war Madame Laridon, eine Dame, die wirklich erfüllt war von den heiligen, ernsten, wahren Pflichten einer Pflegerin vom Roten Kreuz, sie führte zeitenweise die Pflege in den Eisenbahnambulanzzügen, welche von Modderspruit nach Pretoria fuhren, ging später in ein Typhushospital nach Kronstadt, wo sie sich den Keim dieser mörderischen Seuche holte, um unterwegs im Ochsenwagen auf dem Transport nach Pretoria an Herzschwäche zu sterben. Sie hat Gutes den Kranken gethan, möge die Erde ihr leicht sein!

Aber die wenigsten der übrigen hatten nur eine Ahnung von dem hohen Beruf der Diener des Roten Kreuzes; das that mir tief im Herzen leid. Nicht diese Leute trifft aber die Hauptschuld, sondern unbegreiflich bleibt es, daß man in Antwerpen keine bessere Auswahl traf, daß diese Leute Certifikate mit dem roten Kreuz, unterzeichnet von mehreren belgischen Aerzten, bei sich trugen. Einer von der belgischen und mehrere von der deutschen Abteilung dieser Sanitätsexpedition hatten von Hause aus gar keinen Uebungskurs als Krankenpfleger durchgemacht. Ein anderer Teil war kurz vor der Abreise in einem Krankenpflegeübungskurs in Antwerpen innerhalb weniger Wochen deshalb nur zum Scheine geprüft worden, um unter dem Deckmantel des Roten Kreuzes von den Engländern und Portugiesen ungeschoren nach Transvaal zu kommen und dort die Waffen ergreifen zu können.

Ich habe große Achtung vor den jungen Männern, die nicht als Abenteurer, sondern um einem unterdrückten, minderzähligen Volke zu helfen, als wirkliche, ausdauernde Kämpfer in den Krieg ziehen, die größte Mißachtung aber vor den Feiglingen, die unter dem Schutze der Roten Kreuz-Binde sich in ein fremdes Land einschmuggeln. Sie haben den Buren nur geschadet und sind keine tüchtigen Kämpfer geworden. Verrat aber ist, wenn einer, wie es thatsächlich bei Ladysmith vorgekommen ist, mit der Roten Kreuz-Binde am Arm und dem Roten Kreuz-Certifikat aus Brüssel und Antwerpen in der Tasche die feindlichen Reihen beschießt. Die Engländer haben ihn abgefangen und entsprechend behandelt. Ich habe ihn, als er sich in Pretoria der Ambulanz anschließen wollte, abgewiesen. Es waren Leute dabei, die offenkundig in Amsterdam und Antwerpen erklärt hatten, daß sie zum Fechten gehen und doch hat man ihnen die Rote Kreuz-Binde und den Roten Kreuz-Paß gegeben. Es waren auch solche, die mir mündlich und schriftlich erklärten, daß man ihnen nach dem vor drei oder mehr Aerzten abgelegten Krankenpfleger-Examen gesagt hat: wenn sie in Transvaal nicht Lazarettdienste thun wollen, so ist es gerade so gut, die Waffen zu ergreifen. Ich machte dem ärztlichen Führer der belgischen Ambulanz in Gegenwart zweier solcher Verpfleger Vorstellungen darüber; er meinte, das sei nur so im Spaß gesagt worden. Ein schöner Spaß, der da mit der hohen Institution des Roten Kreuzes getrieben worden ist! Was müssen sich die ehrlichen, tapferen Streiter von solchen Menschen denken! Wenn Gefahr droht, dann gehören sie zur Ambulanz, wechseln Farbe, wie das afrikanische Chamäleon. Solche Menschen können nur schaden dem Werte und dem Ansehen einer Ambulanz. Die Buren haben mir darüber, sowie über die Kleidertracht des weiblichen Teiles der belgischen Ambulanz später unverhohlen ihre Meinung gesagt. Siehe auch die Aeußerungen eines gefangenen Buren den Engländern gegenüber im British Medical Journal.*)

Man wird nun fragen, warum ich mich nicht vorher in München über diese Expedition erkundigt habe; darauf muß ich folgendes antworten: ich habe mich wiederholt schriftlich bei dem Komitee in Hamburg über diese Fragen des Roten Kreuzes erkundigt und die Versicherung erhalten, daß diese Dinge geordnet seien; ich habe ebenso nach Antwerpen geschrieben und

*) In The British Medical Journal from May 12, 1900, page 1197 meldet der Spezialkorrespondent in Kapstadt: »A well educated prisoner, a pure Transvaler, said that it was not at all an uncommon thing for the doctors to take up a rifle and fight. He mentioned this not apparently with the least idea of its impropriety from a Red Cross point of view, but as a grievance on account of the doctor being wanted to do his own work«.

telegraphiert, ob die Expedition den Bedingungen der Genfer Konvention unterstehe und habe die schriftliche und telegraphische Erklärung erhalten, daß die von Amsterdam bereits abgefahrenen Mitglieder der Expedition die Urkunde betreffend die Genfer Konvention an Bord des Schiffes haben, daß drei deutsche, ein österreichischer und zwei belgische Aerzte bereits mitgehen; ich habe darüber mit Männern in München, die ebenfalls die Genfer Konvention kennen, gesprochen. Der Alldeutsche Verband, der doch das meiste Geld zu dieser Expedition beigesteuert hat, aus freiwilligen Gaben für die Buren in Deutschland gesammelt, hat von Berlin aus eine eigene Gruppe von Ambulanzmitgliedern beigestellt, von der Ortsgruppe in Plauen aus wurde mir eine Pflegerin mit etwa 2000 Mark nach München zugesandt, so konnte ich eigentlich über den Punkt der Genfer Konvention keinen Zweifel mehr haben.

Die Münchener Ortsgruppe hatte sich allerdings zur damaligen Zeit in Sachen der Expedition vollkommen ruhig verhalten. Klarheit über die Verhältnisse bekam ich erst am Schiff. Nachdem die deutsche Reichsregierung sich diesem Unternehmen gegenüber ablehnend verhalten hatte, war die Berliner Ortsgruppe mit dem Niederdeutschen Verband in Hamburg und Antwerpen in Verbindung getreten. Es bildete sich ein Komitee mit dem Hauptsitz in Hamburg und Antwerpen. Worin bestand nun die Urkunde der Genfer Konvention? In einem langen Schreiben in englischer, holländischer und französischer Sprache mit dem Stempel: Internationale Freiwillige vom Roten Kreuz und dem Siegel und den Unterschriften des Komitees vom Internationalen Roten Kreuz in Brüssel, mit der Bestätigung des Bürgermeisters von Brüssel. Das Schreiben besagte, daß der belgische Chefarzt der Expedition mit einer Anzahl von Pflegern und Pflegerinnen zum Kriegsschauplatz nach Südafrika ziehe, um dort Verwundete und Kranke des Krieges zu pflegen. Von den deutschen Mitgliedern stand kein Wort darin, auch von einer Bestätigung oder dem offiziellen Schutz irgend einer Reichsregierung kein Wort.

Außerdem erhielt jedes Mitglied in Antwerpen oder von dem belgischen Schatzmeister und dem Arzt der belgischen Ambulanz an Bord des Schiffes eine Identitätskarte (Certifikat) in Buchform und Ledereinband mit dem Zeichen des Roten Kreuzes und dem Aufdruck: Internationale Freiwillige vom Roten Kreuz Brüssel, der Originalunterschrift von Felix de Froy für das Komitee und der unterschriftlichen Bestätigung von vier Aerzten, vor denen das Examen als Krankenpfleger gemacht worden sein sollte.

Diese Karten wurden aber nicht bloß denen, welche erst in Neapel an Bord kamen, sondern auch solchen, die schon in Amsterdam an Bord gegangen waren, mit ihrem Namen, ihrer

Photographie, ihrer eigenhändigen Unterschrift nachträglich ausgefüllt und mit dem blauen Stempel: Internationale Freiwillige vom Roten Kreuz versehen. Ebenso stand es mit den Roten Kreuz-Binden; auch diese wurden größtenteils erst am Schiffe mit obigem Stempel versehen.

Ich schrieb daher meine Beobachtungen wiederholt von jedem Landungshafen an zwei deutsche, zwei belgische Komiteemitglieder, noch von Pretoria aus mit eingeschriebenen Briefen, telegraphierte, wie bereits erwähnt, von Port Said aus an das Komitee und verlangte Abtrennung der deutschen Abteilung und gesonderte Geldverwaltung, womöglich durch den deutschen Konsul. Ich erhielt auch in Pretoria Antwort darauf: die Trennung wurde abgeschlagen, alles übrige wurde in langen Umschweifen ohne klare, aufrichtige Worte besprochen.

Wenn das Komitee die Absicht hatte, verschiedene Zwecke mit der Expedition zu verfolgen, dann wäre es besser gewesen, eine einfache kleine Sanitätsexpedition vollständig abzuscheiden und diese allein unter das Rote Kreuz zu stellen. —

Während der langen weiteren Fahrt suchte ich mehr Klarheit in die Expedition zu bringen: den Belgiern überließ ich die innere Organisation selbst; alle von den Deutschen, welche mir nicht schriftlich versprachen, den Bedingungen des Roten Kreuzes zu folgen, schloß ich aus, nahm ihnen das Certifikat und die Rote Kreuz-Binde ab und so hatte ich in den nächsten Wochen noch viel zu ordnen. —

Am Abend des 11. Dezember lichteten wir Anker und fuhren bei herrlich klarem Mondschein in den Suezkanal ein. Auffallend ist es, daß derselbe in Anbetracht seiner mächtigen kommerziellen Bedeutung gar keinen so breiten Eindruck macht. Die sich begegnenden Schiffe müssen an den Ausweichstellen aufeinander warten. Die Fahrt durch den Kanal mußte sehr langsam erfolgen, damit nicht durch den Wellenschlag der Schiffschrauben der Sand der Böschungen in die Fahrrinne hereingetragen werde. Einmal fuhren wir auf einer solchen Sandbank für kurze Zeit auf. Die Ufer sind niedrig, meist öde, gelbe und weiße Sandflächen. In der sternhellen Nacht schimmert die weiße Wüste A-Tih mit den Kämmen der Sanddünen und kahlen hohen Bergen wie ein Meer mit erstarrten Wogen von der arabischen Seite herüber; rechts ist das Ufer stellenweise mit Büschen, Palmen und Kasuarinen, einer langästigen Nadelbaumart, bepflanzt; dort fährt eben ein Eisenbahnzug vorbei in der Richtung nach Kairo. Ich träumte hinaus in die milde Nachtluft von der Zeit der großen Pharaonen, von den Pyramiden, die ich auf dem Rückweg besuchen wollte.

So macht der Mensch, auch wenn er, weit weg von der geliebten Mutter und der schönen Heimat, so recht ins Ungewisse hinausfährt, immer wieder Pläne der frohen Rückkehr; wie

mancher andere am Schiffe, der auf eigene Faust hinauszog, um für die Buren zu kämpfen, hat ähnlichen Gedanken nachgehängt, ist nicht wieder heimgekehrt; ich kenne manche Namen von diesen, nach denen ich dann zu Hause von den trauernden Angehörigen ausgeforscht wurde. Mir hat ein gutes Geschick die Heimkehr gegönnt, aber auf anderem Wege.

Oefters begegneten wir Schiffe, die mit elektrischen Scheinwerfern am Bug ihre Ankunft von weitem kenntlich machten.

Des anderen Morgens durchfährt das Schiff den kleinen und den großen Bittersee, Timsahsee, breite Wasserflächen von der Größe des Bodensees, welche von Lesseps für den Kanal benützt hat, Ueberreste der natürlichen Wassertrennung zwischen Asien und Afrika. Sie sind sehr stark salzhaltig, gleich den angrenzenden tiefer liegenden Wüsten, welche ja auch einstmals Meeresboden gewesen sind. Auf der afrikanischen Seite liegt hier Ismaila, eine hübsche, kleine Hafenstadt mit Palmenhain, der das Auge in der sonst grauen, weißen, einförmigen Landschaft erquickt. Zahlreiche arabische kleine Boote mit bunten Segeln erwarten hier und in Suez, das wir gegen Mittag erreichen, mit Früchten und orientalischen Waren beladen, jeden Dampfer. Der Käufer wird hier meist mit gefälschten, teuren Briefmarken, sorgfältig eingepackten, aber nur halb obenauf gefüllten Cigarettenschachteln weidlich über das Ohr gehauen. Wer das schon einmal mitgemacht hat, steht hinten am Deck und lacht herzlich, während vorne die Käufer gierig über die gebotenen Waren herfallen. Es ist hier wie überall: mundus vult decipi. Gestohlen wurde in dem Gedränge natürlich auch.

Sehr viel Spaß hatte ich mit mehreren schlanken, dunkelbraunen Araberjünglingen mit wirklich feingeschnittenem, länglichem Gesicht, welche am linken Ufer des Kanals unser Schiff mindestens eine Stunde weit im Laufschritt begleiteten, um Apfelsinen, die wir ihnen ans Ufer hinauswarfen, aufzufangen. Oft kam ihnen eine Apfelsine aus, fiel die Landböschung herunter ins Wasser und der Jüngling, halbbekleidet wie er war, ihr nach. Die andern bekamen dadurch einen Vorsprung und stritten sich um die nächste Apfelsine, die geflogen kam. Ab und zu sahen wir Lastkarawanen von Kameelen. So ging es den ganzen Morgen im Kanale fort, bis wir gegen Mittag hinaus in das Rote Meer kamen. Links türmten sich gerade vom Ufer, das sich nunmehr unseren Blicken weiter entfernte, empor die hohen Spitzen des Sinaigebirges und die Temperatur wurde bei dem heiteren, fast wolkenlosen Himmel immer tropischer. Alles an Deck erschien in weißen dünnen Kleidern, es herrschte dort wie im Meere eine große Stille. Ab und zu begegnete uns ein von Indien zurückkehrender Kauffahrer. Auch eine Menge kleiner Eilande wurden auf der östlichen Seite sichtbar, von denen die zwölf Apostel gleich kegelförmigen Bergen aus dem Wasser

hervorragten, zwei andere, tafelförmige Felsen, an denen die weiße Brandung mächtig emporspritzte, wurden uns als die beiden Brüder bezeichnet.

Am Abend des 17. Dezember kamen wir auf die Höhe von Aden. Es war ein herrliches Bild, als die Sonne hinter den nordwestlich von Aden gelegenen hohen Bergspitzen unterging und die Gegend in tiefes Rot färbte. Durch diese Färbung erhielten die schroffen Felszinken große Aehnlichkeit mit den Dolomiten bei Bozen. Der Eingang zum Hafen in Aden ist hoch überragt von kahlen Felsen, welche stark mit Forts befestigt sind. Unter dem Schutze der Kanonen und eines englischen Kreuzers lagen dort auf der Rhede mehrere englische Schiffe, aber niemand behelligte uns, während unser nachfolgendes Schiff „Der General“ hier festgehalten wurde. Wir sollten also hier dem Rachen des lauernden Löwen gerade noch um ein Haar entgehen. Obwohl man bei uns an Bord bereits von der Möglichkeit einer englischen Untersuchung sprach und davor warnte, an das Land zu gehen, machten doch von den jungen Leuten, welche in Afrika ihr Glück versuchen wollten, verschiedene einen Ausflug nach der auf den Bergen gelegenen alten Araberstadt und den berühmten steinernen Wasserbehältern, welche der trostlosen Gegend das aus der Regenzeit aufgesparte göttliche Naß und etwas Pflanzenwuchs spenden. Die Ambulanzen aber blieben an Bord und hatten viel Unterhaltung an den jungen Eingeborenen vom Stamme der Somalis, welche in ihrem braunen Naturkostüm mit kleinen Kähnen zu uns herangefahren kamen und uns ihre Geschicklichkeit im Tauchen nach Münzen vorführten. Darunter war auch ein junger Bengel, dem bereits früher einmal ein Haifisch den einen Fuß weggeschnappt hatte, der aber trotzdem den anderen voraus immer wieder ins Wasser tauchte. Mit einbrechender Dunkelheit waren die wenigen Häuser am Ufer, einige Hotels und das Gouvernementsgebäude beleuchtet.

In derselben Nacht verließen wir noch das steinige, unfruchtbare Ufer. In den nächsten Tagen umfuhren wir die östliche Spitze Afrikas bei Ras Hafun (das Kap Guardafui liegt weiter nördlich), die hier steil ins Meer abfällt und am fernen Horizont gesehen mit der Figur eines schlafenden Löwen einige Aehnlichkeit hat. Sie ist vollständig kahl und felsig; im Wasser längs der Küste tummeln sich hier viele Kap-Wallfische, die Fontänen gleich minutenlang Wassersäulen emporspritzen. Um diese Zeit ging unser Schiff über den Aequator. Am Abend vorher kündete mit einbrechender Dunkelheit ein Kanonenschuß das Ereignis an und unter Magnesialicht kam Neptuns Abgesandter in Gestalt eines alten Seemannes von der Hamburger Wasserkante an Bord, der in plattem Deutsch im Namen des Meeresfürsten alle aufrief, welche zum ersten Male den Aequator überschritten, Männlein und Weiblein, morgen früh zur Taufe zu erscheinen;

sollte einer fehlen, werde der Wassergott fürchterliche Rache nehmen.

Als der Kanonenschuß durch das Schiff erdröhnte, fielen am Hinterdeck der Stiege von der II. zur III. Klasse fast hinab der belgische Schatzmeister und sein Rechtsanwalt; kreideweiß wankten sie in ihre Kabinen und suchten dort wahrscheinlich ihre versiegelten Botschaften und Briefe in Sicherheit zu bringen, denn sie glaubten nicht anders, als daß ein englisches Kriegsschiff uns abgefangen habe. Ich glaube, es meldete sich bei ihnen das Gewissen.

„Aequatortaufe."

Des anderen Morgens bei schrecklicher Hitze, wolkenlosem Himmel (das Thermometer zeigte über 40° Celsius) fand unter Vorantritt des Musikkorps die Taufe der Neulinge zur allgemeinen Belustigung statt. Die Damen wurden mit kölnischen Wasser bespritzt. Mein Tagebuchbrief aus jener Zeit lautet:

Vor Tanga, an Bord „Herzog"
am 23./12. 99, morgens 7 Uhr.

L. M.!

Du glaubst gar nicht, wie früh man an Bord aufsteht; die Wärme in den Kabinen — wir haben oft 40° Celsius im Schatten — das frühzeitig beginnende Aufwaschen des Deckes treibt aus dem Bett. Außerdem ist es gerade am Morgen und Abend auf Deck am ruhigsten, kühlsten. Gestern Mittag haben wir den Aequator überschritten. Es war unter Maskenzug durchs ganze Schiff regelrechte Taufe: das heißt am Vorderdeck war in ein Zimmer ein großes Bassin aus

Segeltuch, Meerwasser gegossen worden, und jeder, der den Aequator („die Linie“) noch nicht passiert hatte, wurde in ganzem Anzug, nachdem er eingeseift, mit einem großen hölzernen Papiermesser abgeschabt und angeschwärzt worden war, rücklings ins Bassin geworfen und dort drei- bis viermal untergetaucht. Auch Aerzte ließen sich dies thun, dann bekam jeder einen regelrechten Taufschein mit dem Dreizack als Siegel. Es wurde viel gelacht dabei. Uebermorgen sind wir einen Tag lang in Sansibar.

Die See ist meist ruhig und kein Unfall vorgekommen, aber letzte Nacht ging die See etwas höher; wir hatten in unserer Kabine (zwei Betten übereinander) wegen der Hitze die Luke offen gelassen, da kam ein Guß Seewasser, welcher den unten schlafenden Kollegen taufte; wir machten das Fenster zu, dann war alles wieder gut. Das Schiff ist auch sehr gut gebaut, fährt 10 bis 13 Knoten die Stunde, das heißt 250 bis 300 Seemeilen im Tag. Die Geschwindigkeit ist also die eines raschen Güterzuges. Die meisten Passagiere fahren nach Transvaal, um dort ihr Glück (?) zu suchen. Man sieht da merkwürdige, in Europa verlorene Existenzen aus allen Schichten der Bevölkerung (vom Baron, Offizier bis zum Medizinstudenten mit Schmissen, der seinem Vater entlaufen ist; verschiedene wollten mir schon ihren Dienst anbieten). Es werden Sportspiele, Laufen mit Eiern und Löffel, Ziehen am Tau, Ringkämpfe u. s. w. veranstaltet, die lustig anzusehen sind. Ich lerne etwas Holländisch, die Buren sprechen ja holländisch, wenn auch mit verschiedenen eigentümlichen afrikanischen Ausdrücken vermischt. Die Burensprache wird von uns Deutschen besser verstanden, als die reine holländische Sprache, ist dem westfälischen und friesischen Platt sehr ähnlich.

Von Sansibar fahren wir nach Dar-es-Salaam, Mozambique, Delagoabay und Pretoria.

Die Zusammensetzung unseres Roten Kreuzes ist keine besonders glückliche, doch wird sich noch manches richten lassen. Ich habe fliegende Fische beobachtet, die etwa 20 Meter weit gegen den Wind mit ausgespannten großen Bauchflossen anfliegen, so groß wie Heringe. Sie fallen auch hie und da auf das Schiff und werden dann verspeist. In dunkler Nacht leuchtet das Meer wie Phosphor auf; es sind dies kleinste Tierchen, Infusorien, welche einzeln und in flächenhaften Massen durch die Bewegung des Wassers längs des Schiffes als leuchtende Spur an uns vorüberziehen. Auch große Quallen glänzen feurig. — Unter den Passagieren sind auch zwei Missionsbrüder für Deutsch-Ostafrika von Skt. Ottilien bei Augsburg (Benediktiner); ferner vier portugiesische Missionäre, von denen einer die Sonntagsmesse liest, ein

junger protestantischer Pfarrer mit Frau, der für Tanga bestimmt ist. Zu Weihnachten werden wir den Schwestern in Tanga einen kleinen Kaffeebaum besorgen, ihn putzen und als Christbaum bescheren; ein merkwürdiges Weihnachten auf dem Schiff, aber doch auch wieder schön, wenn man Gutes thun kann.

* * *

Am 23. Dezember abends kamen wir sehr spät in die seichte Bucht von Tanga, so daß wir nur ganz langsam einfahren konnten. Ein eigentümlicher, süßlicher Erdgeruch mit sehr warmem Winde kam uns entgegen, ganz anders wie der frische Wind vom Wasser. Die Leute am Schiff sagten, es sei dies der Geruch des Landes oder, besser gesagt, der sumpfigen Ufergegend. Pfarrer Oswald, der mit seiner Frau und einem schwarzen Diener Johannes (vom Stamme der Suaheli) von Europa in seine Stelle hieher zurückkehrte, wurde bereits am Ufer mit Kähnen von Leuten seiner schwarzen Gemeinde erwartet. Ihm zuliebe trachtete der Kapitän noch am Abend vor Weihnachten zu landen. Pfarrer Oswald hatte uns am Schiffe öfters durch kirchliche Vorträge erbaut und sich die Liebe aller Mitreisenden bald erworben. Reizend war es zu sehen, wie der kleine schwarze Diener täglich den aus Deutschland mitgenommenen eingepflanzten Tannenbaum am Hinterdeck des Schiffes mit Wasser begoß: zum größten Leidwesen des Negerknaben verlor derselbe aber von Tag zu Tag immer mehr Nadeln, so daß er als fast ganz kahler Christbaum zur Weihnachtsfeier in Tanga ankam. — Es war ein herzlicher Abschied, den wir von diesen braven Leuten nahmen; dem großgewachsenen blonden Pfarrer standen dabei die Thränen im Auge. Wir anderen blieben die Nacht über an Bord in unserem deutschen Hafen. Das Schiffspersonal hatte einen Christbaum mit elektrischen Lichtern geputzt; auch wir nahmen an der heimatlichen Feier teil, gedachten der Lieben zu Hause und freuten uns schon mächtig darauf, am nächsten Weihnachtsmorgen auf deutschem Grund und Boden, allerdings bei einer ganz anderen Temperatur als zu Hause, einen feierlichen Spaziergang zu machen.

Mit Tagesanbruch fuhren wir also von unserem Schiff an den Strand, der hier sehr flach und sandig beginnt; doch steigt die eigentliche Küste des kreisrunden Hafens sofort zu ziemlicher Höhe empor. Die Boote können daher nicht immer gut bis ans Ufer fahren; für einen Landungssteg mögen die nächsten Reichstagsabgeordneten sorgen, welche einmal einen Ausflug in unsere Kolonien machen; aber um so galanter sind

unsere schwarzen Landsleute, die unter den heftigsten Gestikulationen bis zu den Hüften im Wasser an das Boot herangewatet kommen und den Neugierigen, der schon zur Ladung bereit im Boot steht, ob er will oder nicht, einfach bei den Beinen erwischen und sehr geschickt, ohne daß er viel naß wird, schleunigst ans Ufer tragen. Es kommt auch vor, daß sich zwei Schwarze um zwei Beine streiten, das sieht noch komischer aus, ist aber für den Träger der Beine weniger angenehm. Am Lande angekommen, verlangen die schwarzen Träger natürlich mit der bekannten Handbewegung, ganz wie unsere Dienstmänner, sofort ihren Lohn. Die Damen werden genau auf dieselbe Weise ans Land befördert. Diese Beförderungsart zur Ebbezeit macht jedenfalls mehr Spaß als ein Landungssteg. —

Unsere schwarzen Landsleute sind kräftige, hoch gewachsene Gestalten von freundlichem, sehr lebhaftem Gesichtsausdruck; sie gehören zum Stamme der Suaheli, der Hauptgruppe der Bewohner Deutsch-Ostafrikas. Ueppige Palmenhaine mit reichen Früchten begrenzen das Ufer; unterhaltend ist es, einen kleinen Spaziergang durch die freundlichen Reihen der Plantagenhäuser, die Obststände, Fischläden (wie in Venedig), Geldwechselbuden, reichbesetzten geräumigen Markthallen landeinwärts zu machen; man begegnet dort öfter einer runden, strohbedeckten Eingeborenenhütte. Die Vegetation in Palmen und Farren ist unglaublich üppig und wild; hier schnitt ich mir auch eine wildwachsende, frische Ananas ab für eine Bowle, die wir uns dann an Bord des Schiffes gut schmecken ließen. Auch an einem Heiligtum der Neger, reich verziert mit bunten Bändern und Perlschnüren, einer kleinen Hütte ähnlich, aus Bambusrohr gebaut, mit vielen Gräbern in der Umgebung, bin ich im Palmenhain vorbeigekommen und dicht dahinter führt längs der Küste eine Eisenbahnlinie vorbei, eine merkwürdige Erinnerung an die Heimat nach so langer Meeresfahrt, wieder ein Verkehrsmittel wie zu Hause auf festem Grund und Boden zu finden. Die Bahn führt mehrere Kilometer weit in das Innere des Landes gegen das Usambara-Gebirge hin, dessen blaue Höhenzüge man in der Ferne ganz gut am Horizont erkennen kann, wie bei uns von München aus den Herzogstand und ungefähr in derselben Höhe. Dort auf den blauen Bergen Ostafrikas soll ja, wie man uns erzählte, ein herrliches, gesundes Klima sein, mit fruchtbarem Boden und reicher Viehzucht, aber hier unten an der Küste herrscht eine schreckliche Treibhauswärme, die für die Weißen so gefährlich ist. Die Malaria fordert auch hier unter den jungen Kaufleuten aus Hamburg zahlreiche Opfer und möge es unserm deutschen Forscher Robert von Koch noch beschieden sein, diese Geisel unserer ostafrikanischen Kolonien zu mildern, wie es ihm bereits bei der Rinderpest gelungen ist.

Erwähnen möchte ich, daß ich auf der Post in Tanga ein Telegramm nicht mit deutschem Gold bezahlen konnte, sondern erst im nebenbefindlichen Gasthaus in die ostafrikanische Rupiewährung (Silberstücke, zwischen 1—2 Mark Wert, mit dem Bildnis des Deutschen Kaisers und dem Reichsadler) umwechseln lassen mußte.

Die Küste der ganzen deutschen ostafrikanischen Besitzung hat eine Länge von 700 Kilometer. Um 10 Uhr vormittags lichteten wir wieder die Anker und fuhren am 24. Dezember nach dem schönen Sansibar hinüber. Diese Insel, welche seit dem unter Reichskanzler Caprivi abgeschlossenen Vertrag, der Oberhoheit Englands angehört, hat eine flache, reich mit Palmen und Nelkenplantagen bewachsene, fruchtbare Küste mit angenehmem Meeresklima. Sie bildet nach wie vor den Hauptstapelplatz des ostafrikanischen Handels, mit welchem aus natürlichen Gründen der günstigen, gesunden Lage und des Reichtums wegen schwer zu konkurrieren ist. Man fährt mehrere Stunden an der grünen Küste entlang und landet in einer kleinen Einbuchtung derselben vor den Häusern der Stadt Sansibar.

Die Trümmer vom zerschossenen Palaste des arabischen Sultans liegen noch am Ufer; die drei Masten seines in den Grund gebohrten Kriegsschiffes, dessen Besatzung sich bis zum letzten Augenblick tapfer gegen die Engländer wehrte, ragen vor ihm traurig aus dem Hafen empor. Der Sultan übt dort noch eine Scheinherrschaft aus, vor dem neuen Palast mit dem Harem, den die Engländer ihm noch ließen, stehen zwei alte, große Kanonen; abends um 6 Uhr verkündet Kanonendonner den Beginn einer kirchlichen Feier mit Wachtparade. Eine Kompagnie schwarzer Soldaten in Khaki mit Turban marschiert auf dem freien Platze unter englischer Führung vor dem am Fenster sitzenden Sultan vorbei, der würdevoll grüßt, und ein musikalischer Umzug beschließt das orientalische Schauspiel, das einige Aehnlichkeit mit dem Selamik im Yildizkiosk zu Konstantinopel hat. Kurz nach unserer Landung, die unter dem Gejohle einer hundertköpfigen Herde schwarzer Gassenjungen vor sich ging, begann gerade die Parade. Einige unserer Schwestern gingen nach der englischen Kirche zur abendlichen Weihnachtsfeier. — Nächtlicherweile herrscht in den engen Gassen des Handelsplatzes und in den zahlreichen Cafehäusern ein reges, tolles Treiben, mit all der Ausgelassenheit und unmoralischen Sinnlichkeit eines südlichen Hafenplatzes. Am anderen Morgen, den 25. Dezember, machten wir einen Ausflug in die nächste Umgebung, reich an malerischen Bildern aus dem Leben der Eingebornen und des üppigen Pflanzenwuchses. Auf diesem Wege sah ich Reihen von schwarzen Gefangenen mit schweren Ketten aneinandergefesselt, welche von Wachen in Khaki-Uniform zur Arbeit auf

die Felder hinausgeführt wurden. Ich versuchte, verschiedene Gruppen von eingeborenen Frauen zu photographieren, doch sind mir alle diese Versuche mißlungen, weil die schwarzen Schönen, sowie sie den Kodak sahen, regelmäßig die Rückseite zeigten; ein Beweis dafür, daß solche Versuche schon oft gemacht worden sind.

Die Umgebung von Sansibar ist ein wirklicher ununterbrochener Hain von Kokospalmen. (Vgl. „Allg. Ztg." Nr. 34, 1901.) Eine für Deutsche lesenswerte Mahnung einer englischen Zeitung, die mir erst später in die Hand kam:

„Die Insel Sansibar ist weder vom geographischen noch vom Gesichtspunkte des Handels unbeachtenswert. Sie ist für das nordöstliche Afrika, was die Delagoa-Bai für das südöstliche ist. Mit der Insel Pemba zusammengenommen, hat sie einen Flächeninhalt von etwa 1000 englischen Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 200,000 Seelen. Aber obwohl ihre Handelsmöglichkeiten verhältnismäßig unentwickelt sind, beträgt die Einfuhr doch ein und eine halbe Million, die Ausfuhr ein und eine Viertelmillion Pfund Sterling. Es ist wenig bekannt, daß Sansibar vier Fünftel der gesamten Gewürznelken der ganzen Welt liefert. Doch bringt der reiche Boden auch andere Sorten tropischer Gewürze sowie Getreide und Gummi hervor, und Elfenbein wie Häute bilden Ausfuhrprodukte der Insel. Man sollte nun glauben, daß England infolge seines Protektorats dafür sorgen würde, regelmäßige und schnelle Verbindungen mit Sansibar und Uganda zu haben. Es ist jedoch Thatsache, daß, wenn jemand schnell von London dahin reisen will, er nicht daran denken würde, einen britischen Dampfer zu benützen. Deutschland beherrscht die Meere. Es gibt keine direkte britische Verbindung zwischen London und Sansibar. Ein indischer Dampfer kriecht einmal im Monat von Aden dorthin und nimmt ein paar Frachtstücke mit. Passagiere benutzen diese Linie nie, wenn sie es vermeiden können, denn sie ist zu langsam und zu teuer. Und was Frachten betrifft, so ist die Gefahr der Verzögerung oder gar des Verlustes so groß, daß englische Kaufleute es vorziehen, ihre Waren ebenso wie ihre Leiber entweder der Deutschen Ostafrika-Linie oder den französischen „Messageries" anzuvertrauen. In beiden Fällen ist die Geschwindigkeit der Schiffe um drei bis fünf Knoten stündlich größer als die der englischen. Um von London nach Sansibar zu reisen, braucht man mit einem französischen Dampfer 17, mit einem deutschen 17 oder 18, mit einem englischen jedoch 24 bis 26 Tage.")

Auf dem Rückwege durch die Stadt machte ich für die Schwestern um 240 Mark Einkäufe an Kleidern und Schuhen; sie bedurften nämlich unbedingt leichterer Kleidung, da die Hitze vom Sonnenaufgang bis zum Abend bei dem

immer wolkenlos blauen Himmel anfing, unerträglich zu werden. In den vielen reichen Kaufläden gab es preiswürdige Sachen in reicher Auswahl. Eine von den Schwestern vertraute auf diesem Gange durch die Stadt einem 25 Jahre alten Westfalen, der schon einmal seine Laufbahn als Seekadett hatte aufgeben müssen, ihre Geldbörse mit 30 Mark in Gold an. Das Komitee in Antwerpen war wiederholt vor diesem jungen Manne gewarnt worden, hatte ihm aber trotzdem die Reise nach Transvaal unter dem Zeichen des Roten Kreuzes bezahlt. Noch bevor wir an Bord zurückgekehrt waren, vermißte die Schwester ihr Gold in der Börse; da sich der Verdacht sofort auf diesen Mann lenkte, ließ ich ihn alsbald zu mir in die Kajüte kommen und eröffnete ihm, daß er bereits telegraphisch gekennzeichnet sei. Bleich vor Schrecken rief er aus: „Das hat mein Vater gethan", und rückte mit den 30 Mk. heraus. Ich schloß ihn sofort aus der Expedition aus, nahm ihm die Rote Kreuz-Binde ab, und trotzdem bezahlte der Schatzmeister für das Komitee von Antwerpen ihm die Reise nach Pretoria weiter. In Transvaal soll er eine gut bezahlte Anstellung auf einem Fort bekommen haben. Als ich von Ladysmith nach Pretoria zurückkam, sah ich ihn wohlgemut im Transvaal-Hotel herumbummeln; was aus ihm weiter geworden ist, weiß ich nicht. Es waren noch verschiedene Europamüde an Bord, wie ich aus meinen Beobachtungen schließen konnte; mich dauerten damals schon die armen Buren; doch, glaube ich, waren sie so klug, diese Leute sich zur rechten Zeit vom Halse zu schaffen. Am Abend vorher waren einer anderen Schwester in dem Gedränge, als die Händler von Sansibar an Bord kamen, 130 Mark aus der Tasche gestohlen worden und eine holländische Schwester vermißte schon einige Tage vorher 80 Mark. Also eine ganz nette Reisegesellschaft, wie der liebe Leser sieht, hat sich damals an Bord des Schiffes befunden.

Von Sansibar bekamen wir sehr viel Früchte an Bord durch Händler; ein Korb Orangen oder sechs Ananas kosteten 1 Schilling. Der Nachtisch an Bord war daher immer reichlich mit Früchten besetzt.

Am 25. Dezember früh 11 Uhr fuhren wir zwischen zahlreichen grünen Inseln in Südwestrichtung wieder gegen das afrikanische Festland, wo wir um 6 Uhr abends zu dem seichten, engen Hafen von Dar-es-Salaam*) (eine Tagereise südlicher als Tanga) in einer schmalen, viel gewundenen Wasserrinne einbogen. Die Ufer sind dort niedrig, mit gelbem Sand bedeckt, weiter landeinwärts mit grünen Kokoshainen bewachsen; die enge Meeresstraße, die kaum

*) Dar-es-Salaam, die Betonung liegt auf der letzten Silbe, Tanga, die Betonung ist auf der ersten Silbe.

einige Schiffslängen breit zwischen den Vorsprüngen des Landes hinführt, gibt mit ihrer blauen Farbe und dem dunkelroten Abendhimmel dem Ganzen ein malerisches Gepräge. Nach dieser engen Einfahrt kommen wir in den eigentlichen inneren Hafen, in welchem unser kleiner weißer Kreuzer „Schwalbe“ mit seinem hohen Aufbau liegt, und vom Ufer herüber blinken in reiner weißer Farbe die Regierungsgebäude der deutschen Niederlassung. Links im Grünen liegt halb verborgen eine Kirche mit Spitzturm, von welchem die Klänge der Glocken am Abend des Weihnachtsfeiertages zu uns herüberdringen. Die Landung vollzieht sich hier mittelst einer Brücke einfacher als in Tanga, und wir freuen uns, am Ufer allenthalben unsere Muttersprache zu hören, während von den Dächern der Regierungsgebäude herab überall die deutsche Flagge uns entgegenweht. Zwei Schwestern vom Tropenkrankenhause erwarten uns am Ufer und führen uns durch eine breite Uferstraße in den Ort. Halbwegs kommen wir nahe am Strand in eine herrliche Palmenanlage, wo eben die umfangreichen Grundmauern aus einem festen, grauen Stein für die neue katholische Kirche erstehen. Dieselbe, in zwischen ausgebaut, ist bald darauf durch einen Orkan fast vollkommen wieder zerstört worden; man kann sich in unserer Heimat von der furchtbaren Gewalt des afrikanischen Sturmes und Wolkenbruches kaum eine Vorstellung machen. Durch einen schönen Park wandern wir zum stattlichen Wohnhaus des Gouverneurs und dann zum Krankenhause.

Dieses, in einem herrlichen Palmengarten gelegen, entspricht mit seinen großen luftigen Sälen und freien Wandelgängen, welche die frische würzige Luft vom Meere auffangen, ganz aus Stein in drei Stockwerken erbaut, allen hygienischen Anforderungen eines Tropenspitals der Neuzeit. Etwas abseits davon liegt, ebenfalls aus Stein erbaut, mit allen modernen Einrichtungen ausgestattet, ein eigenes pathologisch-anatomisches Institut. Der Operationssaal mit ausgezeichnetem Lichte ist nur mit Cementplatten, Eisen und Glas gebaut. Eine eigene Wasserleitung versorgt das Krankenhaus.

Die Schwestern führten uns, nachdem sie uns mit Bier vom „Pschorrbräu“ bewirtet hatten, noch in ihren Garten, in dem eine bunte Menge von Amaryllis-Blüten wucherten, und zum Schlusse in einen kleinen Tiergarten. In demselben hatten sie mehrere Adler, Affen und in einer großen Kiste mit Steinen beschwert einen jungen Löwen, den ihnen ein schwarzer Kranker nach seiner Genesung vor einigen Wochen gebracht hatte; das Tier war noch nicht recht zahm und deshalb so sicher verwahrt. Spät am Abend machte ich noch ganz allein einen Spaziergang in der lauen Mondscheinnacht durch die breiten, aber noch wenig bebauten Straßen von Dar-es-Salaam, so durch die Wilhelm- und Bismarckstraße, und kam

endlich an einigen hellerleuchteten Gasthäusern vorbei, wo sich die Passagiere unseres Schiffes der Musik und des Tanzes erfreuten. Das Bier war dort etwas warm, aber nicht schlecht. Es gab sogar Weißbier nach Berliner Art auf Eis gekühlt. Nachts kehrte ich an Bord des Schiffes zurück. Am 26. Dezember früh 7 Uhr unternahm ich mit einem unserer Aerzte und einer Schwester, unter Führung der Küchenschwester vom Tropenkrankenhaus, deren wirklich großartig eingerichtete, reinliche Küche ich tags vorher schon bewundert hatte, einen Spaziergang durch das Indier- und dann durch das Negerviertel.

Die verschiedenen Rassen halten sich nämlich in den Kolonien ziemlich getrennt. Das Negerviertel hat wohlgepflegte Straßen. Eine Negerpolizei sorgt für die größte Reinlichkeit in denselben und straft jede Ueberschreitung ihrer Vorschriften auf frischer That mit der Nilpferdpeitsche.

Auf den Straßen ist es um diese Tageszeit schon sehr heiß und wegen des vielen Sandes äußerst staubig. Die Hütten sind länglich viereckig, auf Pfählen aus Lehm und Flechtwerk erbaut, mit Strohdächern und machen einen angenehmen Eindruck. Ihre schwarzen Inwohner waren freundlich und aufgeweckt, mitteilsamer als die Indier, und begrüßten uns öfters mit einem deutschen Gruße, den sie mit lebhaften Gebärden der Hände und mit Schleifbewegungen der Füße begleiteten. Vor einer dieser Hütten machten unsere Schwestern Halt. Ein Neger bot uns nämlich dort für drei Pesas einen Liter Palmenwein an. Eine säuerlich alkoholische, trübweiße Flüssigkeit, die er uns aus einem großen Topfe in Flaschen abfüllte. Bei der großen Hitze war dies für uns eine angenehme Erfrischung; wir befanden uns also in einem Original-Neger-Weinrestaurant. Von dort aus gingen wir wieder dem Strande zu und kamen in die Nähe der alten Boma (der früheren, zur Verteidigung eingerichteten Burg der Eingeborenen) und dann an der Wohnung des früheren, entthronten Sultans von Sansibar, Seyd Chalid, vorbei, der sich unter deutschen Schutz gestellt hat und hier ein ganz behagliches Dasein führt. Nicht weit davon befindet sich auch nach althergebrachter Sitte der Eingeborenen im Freien, in Form eines hölzernen, schwarz-weiß-rot angestrichenen Pavillons, die Richtstätte der deutschen Regierung, wo die schwarzen Verbrecher abgeurteilt und auch mit Stockhieben bestraft werden. Wir machten dann einen Gang weiter dicht am Meere zu der traurigen Stätte des Friedhofes, der für die kleine, weiße Bevölkerung groß an Umfang war. Ich habe dort viele bekannte deutsche Namen gelesen und traurigen Herzens an die Mutter gedacht, die weit von der Heimat hier ihren Sohn hat lassen müssen.

Es gibt viele Malaria-Kranke in Dar-es-Salaam, damals lagen vierzehn Weiße (Beamte) im Spital. Es starben

im letzten Jahre von sechzig Europäern zwölf. Auch das Spital für die Schwarzen besuchten wir; die männlichen und weiblichen Kranken liegen in Hallen getrennt für sich auf Stricknetzmatten mit Holzgestell und zwei wollenen Decken. Es befanden sich hier ziemlich viele schwarze kranke Soldaten (Askari). Das Krankenhaus ist in Form eines Rechteckes in Hallen erbaut. Der mittlere große Hof dient zum Aufenthalte der Kranken im Freien. Eine kleine mittlere Halle im großen Hof dient als Küche. In der Operationshalle wurde eben von einem schwarzen Lazarettgehilfen ein Neger verbunden, dem ein anderer Schwarzer mit der Nilpferdpeitsche die Kopfschwarte der Länge nach vollkommen entzweigeschlagen hatte. Ich konnte hier gleich die fürchterliche Wirkung dieser Peitsche beurteilen.

Die Kaserne ist ebenfalls ein großer, schöner, viereckiger Hallenbau, den uns mit der größten Liebenswürdigkeit zwei deutsche Offiziere zeigten; in dem großen mittleren Hofe machten die schwarzen Soldaten in ihren kurzen Khakihosen gerade Gewehrgriffübungen, genau so, wie bei uns zu Hause die Rekruten. Die Soldaten wohnen in den Räumlichkeiten des viereckigen Hallenbaues, jeder mit seiner Frau, ein älterer Korporal (Sudanese) hat die nächste Aufsicht über sie. Mitten im Hofe befindet sich die gemeinsame Kochhalle. Der alte graue, lange Sudanese führte uns in seine Behausung und stellte uns auch dort seine Frau vor.

Viele Deutsche von Dar-es-Salaam haben inzwischen unser Schiff besucht und laben sich an dem guten Biere, das wir aus der Heimat mitgebracht haben. Wenn so ein großer Postdampfer in die Kolonie kommt, so ist das ein Ereignis, das ganz besonders gefeiert werden muß. Um 11 Uhr mittags fahren wir unter den Klängen von „Deutschland, Deutschland über alles“ und stürmischen „Hurra“-Rufen vom Kreuzer, aus dem Hafen. Die Schwestern vom Hospital, das frei in die See hinausblickt, winken uns noch lange den Scheidegruß zu, und an der äußersten Landzunge, da, wo die Einfahrt die letzte scharfe Biegung macht, haben sich die Offiziere der deutschen Besatzung am Ufer postiert und werden von uns stürmisch begrüßt. — Zwei Tage lang geht es nun unter heißem, wolkenlosem Himmel wieder weiter nach Süden auf spiegelglatter See. Das Schiff hat in Sansibar und Dar-es-Salaam einige deutsche Passagiere (Kaufleute) zurückgelassen, dafür sind mehr Portugiesen an Bord gekommen.

Am 27. Dezember 1899 landen wir in Mozambique, dem nördlichen Hafenplatz von Portugiesisch-Ostafrika. Die Küste ist eben und wenig bepflanzt, sandig und muschelreich. Außer Kokospalmen, die hier eine riesige Höhe an der Küste erreichen, aber nicht weit im inneren Lande fortkommen, sieht man wenig

andere Anpflanzungen. Mozambique selbst liegt auf einer Insel.

Es herrscht hier eine furchtbare Hitze, das Land ist schattenlos, blendend weiß, doch sollen die umliegenden Inseln außerordentlich fruchtbar sein und eine üppige Flora besitzen. Bei der Hafeneinfahrt passieren wir ein altes, halbverfallenes Fort mit alten Kanonen, mit ruinenhafter Citadelle, schwer aus Stein erbaut, Ueberreste einer früheren Kultur. Dasselbe stammt von dem portugiesischen Eroberer Albuquerque; es wurde 1508 gegen die Araber errichtet.

Vor acht Tagen hat hier ein Cyklon viele Bäume entwurzelt, riesige Palmenbäume liegen am Ufer wild durcheinander und alle Boote und Leichter hat der Sturm zerschellt, nur ein einziges eisernes Ladeschiff ist übrig geblieben, so daß wir nur wenig und langsam von unserer reichen Ladung löschen können. Die eisernen Kessel, welche auf unserem Vorderdeck lagern und für eine Zuckerraffinerie hier bestimmt sind, können überhaupt nicht ans Land gebracht werden.

Hier gibt es viele Haifische in der Bucht, die, 1 bis 3 Meter lang, fortwährend unser Schiff umschwärmen und die Küchenabfälle erhaschen. Ein italienischer Kreuzer mit vier größeren Geschützen liegt vor Anker; nach dem Mittagessen gehe ich mit einem Kollegen vom holländischen Roten Kreuz auf die Insel Mozambique, um die Verwüstungen durch den Sturm in dem Negerdorf zu besehen. Die entwurzelten Palmenstämme haben viele der mit Stroh bedeckten Negerhütten zerstört, und was noch übrig geblieben ist, hat eine nachfolgende Feuersbrunst vernichtet. Um 6 Uhr abends lichten wir die Anker und gehen wieder in die schöne blaue See hinaus, an braunroten Korallenriffen vorbei, welche die Küstenschiffahrt hier wie in Dar-es-Salaam und in Sansibar sehr gefährden. Sie ragen gleich roten Porphyrsäulen senkrecht aus dem blauen Wasser und sind mit üppigem Palmenwuchs als Kapitäl bekrönt.

Am 30. Dezember, nachmittags 2 Uhr, landen wir in Beira in den braunen Fluten des Sambesi, der sich in den Indischen Ozean ergießt. Wir können erst mit der Flut langsam in die Mündung des Flusses einfahren, auf dessen rechtem Ufer ein Waldbrand den Horizont weithin in Rauch verhüllt, während sich auf der linken Seite auf einer sandigen, flachen Insel weithin die Wellblechhütten des erst seit drei bis vier Jahren entstandenen Hafenplatzes ausbreiten. Damals hat man eine reiche Ausbeute an Gold erhofft, aus dem Innern des Maschona- und Matebele-Landes und die Bahn führt hier aus portugiesischem Gebiet in das neue Land, welches die Engländer der Kultur erschließen, in der Absicht, um Gold zu gewinnen, nämlich nach Rhodesia (Salisbury und Bulowayo), wie es die Engländer umgetauft haben. Es ist also ein junger

Handelsplatz, der aber unter der portugiesischen Wirtschaft nicht gedeihen kann, um so mehr, als die englischen Prospekte auf Gold in Rhodesia sich nicht zu bewähren scheinen.

Ein schmaler Schienenstrang führt durch die sandigen Straßen des Ortes zur Beförderung von kleinen Handkarren für Personen; die Karren werden von Eingeborenen geschoben. Zahlreiche teuere Cafehäuser und Restaurants, eigentlich nur Wellblechhütten mit zweifelhafter Bedienung, liegen an den Straßen und sind bis tief in die Nacht mit allerlei leichtlebigem Volk gefüllt.

Die hölzernen und blechernen Häuser stehen auf dem sandigen Untergrund auf Pfahlrosten wegen des ungesunden Untergrundes. Reiche Viehherden, eine kleine Art von schwarzen Buckel-Ochsen, schwarze Schweine und schöne Angoraziegen weiden in der Umgebung überall in reicher Menge. Wir besichtigen auch ein sauber hergerichtetes Schlachthaus (Matadoria), wo eben schönes Schlachtvieh hergerichtet wird.

Den Sylvesterabend feiere ich an Bord des Schiffes mit den Schwestern und Kollegen und trinke bei einer Ananas-Bowle auf die deutsche Einheit auch hier im Osten Afrikas. Es ist dies ein merkwürdiges Neujahr an des Jahrhunderts Wende; in einer lauen, herrlichen Nacht sitzen wir in leichten Leinenkleidern am Deck, während unten im Süden Afrikas ein germanisches Volk um seine Unabhängigkeit streitet.

Während sonst die Postdampfer der deutschen Ostafrika-Linie hier nur für kurze Zeit anlegen, müssen wir in der qualvollen Hitze an der öden Kiste noch länger bleiben, weil, wie uns gesagt wird, der Küstendampfer derselben Linie „Peters" von den Küstenplätzen Chinde und Quelimane noch erwartet wird. Derselbe trifft auch am 1. Januar morgens (einen Tag verspätet) ein. Möglicherweise ist ein Sturm daran schuld gewesen, der am 30. und 31. Dezember hier an der Küste geherrscht hat. Wir haben gegen Nord und West viel Wetterleuchten gesehen, auch bei uns ist das Meer sehr stürmisch gewesen; ein Mann mit einem Boot fiel den Wellen zum Opfer. — Wir konnten von dem Ausflug, den wir ins Land gemacht hatten, wegen hoher Brandung nur mit großer Mühe und ganz durchnäßt das Schiff wieder erreichen. — Nach der Ankunft des Dampfers „Peters" hatten wir noch viel Ladung zu löschen. — Schwarze Eingeborene hatten inzwischen an einem schweren eisernen Haken mit Kette am Hinterdeck unseres Schiffes einen $2^1/_2$ Meter langen Hai gefangen und waren eben bei der Arbeit, ihn zu zerlegen und zu verzehren; die Schwanzflosse des Haies war für dieselben eine Delikatesse. So gab es an Bord des Schiffes immer viel zu sehen und zu erzählen. Viele portugiesische Frauen kamen vorübergehend an Bord, um unser Schiff zu besichtigen und unser gutes Bier zu trinken;

wir nahmen auch neue Passagiere auf, mehrere Portugiesen und einige Engländer. Am 3. Januar morgens 9 Uhr machte ich nochmal mit einem Kollegen unserer Expedition und der Schwester Anna Heiler vom Eppendorfer-Krankenhaus in Hamburg einen Ausflug in zwei nahe Negerdörfer, der sehr lehrreich war. Vor allem lernte ich kennen, wie leicht man sich in der grasreichen, ebenen Steppe verlaufen kann. Wir gingen vom Landungsplatz hinter dem Bahnhof landeinwärts und wateten in dem Meter hohen Grase weiter in der Meinung, uns senkrecht geradenwegs immer mehr von der Küste zu entfernen; nach einer Stunde Laufens gelangten wir aber in der ebenen Fläche, die wenig Aussicht und keinen Fixierpunkt bot, wieder in der Nähe des Bahnhofes an die Küste. Wir waren also einen großen Halbkreis gewandert; meinen Kompaß hatte ich am Schiff zurückgelassen. Auf unserer Wanderung begegneten wir Ameisenhaufen (Termiten), die zwei und drei Meter hoch waren; Schwalbenzüge erinnerten mich lebhaft an die Heimat; zum Schlusse kamen wir in eine üppige Palmenwaldung, in der Negerhütten überall zerstreut waren. Die Negerweiber pflegen ihre kleinen Kinder auf dem Rücken zu tragen; da war es komisch zu sehen, wie Negermädchen ihre Negerpuppen aus Lehm ebenfalls in Tüchern am Rücken trugen.

Am Abend vom 2. zum 3. machte ich die Beobachtung, daß am Hinterdeck aus der großen Luke bis tief in die Nacht hinein Kisten und Fässer bei der elektrischen Beleuchtung unseres Schiffes ausgeladen wurden. Ein Oesterreicher, der von Amsterdam aus, wie so mancher andere, unserer Expedition zugeteilt war, aber als anständiger Mensch mir die Rote Kreuz-Binde schon in Port Said zurückgegeben hatte, weil er nie Dienste unter dem Roten Kreuz machen wollte, machte mir die Mitteilung, daß in diesen kleinen Kisten und Fässern Kriegsmunition ausgeschifft werde. Er hatte diesen Verdacht aus verschiedenen Anhaltspunkten gefolgert; ich schenkte seinen Mitteilungen keine besondere Beachtung, doch wurde ich später darauf wieder von selbst zurückgeführt. Nach unserer Landung in Delagoa-Bay machte mir der Schatzmeister der Expedition die vertrauliche Mitteilung, daß er noch vieles wisse, was er mir in Pretoria mitteilen werde und daß in jenen Kisten in Beira Munition ausgeschifft worden sei. Ich erfuhr auch in Pretoria durch den Rechtsanwalt der Expedition, daß jene in Beira ausgeschifften Fässer die Firma seines Bruders getragen haben, der eine Zementfabrik in Belgien besitze. Derselbe habe allerdings mit der Expedition nichts zu thun, aber in diesen Fässern sei kein Zement, sondern Munition gewesen. Während der Verladung dieser Fässer waren die männlichen Mitglieder der belgischen Expedition, voran der Schatzmeister und Rechtsanwalt, sowie der belgische Chefarzt und

der belgische Apotheker in der Nacht vom 1. zum 2. und 2. zum 3. Jan. nicht an Bord des Schiffes. — Nach dem Dampfer „Peters“ kam noch ein französischer Postdampfer in Beira an, die „Gironde“, welche uns die Nachricht brachte, daß der seit 28. Dezember 1899 in Delagoa-Bay fällige „Bundesrat“ unserer Linie bis zum 30. Dezember auf der Hinfahrt dort noch nicht eingetroffen sei. Es war damals gerade Sturm auf See, möglicherweise hatte ihn dieser zurückgehalten, möglicherweise hatten ihn die Engländer gekapert; telegraphische Verbindung gab es ja für uns keine, da die Engländer alle Telegramme streng zensierten, fremde Telegramme fast nicht mehr durchließen; vorsichtshalber ging unser Kapitän noch zum englischen Konsul in Beira, um sich zu erkundigen, was die Engländer unter „Kriegskontrebande“ verstehen; dieser erklärte, daß darunter alle Sendungen einbegriffen sind, welche auf den Krieg Bezug haben. (Allerdings ein sehr dehnbarer Begriff.) Wir hatten nur drei Kisten, nach Pretoria bestimmt, an Bord, dieselben enthielten Knöpfe u. dgl. Alle andere Ladung ding nach Durban oder Lourenzo-Marques. — Am 3. Januar 1900 (am 4. Januar hätten wir fahrplanmäßig schon in Pretoria sein sollen) nachmittags 4 Uhr gingen wir also unter allen möglichen Mutmaßungen bei gutem Wetter nach Delagoa-Bay in See. Am 4. Januar 1900 hatten wir starkes Gewitter, die See war sehr bewegt, das Schiff rollte heftig von einer Seite zur andern, doch am Abend klärte sich das Wetter wieder auf, in der Nacht erglänzte im hellen Schein der Mond in einer Pracht, wie sie nur in tropischen Zonen gesehen werden kann. —

Wir befinden uns unter dem südlichen Wendekreis, als um 6 Uhr abends rechts vor uns von der Landseite her ein schnell fahrender Zweimaster am Horizonte auftaucht. Anfangs vermuten wir in ihm den verspäteten „Bundesrat“, doch bald erkennen wir aus seinem Bau, daß es ein Kriegsschiff, ein englischer Kreuzer ist. Alles läuft zum Oberdeck und mit großer Schnelligkeit kommt uns das fremde Schiff steuerbordwärts näher. Von demselben soll auch geschossen worden sein, doch habe ich dies nicht beobachten können. Es wird uns in rascher Folge signalisiert: „Stopp“; wir haben es mit dem englischen Aviso „Thetis“ zu thun. Derselbe hat zwei große Geschütze am Oberdeck, zwei kleinere jederseits am Unterdeck; es wird rasch von ihm ein Boot ausgesetzt und 16 Mann mit Gewehr und drei Offiziere kommen zu uns an Bord. Die Offiziere begeben sich sofort in die Kajüte zu unserm Kapitän, dort wird lange verhandelt, während bei uns im ersten Salon gerade das Abendessen aufgetragen wird. Niemand hat natürlich Lust zum Essen, fortwährend wird gefragt und werden Vermutungen ausgetauscht über die Dauer dieses ungebetenen Besuches und unsere Zukunft. Inzwischen fährt der englische

Kreuzer an unserm Steuerbord hart vorbei hinten herum und stoppt backbordwärts gefechtklar einige hundert Meter von uns. Mit elektrischem Scheinwerfer arbeitet man von dem Kriegsschiff gegen uns, so daß zur allgemeinen Belustigung bald das Hinter-, bald das Vorderdeck unseres Schiffes hell erleuchtet ist. Die drei englischen Offiziere lassen sich von unserm Kapitän die Schiffspapiere zeigen, beanstanden mehrere Kisten mit Metall-Knöpfen, welche nach Transvaal bestimmt sind, und außerdem einige mächtige eiserne Kessel, welche, für eine Zuckerfabrik bestimmt, wegen Zeitmangel nicht mehr in

„Thetis".

Beira auf den Küstendampfer haben verladen werden können, der Kriegskontrebande verdächtig, erklären das Schiff als Brise. Ein Brisenoffizier, Leutnant Sunner, mit 16 Mann unter Gewehr als Wache bleiben an Bord, wir müssen unsern Weg in Begleitung des englischen Kriegsschiffes (steuerbordwärts auf etwa 800 Meter) den Weg nach dem nächsten englischen Hafen Durban fortsetzen. Unsere Besatzung macht natürlich ihren Dienst am Schiffe wie bisher, doch auf der Kommandobrücke ist ein englischer Matrose postiert, der mittelst Lichttelegraphen fortwährend in der hereinbrechenden Dunkelheit Signale mit seinem Kriegsschiff austauscht. Je zwei Mann der englischen Matrosen auf Vorder-, vier auf Hinterdeck und ebenso auf Zwischendeck halten unter Gewehr Wache.

Beim Frühstück saß im ersten Salon rechts neben mir der erste englische Offizier, Leutnant Sunner saß rechts neben unserem Kapitän; das Essen wurde dem Ernst der Lage entsprechend mit geringer Unterhaltung eingenommen, doch

schmeckte es allen vortrefflich. So ging es am Freitag den 5. Januar immer weiter südlich in ruhiger See an der Bai von Lourenzo-Marques vorbei.

Das Log zeigte am 5. Januar 1900 mittags 12 Uhr: Breite 26° 42′ südlich, Länge 33° 43′ östlich, Distanz 243 Seemeilen, Durchschnittsfahrt 16,6 Knoten, Restdistanz 242 Seemeilen von Beira nach Durban. —

Die „Thetis“ ist ein mäßig großer Ramm-Kreuzer mit einem vordern Signalmast und einem hinteren Gefechtsmast, hat zwei Schornsteine und ist schwarz gestrichen. Er war bis auf die Rhede vor Durban unser stetiger Begleiter steuerbordwärts. Die englische Mannschaft verhielt sich auf unserem Schiffe sehr ruhig und gemessen, es kam zu keinerlei wesentlichen Störungen auch bei den Passagieren der zweiten und dritten Klasse. Unser Kapitän hatte allerdings auf einige Unzukömmlichkeiten hin in der zweiten Klasse, wo einige Damen, Holländerinnen, dem als Wache auf- und abmarschierenden englischen Matrosen durch Stühle den Weg versperren wollten (der englische Offizier ließ dann die Wache auf der anderen Seite des Hinterdecks ohne Gewehr und später gar nicht mehr patrouillieren), einen entsprechenden Anschlag gemacht, nachdem der Brisenoffizier Leutnant Sunner, ein sehr liebenswürdiger und taktvoller Mann, sich darüber beschwert hatte. Die englische Besatzung machte einen guten Eindruck. Bemerkenswert war es, daß die wenigen Passagiere erster Klasse englischer Nationalität vom Tage der Kaperung an äußerst aufgeräumt waren und viel mit den englischen Offizieren verkehrten; besonders ein junger, bleichsüchtiger Engländer, der seiner Gesundheit halber mit Frau in das Hochland hinter Durban (Karoo) reisen wollte; derselbe hatte uns auf der Herreise schon früher, als wir in Sansibar über Deutschland die Nachricht der letzten Burensiege von Colenso und Scholzneck-Maggersfontein erhalten hatten, häufig wiederholt, „wir müssen den Krieg gewinnen, auch wenn es viele tausend Millionen Pfund Sterling kostet“. Zu dieser Gruppe gehörte auch die Baronin von Issendorf, welche über Durban zum Prinzen von Holstein reisen wollte. Leutnant Sunner drückte uns gegenüber des öftern sein lebhaftes Bedauern aus, daß er das Schiff festhalten müsse, es sei dies seine Pflicht, doch keiner der Passagiere möge sich persönlich als Gefangener betrachten. In der zweiten und dritten Klasse waren auch einige Engländer, darunter ein Unteroffizier, der einen schwarzen Verbrecher in Ketten nach Kapstadt transportieren mußte; diese legten nun natürlich alle ihre Uniform und Ordensdekorationen an. Früher war es gar nicht allgemein bekannt, daß sie Engländer waren. Vielleicht hat mancher von den andern Passagieren denselben gegenüber unüberlegte Bemerkungen fallen lassen.

Am 5. Januar in aller Frühe, als wir uns Durban näherten, aber auf hoher See noch waren, wurde auf unserm Topmast die englische Kriegsflagge gehießt, welche die englischen Matrosen schon im Augenblick der Kaperung mit auf unser Schiff gebracht hatten. Unser Kapitän wollte an diesem Morgen die deutsche Postflagge hissen, doch wurde ihm dies von der „Thetis“ untersagt. Es rief dies natürlich einen allgemeinen Sturm der Entrüstung hervor, doch wurde dieser Akt mit würdevoller Mäßigung hingenommen; war ja auch nichts daran zu ändern, wir waren nun einmal englische Briefe. —

Gegen Mittag langen wir auf der Rhede von Durban an, wo ebenfalls auf der Außenrhede unser deutscher Kreuzer „Condor“, ein weißes kleines, schlankes Schiff, am Abend vorher zufälligerweise von Kapstadt angekommen ist. Derselbe hat die Bestimmung, nach Dar-es-Salaam zu fahren, um dort die „Schwalbe“ als Stationsschiff abzulösen. Es ist dies eine glückliche Fügung; denn dieses Schiff signalisiert sofort zu uns herüber, warum wir gekapert seien? Unser Kapitän läßt eben so schnell antworten „Grund unbekannt“, als auch schon von der „Thetis“ her jedes weitere Signalisieren verboten wird. Die Engländer nehmen nun das Signalisieren selbst in die Hand. Von unserm deutschen Kriegsschiff kommt alsbald ein Boot mit unseren strammen Blaujacken an unser Fallreep herangerudert, ein deutscher Seeleutnant war in diesem Boot, der englische Leutnant Sunner und hinter ihm auch unser Kapitän stiegen zum deutschen Boote das Fallreep herunter; der deutsche Leutnant wird von unseren Passagieren mit der „Wacht am Rhein“ und stürmischem „Hurra“ begrüßt; der englische Leutnant will dem deutschen Leutnant den Zutritt zum Schiffe verwehren, indem er demselben zuruft: „Der Herzog sei sein Schiff“; der deutsche Leutnant entgegnet, er habe gar nicht die Absicht, heraufzukommen, sondern sich nur nach uns zu erkundigen, besonders ob alles gesund an Bord sei. In diesem Augenblick reicht unser Kapitän v. Issendorf, über den Kopf des Engländers hinweg, dem deutschen Leutnant einen schriftlichen Protest gegen die Kaperung und das Verzeichnis unserer Ladung; der englische Leutnant fragt, was dies sei, inzwischen aber hat der deutsche Leutnant schon den Protest in der Hand. Unter lautem Zurufen unserer Passagiere kehrt das Boot zum „Condor“ zurück, indem uns der deutsche Offizier noch „Auf baldiges Wiedersehen“ zuruft. — Ich glaube, wir haben nur diesem glücklichen Umstande, daß eines unserer Kriegsschiffe in Durban gelegen hat, es zu verdanken, daß wir ziemlich bald aus unserer unerquicklichen Lage befreit wurden. — Sollte einmal wieder ein Reich die Durchsetzung einer neuen Flottenvorlage nötig haben, so wäre es ein gutes Mittel, die etwaigen Gegner der Vorlage eine Luftreise auf einem Schiffe

bei großer Hitze und schmaler Kost machen und dann für acht Tage von einem fremden Kriegsschiffe kapern zu lassen; ich glaube, sie würden alle bald einsehen, daß ein wachsendes Reich mit großen Handelsbeziehungen überall in der Welt seine Flagge zeigen und den Handel und Verkehr schützen muß.

Der folgende Tag, der 6., verlief sehr ruhig. Es waren noch ungefähr 200 Reisende nach Delagoa-Bay an Bord. Zu essen und zu trinken haben wir immer noch gehabt, sogar noch herrliches Spatenbier vom Faß, das Glas mit $^4/_{10}$ Liter zu 30 Pfennige. Untertags wurde von Bord aus von den Passagieren fleißig nach kleinen Fischen geangelt. Wir waren aber auf unserm Schiff von der Außenwelt vollständig abgeschnitten und konnten über unsere Zukunft gar nichts erfahren; der englische Offizier meinte nur, daß unser Schiff in den nächsten Tagen wahrscheinlich in den inneren Hafen gebracht werde, daß dort die Ladung ans Land gebracht und von einem Brisengericht untersucht werden würde. Also eine recht heitere Aussicht auf baldiges Fortkommen der Ambulanzen nach Transvaal. — Inzwischen sind die Gemüse und Früchte, auch die Getränke an Bord sehr zur Neige gegangen, so daß unsere Mahlzeiten sehr einförmig werden; auch schaukeln die Wellen auf der Außenrhede unser Schiff oft stark hin und her. In unserer nächsten Nähe liegen zwei große englische Kriegsschiffe, aber gleich Totenschiffen, ohne Leben, fast ohne Kanonen und Mannschaft. — Das größere von ihnen, ein schneller Kreuzer, „Terrible", hat 14,000 Tonnen Gehalt, vier Schornsteine. Er gehört zu den größten Kreuzern der englischen Marine. Seine Kanonen sind auf dem Wege nach Ladysmith. Außerdem liegen viele Transport-Dampfer im Außenhafen; die Engländer sollen vorgestern 7000 Mann und viele schöne Pferde hier gelandet haben. Der ganze Hafen bietet also ein sehr bewegtes kriegerisches Bild. Am Ufer sehen wir viele Leute aus den Straßen Durbans herausströmen, die sich natürlich das neueste Ereignis ansehen wollen, und über der Küste steigt in schön grün bewachsenen Terrassen das Villenviertel von Durban hoch empor. Durban ist die schönste Stadt Südafrikas, hat durch den terrassenförmigen Aufbau Aehnlichkeit mit Genua, sein Klima ist mild, gesund: Seeluft und reinste Gebirgsluft finden sich hier vereint. Seine Bedeutung als Hafen verdankt es dem reichen Hinterland von Natal*) und Transvaal*). Das Land hat früher den Buren gehört und heißt eigentlich „de Urban"; die Buren sind von den Engländern vertrieben worden, und jetzt ist es „Port Natal" der letzteren.

Am 8. erfuhren wir einige Neuigkeiten: Es wurde nämlich der Kapitän des „Bundesrates", dessen Schiff schon seit zehn Tagen

*) Die letzte Silbe ist die betonte bei der Aussprache.

ohne Untersuchung im innern Hafen lag, vermittelst eines kleinen Transportdampfers an Bord gelassen. Derselbe zeigte uns in der Ferne die Masten seines im innern Hafen liegenden Schiffes, auf deren einem wir die deutsche Postflagge erkennen konnten, und sagte uns, daß erst seit Samstag, den 6. morgens, seitdem eben das deutsche Kriegsschiff angekommen ist, seine Passagiere haben ans Land gehen dürfen und seit heute, Montag den 8. morgens, seine Ladung durchsucht werde, und daß dann wahrscheinlich morgen Dienstag den 9. wir die Freude haben werden, in den inneren Hafen zu kommen. Er teilte uns auch mit, daß der Protest, welchen unser Kapitän dem englischen Admiral der „Thetis" hatte übergeben lassen, noch gar nicht beim deutschen Konsul in Durban eingelaufen sei. Außerdem erfuhren wir am gleichen Tage durch einen englischen Offizier, der es unter Lachen einem andern Engländer erzählte, daß auch das nächstfällige Schiff unserer Linie, der „General", schon in Aden an der Kette läge. Somit war die ganze deutsche Ostafrikalinie in der ersten Woche des Jahres 1900 von den Engländern gestoppt und sogar die Post nach unsern Kolonien unterbunden. Hätten wir damals am Suezkanal einen Kreuzer gehabt, so hätte der das jeweilige Schiff der Linie bis nach Durban begleiten und die nötige Untersuchung selbst vornehmen können. — Inzwischen wurden von den einzelnen Expeditionen des Roten Kreuzes auch von anderen Passagieren, Oesterreichern, Italienern, Deutschen wiederholte und dringliche Proteste wegen des langen Aufenthaltes an den Brisenoffizier abgegeben. — Am 8. Jan. morgens wurde auch folgendes Manifest vom 7. Jan. 1900 auf unserem Schiffe in mehrfachen Exemplaren angeschlagen: Beifolgende Information des Kommandos der „Thetis" betr. die Landung der Passagiere vom Deutschen Reichspostdampfer „Herzog": Die portugiesischen Herren Passagiere werden noch heute nach Delagoa-Bay weiter geschickt. Ueber die anderen Passagiere ist noch keine Entscheidung getroffen. Die Proteste des Roten Kreuzes sind der Behörde vorgelegt (Brisengericht) und warten der Entscheidung. Der Kommandant hofft, daß dieselben schnellstens erledigt werden.

Ueber die Konfiskation des Deutschen Reichspostdampfers „Herzog" schweben Unterhandlungen zwischen Berlin und London.

gez. v. Issendorf.

Montag den 8. Januar 1900, morgens 8 Uhr, werden die portugiesischen Beamten und Offiziere, darunter der neue Gouverneur des Zambesigebietes von einem Boote des „Terrible" abgeholt. Die Portugiesen konnten in ihrer lebhaften Freude nicht schnell genug die Schiffstreppe hinablaufen, so daß einer von den Offizieren dabei ins Wasser fiel, er wurde aber glücklicherweise sofort wieder aufgefischt. Alle miteinander wurden dann nach einem Dampfer der „Castle-Line", deren mehrere, an

ihrem blaugrauen Anstrich kenntlich, auf der Rhede lagen, gebracht, damit sie mit diesem zurück nach Delagoa-Bai führen. Sodann folgten eine Menge indischer Kaufleute, die in ihren bunten Trachten schon lange ungeduldig bei großer Hitze auf dem Vorderdecke gewartet hatten; die Frauen derselben waren in farbigen, seidenen Tüchern dicht verhüllt; sie, wie die Männer, hatten an Fingern, Armen und Zehen reiche goldene und silberne Ringe. Sie wurden mit einem Korb an einem Krahnen vom Vorderdeck herab bei ziemlich hochgehender See in einen kleinen Schleppdampfer sehr mühselig hinübergeladen. Dabei ereignete es sich, daß einem indischen Zauberer, der uns oft durch seine Gaukeleien die Zeit verkürzt hatte, alle seine Kisten und Koffer mit Schlangen, Ichneumon und Zauberstab ins Wasser fielen. Man gab sich viele Mühe, die Kisten wieder aufzufischen, doch die tückischen Wogen stießen sie von dem großen Schiff an das kleine, bis sie vollständig in Stücke gingen und ganz verloren waren; da half keine Zauberbeschwörung mehr.

Als unsere anderen Passagiere sehen mußten, wie zuerst die Portugiesen, dann die Indier ausgeschifft wurden (auch der gefangene Schwarze in Ketten mit seiner englischen Wache war dabei), bemächtigte sich ihrer bald eine sehr niedergeschlagene Stimmung; wußte doch niemand, was weiter geschehen werde, und gerade diese Ungewißheit war so peinlich. Ich glaube, daß viele auf dem Deck in scheinbar ruhiger Stimmung auf- und abgingen und die Faust in der Tasche geballt hatten; wenigstens sahen die Gesichter darnach aus. Ganz gewiß war es unrecht, so viele wirklich harmlose Passagiere und namentlich die Aerzte und Schwestern vom Roten Kreuz so lange zurückzuhalten. Protest auf Protest wurden wieder beim englischen Brisenleutnant eingereicht, so daß dieser zuletzt den Anschlag machen ließ, daß die Passagiere sich in allen Fragen zuerst an die Wache wenden sollten. Ein englischer Unteroffizier, der von Sansibar aus mitgefahren und früher öfters mit aufgestülpten Hemdärmeln und der Nilpferdpeitsche (Jambouk) in der zweiten und dritten Klasse auf- und abgegangen war, zog jetzt Khakiuniform an, setzte sein Käppi auf und meldete fortgesetzt an den Brisenoffizier und Lord Wincheſter, welcher in der ersten Klasse, zum Grabe seines am Tugela gefallenen Bruders eilen wollte, Mitteilungen aus der zweiten und dritten Klasse. Unser Kapitän aber ließ ihn alsbald aus der ersten Klasse hinausweisen. — Da, um 5 Uhr abends des 9. Januar, kam die Erlösung in Gestalt eines Flaggensignales vom „Terrible“, der 200 Meter von uns entfernt, steuerbordwärts lag. Er signalisierte, daß wir und unser Schiff frei wären. Sofort kam der Brisenoffizier Sunner selbst hocherfreut (denn man sah ihm während der ganzen letzten Tage an, daß ihm

sein Amt nicht viel Freude machte) zu uns ins Rauchzimmer und meldete uns die freudige Botschaft unserer Befreiung, indem er laut rief: »You are free«. Es wurde anfangs allenthalben nicht geglaubt (man hatte sich schon an die lange ungewisse Zeit etwas gewöhnt), bis von unserm zweiten Mast schleunigst die englische Kriegsflagge herunterfank und sofort unsere deutsche Postflagge gehißt wurde. Allgemeiner Jubel wurde laut auf allen Decks des Schiffes, aber in gemäßigter anständiger Weise, weil ein Anschlag des Kapitäns jede Demonstration verboten hatte. Wir schüttelten dem Leutnant Sunner und uns gegenseitig die Hände, einige Glas Champagner wurden geleert und versöhnt schieden wir voneinander. Die englische Besatzung wurde bei sehr hoch gehender See mittels zweier vom „Terrible“ entsandter Boote abgeholt. Mir machte es den Eindruck, als ob die Leute selbst sehr gerne wieder vom Schiff abzogen, so schnell waren sie eingeschifft. Ein Offizier verfehlte beim Absteigen von der stark bewegten Strickleiter das auf- und abtanzende Boot und fiel ins Wasser, ohne jedoch Schaden zu nehmen. Einige von den Passagieren brachen in lautes Lachen aus, während die Leute der Expeditionen sich vollkommen ruhig verhielten, was mich sehr freute. Eines der englischen Boote mit einem Teil der Besatzung wurde von den Wellen der hoch gehenden See in das Meer hinausgetrieben, der „Terrible“ signalisierte heftig mit Fahne und seiner Sirene um einen Schlepper, der das mit den Wellen kämpfende Boot alsbald im Schlepptau wieder hereinbrachte. — Die englische Besatzung hatte mustergiltig mit Anstand ihre Pflicht gethan, der erste Offizier entschuldigte sich wiederholt, daß er nicht anders konnte, in der geschilderten Weise für sein Vaterland zu handeln. In der zweiten Klasse wurden nun viele deutsche Sänge und auch das Burenlied gesungen. Gegen Abend erhitzten sich dort die Gemüter gegenseitig in ziemlich bedenklicher Weise; eine von den Verpflegerinnen, die ich wegen ihrer unpassenden Bemerkungen zur Rede stellte, ereiferte sich sehr. Es begann eine allgemeine Spionenriecherei: ein einarmiger Dr. phil., ein Deutscher, der in Sansibar eingestiegen war, wurde namentlich stark verfolgt; man wollte ihn ins Wasser werfen, mehrere Forderungen sollten ausgetragen werden. Besonders stark beteiligte sich an diesen Hetzereien ein Oesterreicher. Ein anderer wollte Geld sammeln zu einem Dankestelegramm an den Deutschen Kaiser. Der während der Gefangenschaft verhaltene Groll machte sich eben nach der plötzlichen Befreiung in explosiver Weise Luft. —

Mag man über dies Ereignis denken, wie man will, so scheint doch eines ziemlich sicher zu sein, daß wir der Anwesenheit des „Condor“ allein und der nur dadurch möglichen sofortigen Meldung nach Berlin es zu verdanken haben, daß wir ohne jede

Untersuchung (nachdem man uns gerade behufs der Untersuchung nach Durban geschleppt hatte) in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder frei gekommen sind. Nach den Worten Cromwells ist ein Kriegsschiff der beste Gesandte. — Nun läßt sich das ganze Ereignis nach dem Grundsatze »audiatur et altera pars« aber auch in einem anderen Lichte betrachten: Man vergegenwärtige sich, daß englische Zeitungen schon zu der Zeit, als der „Herzog" in Amsterdam abfuhr, die Nachricht brachten, es kommen auf unserem Schiffe Leute aus Europa nach Transvaal, die den Buren Kriegsmunition und Verstärkung bringen sollen, es seien darunter auch verkleidete Offiziere. Diese Blätter forderten die englische Regierung auf, der Sache näher zu treten. Jedenfalls scheinen sich die betreffenden Herren in Amsterdam sehr laut und unüberlegt benommen zu haben, denn sonst hätten solche Meldungen nicht nach London kommen können. Wenn sich der liebe Leser außerdem noch an das erinnert, was ich mitgeteilt habe, so wird er es den Engländern nicht so sehr verübeln, wenn sie einen etwas ausgiebigen Gebrauch vom Kriegsrecht zur See gemacht haben. Ich bedauere nur alle, welche unschuldig darunter haben leiden müssen.

Am Morgen des 10. Jan. 1900 erhielten wir in drei Booten vom „Condor" in schwarz-weiß-rot-geränderten Säcken (ca. 12 an der Zahl) die für Delagoa-Bai fällige, aber verspätete Post vom „Bundesrat". Die Portugiesen, welche tags vorher nach dem Castle-Boot gebracht worden waren, darunter auch der Gouverneur, kamen schleunigst, als sie unsere Abfahrt erfuhren, wieder auf unser Schiff, das schneller fuhr als die „Castle Line", zurück. Wir setzten dann noch einige für Durban bestimmte Passagiere vermittelst des Korbes in den kleinen Transport-Dampfer ab und lichteten um 4 Uhr nachmittags die Anker. „Terrible" signalisierte „glückliche Fahrt" und dicht an unserm „Condor" vorbeifahrend, begrüßten wir unsere Matrosen, die in allen Raagen standen und aus allen Luken zu uns herüberwinkten, mit einem stürmischen „Hurra", das sicher jedem Deutschen durch den Körper gezittert und unvergeßlichen Eindruck gemacht hat.

Wir hatten an diesem Tage ziemlich hohe See von vorn, überholten aber dennoch am 10. Jan. 1900 mittags 3 Uhr, an der herrlich bewaldeten Küste entlangfahrend, das Boot der „Castle Line". Unser portugiesischer Gouverneur freute sich darüber ungemein. Nach herrlichem Sonnenuntergang fuhren wir bei Mondschein in die schöne Bucht von Delagoa-Bai ein.

In die geräumige, durch eine Halbinsel und Insel außerordentlich geschützte Bai von Delagoa münden bedeutende Ströme und Flüsse von Südafrika.

1. der Limpopo (die Betonung liegt auf der zweiten Silbe), welcher die nördliche Begrenzung Transvaals bildet und die größten Zuflüsse von dort (z. B. Olifantriver) erhält.

2. der Komatifluß (die Betonung liegt auf der zweiten Silbe),
3. der Umbeloſi,
4. der Tembe- oder Goafluß,
5. als ſüdlichſter, der Mabuta.

Das nahe Land verbreitet denſelben tropiſch ſumpfigen, mit dem ſüßlichen Duft von aromatiſchen Blüten untermiſchten Geruch, wie in Tanga. — Zwei engliſche, ein ſchönes holländiſches („Friesland"), ein franzöſiſches Kriegsſchiff liegen hier vor Anker. Delagoa-Bai iſt der beſte und ſicherſte Hafen Afrikas. Links ſehen wir die Umriſſe der Cheſina-Inſel und rechts Inyak. Auf dieſer Inſel fand die erſte Niederlaſſung in der Gegend ſtatt. Vor uns dehnt ſich der Hafen mit ſeiner ruhigen, ſpiegelglatten Waſſerfläche, welche mehr als 100 km breit iſt und ca. 40 km in der Längsrichtung mißt, aus. Im Hintergrunde ſehen wir die Lichter von Lourenzo-Marques ſchimmern und den Abſchluß bildet ein ſanft anſteigendes Gelände, welches hie und da von Palmen überragt wird. Am nächſten Morgen brachten wir unter ſtrömendem Regen das Gepäck und die Kiſten der Ambulanz an Land, wo es im portugieſiſchen Zollhaus abgelagert wurde, und machten hierauf eine Wanderung durch Lourenzo Marques, welches die ſüdlichſte Beſitzung der Portugieſen in Südafrika bildet. Dieſe Stadt hat einen verhältnismäßig raſchen Aufſchwung erfahren, nachdem ſie im Jahre 1875 nur 458, heute hingegen über 1000 Einwohner zählt, von denen 700 Portugieſen ſind. Daneben beherbergt ſie 2 bis 300 Araber und Indier. Sie beſitzt auch Feſtungswerke, die auf ein hohes Alter ſchließen laſſen, jedoch gerade deshalb gegen etwaige Angriffe nur wenig Schutz bieten würden. Die niedrigen Häuſer haben meiſtens flache Dächer, ſind ſehr farbig, himmelblau und rot angeſtrichen und geben mit den dunkelgrünen Palmenhainen und dem roten Lehmgrunde ein ſehr farbenreiches Bild.

Die geraden Straßen führen alle ſenkrecht vom Ufer in das ungeſunde, ſumpfige Land, das ſich bald auf einige hundert Meter erhebt; auf dieſer geſünderen Höhe liegen in lauer Luft die Villen der Reichen. Die Vegetation iſt faſt ganz tropiſch. Bananen und Kokospalmen kommen allenthalben vor.

Das Leben iſt hier ſehr teuer. Die Preiſe in den Hotels ſind hoch; die Zimmer, welche aus Räumen einfachſter Art beſtehen und zu ebener Erde im Hofe liegen, koſten bei ſchlechter Verköſtigung ohne Getränke 20 bis 30 Schillinge*) im Tag.

Bereits 1544 wurde die Mündung des Tembe- oder Goafluſſes (nach andern Lagoa) von dem Portugieſen Lourenzo Marques beſucht und eine kleine Station dort gegründet; doch thaten die Portugieſen für die kleine Beſitzung faſt nichts, ſo daß Eigentumsurkunden aus jener Zeit kaum be-

*) 1 Shilling = 1 Mark.

stehen. 1719 erschienen in der Bai die Schiffe der holländisch-ostindischen Kompagnie, von der zwei Jahre später hier ein Fort gebaut wurde. 1730 wurde diese Anlage wieder aufgegeben wegen Meuterei der Soldaten. Zugleich protestierten die Portugiesen gegen die holländische Niederlassung. Trotz alledem verstanden es die Portugiesen nicht, die Kolonie zu heben, bis 1776 der deutsch-österreichische Kapitän Bolz von der Asiatischen Gesellschaft zu Triest in der Bai erschien, am Ufer des Lagoaflusses und auf der gegenüber liegenden Insel Inyak Handelsfaktoreien errichtete. Da rafften sich die Portugiesen abermals auf, stützten sich auf ihre Vorrechte und veranlaßten die Aufhebung dieser deutsch-österreichischen Niederlassung, bauten 1787 ein neues Fort und legten den Grund zur späteren Stadt Lourenzo Marques (sprich Laurenso Markes), zum Teil auf dem Platze der alten holländischen Befestigung.

Damit hatten sie eigentlich erst Besitz von der Bai genommen, aber für die Verbesserung der Hafenanlagen und des Handels geschah wiederum nichts. Erst den Buren blieb es vorbehalten, genau wie sie die Bedeutung Transvaals den Augen der Welt zeigten, so auch die Wichtigkeit dieses Hafens zu erkennen.

Schon diese eine Thatsache beweist das kolonisatorische Talent und den weiten Blick der Buren, wenn sie auch nicht wie andere Völker nach kleinlichem materiellen Gewinn streben, der nur die Taschen einzelner mit Gold und Diamanten füllt und eine ungezügelte Leidenschaft in der Spekulation mit Ausbeutung eines Landes groß zieht; allein der rücksichtslosen Gewalt haben sie immer wieder weichen müssen. —

Wie allgemein bekannt, waren die aus der Normandie Vertriebenen, denen sich Holländer und Deutsche zugesellten, die ersten Kolonisten am Kap als freie Bauern unter dem Protektorate eines Prinzen aus dem Hause Oranien. Im Beginn des 19. Jahrhunderts richtete fast gleichzeitig England und Frankreich sein Augenmerk auf dieses Besitztum, das auch schließlich in die Hände der Engländer kam, indem sie eine Flotte hinsandten. Die Buren wandten sich, da sie nicht unter der englischen Oberhoheit in der Kap-Kolonie bleiben wollten, in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts in verschiedenen großen Zügen (Trekks) nordwärts. Ein Teil derselben ging über den Orange-River, ein anderer mehr ostwärts und gewann dort zuerst das spätere Natal, dann weiter nördlich den eingeborenen kriegerischen Negerstämmen wieder ein neues Land ab. Dieses neue Land nördlich der Drakensberge nannten sie Transvaal. Der Verkehr mit der Außenwelt, der über Durban oder Kapstadt zum Meere führte, wurde ihnen aber von den Engländern durch hohe Durchgangszölle keineswegs leicht gemacht. Die Buren versuchten daher wiederholt Verbindungen mit der portugiesischen

Regierung anzuknüpfen, um durch die Delagoa-Bai die nötigsten Lebensbedürfnisse, auch Maschinen und Gewehre, einführen zu können. 1843 erhielten sie von Portugal die Erlaubnis, sich im Hinterlande von Delagoa-Bai niederzulassen und eine selbstständige Staatsgemeinschaft zu bilden.

Sie nannten ihre Staatsgemeinschaft „Süd-Afrikanische Republik von Transvaal“*) und wählten sich einen Präsidenten für ein Jahr.

Im Jahre 1850 fanden zu Obrigstad Verhandlungen statt, welche diese freundschaftlichen Handelsbeziehungen bekräftigten.

1868 proklamierte der damalige Präsident Martinus Wessel Pretorius, der den Wert der Delagoa-Bai vollkommen erkannte, die genauen Grenzen seiner Republik und erklärte bei dieser Gelegenheit den Mabuta-Fluß als zu Transvaal gehörig, um zum wenigsten einen kleinen Anteil von der Delagoa-Bai für sein Land zu sichern. — Dagegen protestierte natürlich Portugal und England.

1875 erklärte ein Schiedsgericht unter dem Vorsitze des französischen Marschalls MacMahon Portugal als den alleinigen Besitzer der ganzen Bai, obwohl Portugal seine rechtmäßigen Ansprüche von altersher nicht beweisen konnte.

Es war schon länger bekannt, daß in den Gesteinen Transvaals Gold vorkomme; England hatte auch nach dieser Richtung in den siebziger Jahren durch private Explorationsgesellschaften Untersuchungen anstellen lassen; allein die damaligen Versuche**) hatten ergeben, daß die Gesteine nicht des Abbaues wert wären. Die Buren verlebten alsdann auf ihrem Hochfeld einige ruhige Jahre, bis 1886 die erstaunlich großen Goldfelder am Witwaterrand entdeckt wurden. Um diese Zeit entstand inmitten der Goldfelder Johannesburg, welches innerhalb 20 Jahren zu einer Weltstadt heranwuchs. Damit begann eine Zeit bedeutender Einwanderung, ungeahnten Verkehrs nach Transvaal. Die Frage einer schnelleren Handelsverbindung wurde wieder lebhaft in Anregung gebracht; der Plan zur Erbauung einer Eisenbahn nach dem natürlichsten nächsten Hafen Transvaals, Delagoa-Bai, gewann immer festere Gestalt. —

1875 ging der damalige Präsident Burgers nach Europa, um eine Anleihe von 3,000,000 Pfund Sterling zum Bau dieser schmalspurigen Eisenbahn aufzunehmen. — Die Buren waren ja damals noch arm und konnten das Geld dazu im eigenen Lande nicht aufbringen. — Die Anleihe war auch schon zu stande gekommen; der Präsident wollte einen diesbezüglichen Vertrag mit Portugal schließen, dabei zerschlug sich aber die Sache wieder.

---

*) Zuid-Afrikaan-Republiek = Z.A.R.
**) Prospekte.

1877 kam dann die englische Annexion für Transvaal; eine allgemeine Stockung trat nun wieder ein.

Erst nach dem großen Freiheitskrieg (Schlacht am Amajuba-*) Berge unter General Joubert, 1881 Ende Februar) wurde das alte Projekt der Eisenbahn wieder aufgenommen.

1882 wurde zu diesem Zwecke von der Transvaalregierung eine Kommission ernannt, und als im Jahre 1884 der damalige Präsident Krüger, Smit und de Toit nach Europa reisten, um mit der Königin von England wegen Aenderung der Konvention von 1881 zu verhandeln, wurde auch gleichzeitig versucht, Kapital für den Bahnbau in Europa flüssig zu machen.

1887 bildete sich infolgedessen die Niederländisch-südafrikanische Eisenbahngesellschaft (Nederland-Zuid-Africaan-Spoor-Weg-Matschappij, der Kürze halber Z.A.S.M. „Sasm" genannt).

2,000,000 Gulden in 2000 Anteilscheinen zu je 100 Pfund Sterling wurden ausgegeben. 819 Anteilscheine (Shares) also beinahe die Hälfte, wurde von deutschen Kapitalisten gezeichnet; etwa ein Viertel nur (581) von den Holländern und da auch nur teilweise nominell, dagegen 600 von der Transvaalregierung. Die Berliner Handelsgesellschaft hatte allein etwa 600 Anteile. — Das deutsche Kapital war somit am stärksten vertreten, und doch gab Niederland diesem großen, einzigen Unternehmen in Transvaal seinen Namen und seine Beamten. — Die höheren Beamten sind alle Niederländer; unter den niederen Beamten finden sich verschiedene Deutsche; unter den 18 Bahnärzten sind ungefähr vier Deutsche. Das vorzüglich eingerichtete Krankenhaus der Eisenbahngesellschaft in Johannesburg zum Beispiel war bis zum Juli 1900 unter der Leitung eines Niederländers, der einen Gehalt von etwa 70 Pfund Sterling im Monat mit freier Wohnung und freier Station hatte; — um diese Zeit nahm England das Krankenhaus. —

1891 lief die erste Lokomotive von Lourenzo Marques über die Komati-Brücke und am 1. Jan. 1895 war der erste regelmäßige Personenverkehr zwischen Delagoa-Bai und Pretoria im Gange.

Delagoa-Bai verdankt demnach seine Bedeutung nicht dem portugiesischen Gebiet, sondern der Transvaal-Republik, deren Einfuhrstation es ist. Dazu kommt, daß es ein besserer Hafen ist, als die entfernteren der Kap-Kolonie. Es ist daher so gut wie sicher, daß Delagoa-Bai mit der Zeit die anderen Häfen überflügeln wird.

Allerdings sind zur Zeit die Auslade-Verhältnisse und Verkehrs-Verhältnisse in Lourenzo Marques sehr schlecht; dazu kommt noch die Mißwirtschaft der portugiesischen Zollbehörde, welche oft Waren nach Transvaal einfach liegen und verkommen läßt.

(* Auch Majuba.

Kapitel II.

Von Lourenzo Marques nach Pretoria. — Zollschwierigkeiten bei den Portugiesen. — Durchgangspaß nach Ressano-Garcia-Komatipoort. — Empfang bei den Buren an der Grenze. — Werbung. — Die Goldfelder. — Waterpalonder, Zahnradbahn, Waterpalboven. — Das Hochfeld.

Am 10. Januar 1900 nachts 11 Uhr ging also unser Schiff „Herzog" vor Lourenzo Marques vor Anker. Am 11. Januar kam ganz durchnäßt von Regen- und Seewasser unser Gepäck im Zollschuppen der Portugiesen an. Ich machte verschiedene Besuche beim Gouverneur und beim Zolldirektor José de Lara Everard, die mir auch die möglichst rasche Erledigung der Zollangelegenheiten versprachen; aber es geschah eigentlich nichts. Die Kisten vom Röntgenapparat wurden erbrochen, die Zollleute wollten nicht glauben, daß dies ein medizinischer Apparat sei, sondern hielten denselben für eine elektrische Sprengmaschine. Im Orte war aber ein Arzt, der geholt werden mußte und glücklicherweise von den Röntgenstrahlen und ihrer Anwendung schon etwas gehört hatte. Er mußte den Zöllnern den Zweck des Apparates klar legen, sonst wäre die Maschine überhaupt nicht nach Pretoria gekommen. Aehnlich erging es uns mit dem später nachgesandten Dampfsterilisator. Er blieb einfach drei Monate im Zollschuppen der Portugiesen in Lourenzo Marques liegen und konnte nur durch Vermittlung unseres Konsuls erhalten werden. Unsere Verbandstoffe, die alle in sehr zweckmäßigen kleineren wasserdichten Säcken mit dem Stempel des internationalen Roten Kreuzes von Brüssel einzeln verpackt waren, wurden ausnahmslos aufgerissen und durchwühlt, an verschiedenen Säcken und Koffern die Schlösser aufgesprengt. Das hatten wir jedenfalls den Gerüchten zu verdanken, die dem belgischen Roten Kreuz von Amsterdam aus vorausgeeilt waren. Doch ging es anderen Ambulanzen auch nicht viel besser. Zwei der Kollegen hatten außerdem die Unvorsichtigkeit begangen, ihre Revolver, die sie zur persönlichen Verteidigung mitgenommen hatten, in ihren Koffern zurückzulassen; diese Waffen waren natürlich verloren samt einigen chirurgischen Instrumenten, die auch neben den Revolvern eingepackt waren. Am nächsten Tage konnte man in der Tagespresse einen langen Artikel lesen darüber, daß man bei einer Roten Kreuz-Expedition Kriegsmunition und Waffen gefunden habe. So wurde bei den Portugiesen, welche den Engländern einen Gefallen thun wollten oder mußten, aus der Mücke ein Elefant gemacht. —

Hier ist jedenfalls die Frage am Platz, ob es nicht Leuten vom Roten Kreuz, die in ein vollkommen fremdes, noch wenig zivilisiertes Land gehen, dort Gefahren mit widerspenstigen, schwarzen Eingeborenen und wilden Tieren ausgesetzt sein können, gestattet ist, zum persönlichen Schutze ihrer Expedition Revolver zu tragen. In Deutschland und Oesterreich hat meines Wissens jeder Sanitätsoffizier ein Seitengewehr und einen Revolver. In England allerdings nicht. Ich habe mich davon wiederholt in den Zelten der englischen Kollegen von der Truppe und von den Lazaretten überzeugen können. Es ist dies eine Frage, die deswegen noch der internationalen Regelung bedarf, weil ich weiß, daß in Südafrika verschiedene Ambulanzen wegen des Tragens von Waffen angehalten und dementsprechend behandelt worden sind. Verurteilen muß ich allerdings alle jene Fälle, in denen das Rote Kreuz zur Verdeckung von Gewehren und Kriegsmunitionen in den Wägen und in dem Fußboden eines Hospitals benutzt worden ist. Solche Fälle stellen eine grobe Verletzung der Genfer Konvention dar.

Auf der anderen Seite halte ich es aber auch für unrecht, daß Mitteilungen über die Kampfesweise der Truppen von Mitgliedern des Roten Kreuzes nach Hause berichtet und dort veröffentlicht werden. Solche gelangten von Deutschland durch Tagesblätter wieder nach Pretoria und jedenfalls noch schneller in das War office London zu einer Zeit, als die Buren auf dem Rückzuge noch bei Brandfort und bei Glenkoe standen. Auch dies bedarf der Regelung. —

Die persönlichen Paßverhältnisse zur Weiterreise nach Pretoria sind in Lourenzo Marques damals außerordentlich erschwert gewesen. Wir mußten vom deutschen Konsul, der von unserem Kommen durch die deutsche Regierung unterrichtet war und uns sehr freundlich empfing, zum Generalkonsul von Transvaal, Herrn Pott, wandern und von dort zum portugiesischen Gouverneur; letzterer bekam für jeden Durchgangspaß fünfundzwanzig Schilling, obwohl wir den internationalen Paß vom Roten Kreuz in Brüssel besaßen. Einige von den Schwestern, welche diesen Paß nicht hatten, mußten, obschon ihre deutschen Papiere in Ordnung waren, sogar einige Tage in Lourenzo Marques zurückbleiben und einen kostspieligen Aufenthalt bezahlen, bis diese Angelegenheit geordnet war.

Die Nacht vom 11. zum 12. Januar verbrachten wir noch in den gemütlichen Kabinen auf unserem Schiffe, am nächsten Morgen, den 12. Januar früh 5 Uhr, schafften wir all unser Gepäck eigenhändig zum Bahnhof, wo ein reich mit roten Kreuzen und Fahnen geschmückter Eisenbahnzug bereit stand.

Der Zug war nicht allein von den drei Expeditionen des Roten Kreuzes, sondern auch von jungen Leuten aller Nationen, die aus verschiedenen Gründen nach Transvaal eilten (einige

von ihnen machten angeblich einen Jagdausflug dorthin), dicht besetzt, und unter allgemeinem Jubel ging es endlich früh 7 Uhr vorwärts in das Innere Afrikas.

Die Gegend, die wir nun durchfuhren, war fast gar nicht belebt und überall mit hohem Riedgras bewachsen. Der Regen von gestern hatte aufgehört und blauer Himmel mit drückend heißem Sonnenschein lag über der ebenen Fläche, die in weiter Ferne mit niederem Buschwald bewachsen war. Der Baumstand ist in dieser Gegend, abgesehen von einzelnen hochragenden Kokospalmen, nieder; es herrscht die Mimose mit ihrer flachen, schirmdachähnlichen Belaubung vor; verschiedene große, hundertjährige Aloegattungen, kandelaberförmige, baumhohe Kaktus- und Wolfsmilchformen kommen vor (Euphorbiaceen), dazu gesellt sich der Dornbusch in seinen verschiedenen Arten. Ab und zu begegnet man hochragenden Eukalyptusbäumen (Fieberbaum, Blaugummibaum). Der Buschwald ist nie dicht gewachsen, sondern zeigt immer Baumgruppen mit freien Rasenflächen. Bambusgräser und Orchideen, alle möglichen Schlinggewächse wuchern aus dieser freien Fläche hervor. Diese zahlreichen Lichtungen, durch welche uns das Dampfroß führt, geben einen ziemlich weiten und malerischen Einblick in das Land.

Die Eisenbahnlinie ist eingeleisig, führt selten an bewohnten Plätzen vorbei, nur hie und da begegnen wir einzelnen strohgedeckten Kaffernhütten. Allmählich steigt das Gelände und mit Ressano-Garcia erreichen wir das Ende der portugiesischen Besitzung. Dann geht es über die hoch über den Komatifluß wegführende Brücke nach der transvaalischen Grenzstation Komatipoort.

Ich weiß von verschiedenen Abenteurern, die sich heimlich ohne Durchgangspaß (sie hatten kein Geld dazu) in den Zug geschmuggelt hatten und nur bis Ressano-Garcia fuhren, um dann zu Fuß nach Transvaal zu gelangen.

Komatipoort liegt 190 m über dem Meeresspiegel, hat vollkommen tropische Vegetation, besteht aus einigen steinernen Häusern, verschiedenen Wellblechhütten; es ist im Sommer ein viel gefürchtetes Fieberneſt. Nur in den Wintermonaten (Juni und Juli) kann man hier zu Jagdausflügen, die sehr ergiebig sind, längeren Aufenthalt nehmen. Auch die Burenabteilung, die hier zur Bewachung der Grenze liegt, hat viel unter der mörderischen Malaria zu leiden.

Unser Gepäck vom Roten Kreuz wurde hier sofort weiter befördert, doch die übrigen Mitreisenden wurden einer genauen Musterung unterzogen. Einige von diesen, welche schon auf der Herreise sehr verdächtig waren, wurden von den Buren unter keinen Umständen durchgelassen.

Hier sahen wir die ersten Buren.

Es waren durchwegs kräftig gebaute, aber hagere, knochige

Gestalten, Knaben, Männer und Greise. In einfach ländlicher brauner oder graugelber Bekleidung ohne Uniform, den Patronengürtel schief über die Brust, das blanke Mausergewehr über die Schulter gehängt. Einige von den alten Buren trugen das großkalibrige Martini-Henry-Gewehr, das ich auch bei der türkischen Armee 1897 gesehen habe. Die Buren sprachen alle sehr wenig, musterten aber die ankommenden Fremden sehr genau. Die Anwerbungen für ihre Truppen gingen hier sofort von statten. Viele äußerten ihre Freude über die zahlreich Angekommenen dadurch, daß sie Gewehrsalven in die Luft jagten; die Ambulanzen wurden in die nahe Farm des Landdrostes geleitet; sie war mit transvaalischen, holländischen und deutschen Farben geschmückt und dort an langer Tafel in ländlicher, äußerst reinlicher und feiner Weise ein wirlich reiches Mahl vorbereitet.

Der Landdrost, ein noch jung aussehender, behäbiger, großgewachsener Mann, begrüßte in herzlicher Weise die Ambulanzen, freute sich, daß auch die Deutschen neben den Niederländern so viel Sympathie mit den für ihr Vaterland streitenden Buren bezeugen, und wünschte, daß die Ambulanzen viel Nutzen bringen mögen. „Aber," sagte er in holländisch Platt, „Sie dürfen nicht glauben, daß Sie gekommen sind, verwundete Buren zu pflegen, denn die Buren haben Gott sei Dank, sehr wenig Verluste, desto mehr aber werden Sie Engländer pflegen." Er sprach dies in überzeugungsvollem lautem Ton und trank dann auf das Wohl der Königin der Niederlande und unseres Kaisers.

Von den Ambulanzen wurde mehrfach geantwortet; wir gingen dann ins Freie, um die herrliche Gebirgsgegend ein wenig zu genießen. Eine große Volksmenge hatte neugierig inzwischen die Farm des Landdrostes umringt.

Komisch war es anzusehen, daß auch die Kaffern unsere Ankunft feiern wollten und zum allgemeinen Ergötzen in wütenden Sprüngen einen Kriegstanz aufführten.

Als wir dann weiter fuhren, stellten sich die Buren reihenweise der Bahn entlang und gaben wiederholt Gewehrsalven zum Zeichen ihrer Freude ab. An Munition schienen sie wohl Ueberfluß zu haben.

Unser sehr bequem mit durchgehenden I. Klasse-Wagen, nach europäischem Muster eingerichteter Zug ging nun durch sanft ansteigendes Gelände, das immer noch tropische Vegetation zeigte, bis nach Kaapmuiden. Hier erreichten wir den Krokodilfluß, einen Nebenfluß des Komatiflusses, an dessen rechtem Ufer sich die Bahn nunmehr in vielfachen engen Krümmungen emporschlängelte zur zweiten afrikanischen Höhenterrasse, den Lebombo-Berge, 400—800 m hoch.

Afrika ist ein uralter Kontinent, der in einem Zeitalter,

als Europa bis auf Skandinavien und die Bretagne noch von den Gewässern der Erde bedeckt war (in der silurischen und devonischen Epoche) mit seinen Granit- und Quarzschichten als flache Rumpfscholle aus dem Wasser hervorragte. Seine Gebirge sind durch die Witterungseinflüsse der vielen und langen Zeitabschnitte teils zerklüftet teils abgeflacht. Sie bauen sich als flache Terrassen, die unmittelbar aus dem Meere emporsteigen (Tafelberg am Südkap), in dreifacher Folge rasch hintereinander fast unvermittelt auf.

Südlich von der Bahn finden sich bei Kaapmuiden die sehr reichen Kap-Goldfelder, in deren Mitte die Stadt Barberton liegt. Hier und im Swasiland kommt das Gold in großer Tiefe bis zu 1000 Fuß in reichen Adern eingesprengt zwischen hartem Granit und Quarz vor. Nördlich von der Bahn, am anderen Ufer des Krokodilflusses, liegt das südliche Ende der Goldfelder vom Lydenburg-Distrikt (bei Pilgrimsrest und Spitskop); nördlich von diesen am linken Ufer des Olifantflusses, der sich in den Limpopofluß ergießt, liegen unter dem Wendekreis des Steinbocks die ausgedehnten Goldfelder von Zoutpansberg (bei Pietersburg und Leydsdorp). Aus der Lage der Goldfelder zueinander ist ersichtlich, daß dieser goldführende Gebirgszug von Norden nach Süden in früheren Zeiten zusammengehört hat und durch zwei Flußthäler in querer Richtung durchtrennt worden ist.

Dieser Gebirgszug, den die Bahn bei Alkmaar erreichte, sind die Drakensberge; in ihrer südlichen Fortsetzung als Grenze zwischen Oranje-Freistaat und Natal weisen sie aber keine goldführenden Erze auf.

Die Bahn zieht sich hart am schäumenden Krokodilfluß entlang in so starken Windungen durch das Gebirge, daß die Lokomotive dorthin zu fahren scheint, wo eben die letzten Wagen in der Kehre herkommen. Diese engen Kurven finden wir allenthalben bei den südafrikanischen Eisenbahnen, auch in der Kapkolonie zur Gewinnung von Steigungen da angewendet, wo wir zu Hause Tunnels bauen. In Transvaal kann ich mich nur an drei Tunnels erinnern: bei Watervalonder, bei Johannesburg und in den Biggarsbergen an der Grenze von Natal. — Unter den überhängenden Felsmassen ist oft gerade nur Raum für das Geleise ausgesprengt und tief unten in der engen Thalschlucht wälzt sich schäumend zwischen grün bewachsenen Klippen der Fluß hin; für die Schifffahrt vollkommen unbrauchbar, stürzt er oft brausend in Stromschnellen über Granitabbrüche. Die Ufer sind mit Schilf und grünem Buschwerk dicht bewachsen. Hier kommen noch einige Flußpferde (Zeekoe vom Buren genannt) vor. Zwei von ihnen sind den Leuten unter dem Namen „John“ und „Tom“ noch wohl bekannt und werden geschont. In den Schluchten der Berge

soll es aber auch Löwen geben. Im übrigen hat das mörderische Kleinkalibergewehr unter diesen Riesen, wie auch unter den großen Antilopen mit dem herrlich gewundenen Gehörn (Koodoo), den Giraffen, die auch hier vereinzelt vorkommen, schon sehr aufgeräumt. Das Elentier (im Holländischen Eland), welches in Südafrika in verschiedenen Gegenden früher vorgekommen ist, gehört bereits zu den ausgestorbenen Rassen; die Namen Elandsfontein und Elandslaagte u. s. w. erinnern noch daran. Die Buren gehen hierher im Winter auf Jagdzüge.

Die gewöhnlichen Arbeiter auf den vielen kleinen Bahnstationen sind meist Schwarze; sie vertragen das fieberhafte Klima am besten. Es sind gutmütige Menschen, die, wenn sie nichts zu thun haben, in Gruppen beisammensitzen, eintönige Lieder singen und dieselben auf einer Art von Mundtrommel summend begleiten. Eine solche Mundtrommel besteht aus einem hohlen langen Bambusrohr, über dessen Enden einige Fäden oder Saiten gespannt sind. Man gewöhnt sich rasch an den Anblick der schwarzen Bewohner nnd weiß sie bald als brauchbare Arbeiter zu schätzen.

Die Aussicht vom Eisenbahnzug auf den blauen sich zwischen Felsblöcke durchzwängenden Krokodilfluß, die turmhohen Felswände des Thales im Hintergrund mit den Höhen der dunkelblauen Drakensberge ist großartig und ändert sich fast jeden Augenblick mit jeder neuen Wirkung des keuchend emporsteigenden Bahnzuges. Ich wurde öfters erinnert an ähnliche Gegenden des Fichtelgebirges, unserer Rhön und des Thüringerwaldes (Schwarzathal). Nur sind unsere Berggegenden durch den schönen Schmuck dee Nadel- und Laubwälder in ein liebliches Gewand gekleidet; dazu gesellt sich noch das melodische Lied unserer Singvögel, die Südafrika fast ganz entbehrt. Desto wuchtiger und großartiger ist aber der Eindruck der mächtigen roten Granitfelsen, die sich hier zerklüftet gleich Bergschlössern zu schwindelnder Höhe aufbauen. Merkwürdig ist es, daß die Felsen, welche die Höhen krönen, oft aussehen, als wenn sie aus grünem oder goldenem Erze wären. Das eigentümliche Farbenspiel kommt von einer goldgelben, den ganzen Felsen fest überziehenden Flechte. Außerdem finden sich auf diesen Höhen riesige Blöcke, welche wie mit scharfen Kanten und Flächen abgespaltet und geglättet erscheinen; es kommen auch auf den Gebirgskämmen mächtige Steine vor, welche mit ganz schmaler Grundfläche auf den Bergspitzen aufliegen und breit ausladend weit in die Luft hinausragen, als wenn sie durch irgend eine Gewalt umgekehrt und dorthin gebracht wären (sogenannte Wackelsteine). Diese beiden Erscheinungen sind die Folge der großen Sonnenhitze, welche das Gestein auseinandergesprengt hat und die Arbeit von heftigen Regengüssen, welche die Steine während langer Zeit angefressen haben.

Da, wo der Elands-Spruit (Spruit ist die Bezeichnung für Bach) in den Krokodilfluß (River ist Fluß) einmündet, sind wir mitten in den Drakensbergen, jenes mächtigen Höhenzuges, der die östlich abfallende Grenze des südafrikanischen Hochplateaus bildet (der obersten Terrasse), einer Wasserscheide von hoher Bedeutung für den Indischen Ozean. Die Bahn folgt nunmehr dem Thal des Elandsspruit und immer höher geht es über tiefe Bäche, vorbei an steilen Abhängen. In Watervolander, 1265 Meter über dem Meeresspiegel, wird Aufenthalt gemacht für die Nacht, weil jetzt in der Kriegszeit der Eisenbahnbetrieb unsicher ist.

Für die Ankommenden war in dem Bahnrestaurant ein sehr teures Abendessen bereitet, das mit dem üblichen Kaffee von unbeschreiblicher Farbe und schlechtem Geschmack begann und schloß. Man merkte von Lourenzo Marques bis Pretoria immer deutlicher, daß nur mit Gold gerechnet wurde, daß Geld im Werte immer mehr sank; das einfachste Glas Limonade mit künstlichem Soda-Wasser kostete 1 Schilling. Hier kam auch verschiedenen Mitreisenden manches Gepäckstück aus dem Zuge abhanden.

Nach einer Stunde Aufenthalt ging der Zug weiter auf einer Zahnradbahn. Wegen der erheblichen Steigung ist bis zur nächsten Station, Waterval-Boven, wo die höchste Höhe der Drakensberge in dieser Gegend und damit das oberste Plateau Südafrikas erreicht wird, zwischen die beiden gewöhnlichen Schienen eine dritte mit großen eisernen Zähnen eingelegt. In letztere greifen die entsprechenden Kämme eines Zahnrades an der Lokomotive ein, um dem langsam sich aufwärts bewegenden Zug besseren Halt und leichtere Ueberwindung der schiefen Ebene zu ermöglichen. Die Entfernung zwischen beiden Stationen beträgt ungefähr zehn Kilometer. Der Elandsspruit stürzt von Waterval-Boven in großartigem Wasserfall herab in das Elands-Valei, welches ungemein fruchtbar ist. Kaffee, Reis, Bananen, Ananas und sonstige Tropenfrüchte gedeihen dort noch vorzüglich. Desto ungesünder ist dieses Thal für den Menschen. Während des Bahnbaues sind bei Anlegung der Bahn von Komatiport bis Watervalonder mehr als 200 Menschen am Fieber zu Grunde gegangen, und auch heute noch, obwohl die Erdarbeiten beendet sind, und die Eisenbahngesellschaft den Eukalyptus-Fieberbaum im großen Maßstabe hat anpflanzen lassen, ist die Gegend mit ihren lauen Lüften nicht fieberfrei. — Kurz vor Waterval-Boven fürt die Zahnradbahn durch einen zehn Minuten langen Tunnel. Nach dem Austritt aus dem Tunnel erblickt man rechts den großen Wasserfall des Elandsriver, der dort mehr als 100 m hoch über die senkrechten roten Felswände herabstürzt. Man sieht auch hier noch etwas Buschwald und leicht wellige Höhenzüge, aber

die Natur ist eine ganz andere geworden. Es ist nicht mehr das farbenprächtige Bild des üppigen Pflanzenwuchses und der feuchtwarmen Tropenluft, obwohl auch hier tiefblauer Himmel wolkenlos über die Gegend sich ausdehnt. Es weht hier eine andere, frische, trockene, dünne Luft; man hat dieselbe Empfindung, wie wenn man aus der süditalienischen Gegend auf die Höhe des Brenners heraufgekommen ist, nur ist der Uebergang in den Drakensbergen ganz unvermittelt.

Rötlich aussehende Steinmassen, kahle, scharfeckige Klippen sind ausgestreut über ein welliges, fast flaches Hochland, das nur vereinzelt Buschwerk trägt, in der Hauptsache aber mit mattgrünem Steppengras bewachsen ist. Die ganze Gegend macht einen verlassenen, eintönigen, stellenweise recht öden Eindruck. Die tiefeingeschnittenen Thäler fehlen ganz und der Horizont ist ebenso einförmig flach oder leicht wellig begrenzt; nur ab und zu ist in weiter, weiter Ferne ein rundlicher Spitz (Kopje) oder tafelförmiger Berg (Tafelkop) sichtbar. Wir sind auf dem Hochfelde, dem sogenannten Hoogeveld Transvaals, 1475 Meter über dem Meeresspiegel, angekommen. Der Charakter der Gegend ließe sich am ehesten noch vergleichen mit dem Hochplateau des schwäbischen und fränkischen Juras, z. B. der Frisener Warte bei Forchheim, mit dem baumlosen Hochplateau in der Rhön, der Eifel oder mit der oberbayerischen Hochebene von Ingolstadt über München bis Kirchseeon, nur fehlen dort die reich angebauten Ländereien.

Ueber verschiedene Viadukte, die die Ufer des Elands-Spruit verbinden, führt die Eisenbahn nach Machadodorp, 1671 m hoch (der Hochfelln in der Nähe des Chiemsees ist 1651 m, der Hochgern 1744 m hoch), dann nach Belfast, dem höchsten Punkt der Bahnstrecke und einem der höchsten Dörfer in ganz Transvaal, 1967 m über dem Meeresspiegel (das Kitzbüheler Horn 1940 m, die Schmittenhöhe bei Zell am See 1935 m, der Wendelstein 1800 m).

Es beginnt hier die allmähliche Senkung des Hochfeldes nach Westen zu. Es folgen dann die Städte Middelburg (1516 m) und Palmoral (1500 m hoch). Diese Gegend ist reich an Steinkohlen von guter Beschaffenheit. Das Land ist auch hier eben, kahl, öfters unterbrochen von sanften Wellenlinien, kleinen Hügelreihen und vielfachen im Sommer vollkommen trockenen, scharfrandigen Wasserrinnen (Kloofs oder Sloots); diese Wasserläufe haben sehr steile Böschungen, weil sie von den gewaltigen und rasch fließenden Wassermassen der Regenzeit stark ausgefressen werden. Ueber zahlreiche eiserne Brücken, in deren Nähe immer in Zelten einige Buren wachen, führt uns die Bahn über diese Wasserrinnen hinweg. Ab und zu sieht man in der Nähe der Bahnstrecke oder auch weiter ab in der Ferne Gruppen von hochragenden Eukalyptusbäumen und in deren Mitte einige

einstöckige Häuser, Farmen, in denen Buren wohnen. Die Gegend um solche Farmen ist auf weite Strecken mit Stacheldraht eingezäunt, ein Beweis, wie große Länderbesitzungen die hier sehr dünne Bevölkerung hat. Diese Besitzungen aber sind wenig oder gar nicht bebaut, denn der Bure baut an Getreide nur so viel, als er braucht, alles andere bleibt brach liegen und dient zur Weide für Großvieh und Pferde. In der Viehzucht unterstützt ihn seine kinderreiche Familie, die grobe Arbeit dabei verrichten die Kaffern. — So geht es im Charakter der rostbraunen Gegend weiter unter dem wolkenlosen blauen Himmel bis zu Ersteſabriken, wo die Gegend durch Reiter, langsam sich fortbewegende Ochsenwagen, weiße und schwarze Menschen etwas belebter wird; denn wir nähern uns dem Regierungssitz Transvaals, Pretoria, das wir nach circa 1 Stunde gegen Mittag erreichen, am 13. Januar.

Kapitel III.

Pretoria. Einwohner, Lage, Temperatur, Jahreszeiten, Pflanzenwachstum, Pferdebahn, Straßen, Kanalisation, Wasserleitung, Malaria, Typhus, öffentliche Gebäude, Schulen, Staatsmuseum, Kirchen- und Staatseinrichtung, die Religiosität der Buren, der Staatspräsident.

Zwischen zwei Bergketten, den Witwaterbergen (die sich nördlich an den Witwaterrand anschließen) im Süden und den Magalisbergen im Nordwesten, liegt in einem weiten Thal, mitten im Grünen, Pretoria mit seinen hellen freundlichen Häusern. Der Grund und Boden der umliegenden Höhen hat die rotbraune Farbe, wie wir sie in ganz Transvaal wieder finden; auch unsere Kleider und Gepäck sind mit diesem rotbraunen feinen Staub über und über bedeckt, es ist dieselbe Farbe, wie im deutschen westfälischen Lande; eine eisenhaltige rote Quarz- und Thonerde.

Mitten aus den ländlichen Häusern blinken einige Kirchtürme hervor, doch hoch über die, wie unsere Pappelalleen, schlank aufwärtsstrebenden Eukalyptusanlagen ragt die mächtige Kuppel des Regierungsgebäudes mit der goldglänzenden Bildsäule der Freiheit empor.

Unser Zug fährt in einem weiten Bogen zwischen zwei durch Forts befestigten Bergen am Rande der Hügelreihen langsam hinab in das Thal von Pretoria, welches am Appjesriver (Aeffchenfluß) liegt.

Reges Leben herrscht hier am Bahnhof, eine große Menschenmenge erwartet unsern Zug, um die Ambulanzen zu begrüßen. In der liebenswürdigsten Weise nehmen sich die Einwohner um die neu Ankommenden an, die teilweise in Privatwohnungen, teilweise in Hotels untergebracht werden. Professor Dr. Korteweg, ein Kollege von der ersten holländischen Ambulanz, die schon über ein Monat hier thätig ist, begleitete mich und die Schwestern durch die große, aber ländliche Marktstraße hinab am Regierungsgebäude vorbei zum Grand Hôtel, welches am Hauptplatze, dem Kerkplein, gelegen ist (Kerkplein = Kirchplatz). Der erste Eindruck bei unserer Ankunft, den wir von den breiten, regelmäßigen Straßen, freien Plätzen, bekamen, war ein guter. Obwohl die kleinen Häuschen mitten in den Gärten einen ländlichen Eindruck machten, merkten wir doch an der Trambahn, der elektrischen Beleuchtung, den mächtigen öffentlichen Staatsgebäuden, daß

wir in einer modernen, aufstrebenden Stadt mit ganz europäischem Charakter uns befanden.

Im Juli 1855 wurde der schon oben genannte Martinus Wessels Pretorius zum Präsidenten der Republik gewählt und unter ihm entstand diese neue Stadt, welche auch seinen Namen bekam; sein Denkmal steht auf einem freien Platz zwischen dem Bahnhof, dem Volkskrankenhause und der Staatsartilleriekaserne.

1868 hatte Pretoria nur etwa 300 weiße Einwohner und nach Friedrich Jeppe im Jahre 1879 ungefähr 500. Amtliche Listen gab es allerdings damals noch nicht. Seit dem ungeheuren Aufschwung des Landes nach dem Freiheitskriege 1880/81 hat sich das gewaltig geändert. Lord Churchill schätzte 1890 die Einwohnerschaft bereits auf 6000 Köpfe und vor Beginn des Krieges betrug die Zahl der weißen Einwohner ungefähr 20,000, wozu noch etwa 10,000 Farbige kamen. Die Indier (Kulis) und ebenso die Kaffern haben nämlich am nördlichen Ende der Stadt eigene getrennte Viertel mit Wellblechhütten. Diese Zahlen sind ein Beweis für die Umwandlungen, welche in den letzten Jahren mit diesem Lande vorgegangen sind, und für seine Entwicklung, welche bei längerer Friedensdauer sicher noch zugenommen hätte.

Die neuesten Messungen vom Jahre 1896/97 bestimmten als geographische Lage für die Spitze des Kirchturms auf dem Kerkplein in Pretoria 28 Grad 11 Minuten 17,6 Sekunden östlicher Länge und 25 Grad 4 Minuten 35,4 Sekunden südlicher Breite. Der Grund, auf dem die Stadt liegt, hat den Charakter der Dolomitenformation, unterbrochen von Thonschiefer und Quarz, und ist wegen dieser Porosität sehr quellenreich. Die Höhe über dem Meeresspiegel beträgt 1346 m (Brennerpaß 1367 m). Die rings um die Stadt sich ziehenden Bergrücken von einigen hundert Meter Höhe schließen die Stadt in einen Thalkessel ein und schützen sie vor kalten Winden. Es ist daher hier das Klima milder, als in dem etwa 60 km südlicher gelegenen Johannesburg, das südlich der Witwaterberge ganz frei auf dem Plateau des Witwaterrandes liegt. Dort ist es infolge der scharfen heftigen Winde im Winter oft empfindlich kalt.

Die mittlere Jahrestemperatur in Transvaal ist 20,5° Celsius, wobei allerdings der große Unterschied in den einzelnen Monaten nicht außer acht gelassen werden darf. Die transvaalische Regierung hat in den letzten Jahren darüber Beobachtungen unter Professor Molengraaff, einem Holländer, anstellen lassen und für das Jahr 1897 eine Durchschnittstemperatur von 19,13 Grad Celsius mit einem mittleren Maximum von 26,5 Grad und einem mittleren Minimum von 11,73 Grad verzeichnet. Die höchste Mitteltemperatur zeigte der Monat Dezember mit 22,13 Grad und die niedrigste im Juli mit 12 Grad. Die größte Wärme wurde im November gemessen mit 36,4 Grad, die geringste im

Juli mit 0,8 Grad. Krügersdorp z. B., das wie Johannesburg vollkommen ungeschützt etwas höher als Pretoria auf dem Witwaterrand liegt (1590 m hoch), hat im Juni und Juli so kalte Nächte, daß man dort 1 cm dicke Eisschichten und Reifbildung beobachten kann. Die heiße afrikanische Sonne macht dies allerdings am Tage wieder alles wieder zu Wasser.

Ich allgemeinen gelten November, Dezember und Januar für die wärmsten, Juli und August für die kältesten Monate. Dabei unterscheidet man eigentlich eine trockene Jahreszeit von April bis September, mit den Wintermonaten Juni, Juli, August und eine nasse Jahreszeit, September bis April mit den Sommermonaten November, Dezember und Januar. In den Wintermonaten regnet es acht und mehr Wochen oft keinen Tropfen.

In Betreff der Niederschläge ist zu bemerken, daß nach den Messungen für die Jahre 1891 bis einschließlich 1897 die durchschnittliche jährliche Regenhöhe für Pretoria bei 90 Regentagen 729,6 mm beträgt. Während des Zeitraumes 1877 bis incl. 1879 war die mittlere Regenhöhe bei durchschnittlich 61 Regentagen 689,06 mm pro Jahr. Vergleichsweise beträgt das jährliche Mittel für Deutschland 709 mm bei 157 Regentagen. Wir haben also in Südafrika um die Hälfte weniger Regentage, dagegen sind die Regen dort viel ausgiebiger, so ausgiebig, daß ich während eines Regens in Glenkoe in 1—2 Sekunden eine Kaffeetasse voll Regenwasser auffangen konnte. Man unterscheidet dort, wie in den meisten subtropischen Gegenden, zwei große Regenperioden. Die erste leitet das Frühjahr ein und beginnt im September und Oktober; es regnet zu dieser Zeit oft tage- und wochenlang fort mit kurzen Unterbrechungen während weniger Stunden des Tages; es lagert dann über dem Hochfeld dichter Nebel, der oft aus den Thalsenkungen gar nicht herauszieht, ein feiner, dünner Regen fällt unaufhörlich hernieder. Dann sind die ohnedies schlechten Wege durch einen braunen oder schwarzen, fußtiefen Morast bodenlos. Die Flüsse, die in Winterszeit ein ganz schmales, seichtes Bett haben, schwellen zu tiefen, 20 und 30 m breiten Strömen an, die das weite, ausgefressene Bett mit den steilen Böschungen, ähnlich dem alten Bett der Isar oberhalb München, vollkommen ausfüllen. Das Ufer bildet hier steile Hänge, die (wie die Gasteigabstürze in München) im Winter vollkommen trocken liegen. Auf diese erste Regenzeit folgen die warmen Monate: Dezember, Januar und Februar. Ende Februar setzen dann wieder im Anschluß an heftige Gewitterstürme, von deren Gewalt wir in unserer Heimat gar keine Vorstellung haben, starke Regengüsse ein, so daß das Wasser innerhalb weniger Stunden wie aus Schäffeln gegossen aus dem grauschwarzen, tiefherabhängenden Gewölke kommt. Um diese Zeit füllen sich natürlich wieder alle Wasser-

läufe erschreckend rasch an, indem der vorher von der heißen Sonne felsenhart ausgebrannte Boden, der überdies keine die Wassermassen zurückhaltende Vegetation trägt, in der kurzen Zeit das Wasser nicht aufsaugen kann. Ist das Gewitter vorbei, so ist nach einigen Stunden der Grund wieder so heiß, trocken und fest wie ein Zement- oder Asphaltboden, so daß die Hufe der Pferde kaum Eindrücke hinterlassen. Auf diese zweite kürzere Regenzeit folgen dann die kalten Monate Juni, Juli und August: ein eiskalter, trockener, scharfer Wind, der bis auf die Knochen geht und tagelang aus Osten oder Süden weht, fegt über die braunrote, dürre Steppe und hüllt alles in eine gleichmäßige Staubwolke. Akute Krankheiten der Lunge und des Halses sind um diese Zeit nicht selten.

Der Boden ist außerordentlich fruchtbar und eignet sich für den Anbau von Gemüse, Blumen, aller Arten von Getreide und Bäumen. Der Bure thut allerdings für die Anpflanzung herzlich wenig, indem er sein Hauptaugenmerk auf gute Weideplätze legt und bei der großen Ausdehnung seines Grundbesitzes überhaupt gar nicht daran denkt, das Gras zu mähen oder Wiesen zu düngen. Saftiggrüne Matten, wie wir sie in unseren Alpenthälern finden, gibt es dort überhaupt nicht, sondern die Weideplätze bestehen in Flächen, auf denen ein meterhohes Riedgras wächst, das im Herbst rasch dürr wird und der Gegend eine eintönige Färbung gibt. Dasselbe wächst unregelmäßig in dicken Büscheln aus der harten Erde, die Weideplätze erhalten dadurch eine unebene holprige Oberfläche, die noch dazu oft mit Steinen (Klipen) und halbrunden Termitenhügeln (Mierhoops) übersäet sind. Unsere Pferde würden ein solches Gras nie fressen; es ist unglaublich, was ein transvaalischer Pferdemagen alles vertragen kann. Das Gebiß der Pferde ist infolge dieses harten Riedgrases auch schon früh vollkommen abgeschliffen. Ich habe oft gesehen, daß mein Pferd die aus dem Grunde von sumpfigen Pfützen unter dem Wasser emporwachsenden Schlinggewächse mit großer Gier sich hervorholte und dann wieder am Ufer das halbdürre Gras mit größtem Wohlbehagen verzehrte.

Hat das Vieh des Buren einen Weideplatz abgenützt und ist das Gras ganz dürr geworden, so zündet der Farmer im Herbst und Winter die Fläche einfach an, die Asche gibt das beste Düngmittel für das Frühjahr und meilenweit bis auf die Höhen von Kopjen in den Buschwald dehnen sich die Grasbrände aus, die am Tage die ganze Gegend in gelbgrauen Rauch hüllen und zur Nachtzeit den Horizont in großartigem Schauspiel oft nach allen Himmelsrichtungen hin erleuchten.

Diese herbstlichen, in Transvaal ganz gewöhnlichen Grasbrände werden jetzt in der Kriegszeit sowohl von den Buren

als von den Engländern absichtlich benutzt zur Verdeckung der Marschrichtung.

Es ist kein Wunder, daß infolge dieser Verbrennungsmethode der Buren das Hochfeld von Transvaal, mit Ausnahme gewisser Strecken in der Nähe der Städte, wo Anpflanzungen absichtlich geschont werden, und in Schluchten, wohin das Feuer nicht kommt, fast ganz baumlos ist. Die Gegend wäre nämlich für viele Baumarten außerordentlich geeignet; Weidenbäume erreichen dort, namentlich in der Nähe von Flüssen oder in sumpfigen Gegenden, eine ungeahnte Mächtigkeit, Eukalyptus, in 50 bis 80 Arten von Tasmanien und Australien eingeführt, gedeihen überall und bilden die Zierde der Straßen in langer Reihe bei den Städten. In Pretoria sah ich an den Straßen mächtige Eichen, deren Früchte dreimal so groß sind als die der unsrigen, die aber dem Typus der deutschen Eiche vollkommen gleichen. Daneben kommen Cypressen, baumhohe Araucarien, Bambuswälder, Aloe von ungewöhnlicher Höhe überall im Freien fort. Herrliche Schlinggewächse, Epheu, Geißblatt, Passiflora, Klematis, findet man das ganze Jahr über blühend in den zierlichen Vorgärten der ebenerdigen Häuser; dieselben winden sich in saftigem Grün bis auf das Dach der Veranda. Man hat deshalb auch Pretoria die Gartenstadt genannt; im Stadtgarten kann man die verschiedensten Nadelhölzer, die Weymouthskiefer, die spanische Kiefer neben den Kasuarinen und Bambusgräsern bewundern. Außerdem gibt es noch verschiedene Akazienformen, Ahorn- und Pappelarten, kurz einen üppigen Pflanzenwuchs, in dem tropische Formen mit unseren einheimischen Arten wetteifern. Was kann noch aus diesem Lande gemacht werden, wenn es in unserem Sinne bebaut, bewaldet und damit auch regelmäßig bewässert wird.

Die Straßen in Pretoria sind zwar ungepflastert, aber doch mit Bürgersteigen versehen. Sie laufen schnurgerade rechtwinklig zu einander, wie in allen Ortschaften Transvaals. Durch die Marktstraße über den Kirchplatz, in dessen Mitte die alte evangelische Kirche mit Spitzturm steht, führt durch die Kirchstraße nach der Vorstadt Arcadia und Sueniyde, dem Villenviertel der Reichen, eine Pferdebahnlinie seit dem 1. Januar 1898. Die Buren haben nämlich in ihrem Volksraad gegen die Einführung der elektrischen Straßenbahn gestimmt, sowohl hier als in Johannesburg, weil sie darin eine Schädigung ihrer Pferdezucht befürchten. Aus demselben Grunde waren sie in früheren Zeiten gegen die Einführung der ersten Eisenbahn im Randgebiet von Boksburg über Johannesburg nach Krügersdorp; diese Strecke wurde in der ersten Zeit auf schmalspurigen Schienen mit Pferdekarren betrieben. Jetzt in der Kriegszeit fährt durch Pretoria nur alle 20 Minuten ein Pferdebahnwagen mit einem alten Klepper, weil die guten Pferde alle zur Front kom-

mandiert sind. Die Kirchstraße führt senkrecht von der Marktstraße ab und bildet mit ihren großen Läden und Schaufenstern, schönen Restaurants die Haupt-Verkehrsstraße; jetzt, in der Kriegszeit, sind allerdings viele englische Läden mit Brettern verschlagen und die Restaurants und Bars wie ausgestorben. Alle anderen Seitenstraßen in Pretoria machen mit ihren kleinen Familienhäusern und Gärten ganz den Eindruck einer ruhigen Landstadt, in der man wenig vom Kriege merkt. —

Die Straßen laufen deswegen schnurgerade in allen Städten Transvaals, weil überall vor Gründung einer Stadt (Dorp, wie der Bure sagt) erst das ganze Land vermessen wird; die Straßen, Plätze und die einzelnen Blocks mit der nötigen Anzahl Erven (Maß für ein Grundstück von ungefähr einem halben Tagewerk) werden genau festgelegt und abgesteckt; dann erst beginnt man mit dem Bau der Häuser. Daher gibt es keine krummen, engen Gassen, die Häuschen stehen meist etwas von der Straße zurück, in der Mitte des Gartens, haben eine geräumige Veranda, die oft ganz um das niedrige Haus mit einem breiten Vordach herumläuft. Die Häuser sind ebenerdig, für eine Familie berechnet und meist sehr wohnlich und reinlich nach englischem Muster eingerichtet. Ein solches Familienhaus mit 1/2 bis 1 Tagwerk Gartengrund kostete in Pretoria vor dem Kriege 50,000 Mark. Im Randgebiete, in Krügersdorp und Johannesburg, sind die Grundstücke noch teurer. Eine gute Kanalisation gibt es in Pretoria nicht. Doch muß man anerkennen, daß für das öffentliche Wohl gut gesorgt ist, wenn man bedenkt, daß die ganze Stadt vor 50 Jahren erst angelegt wurde.

Eine Art von Kanalisation ist allerdings insoferne vorhanden, als der Abfluß der Wasserleitung und mehrere kleine Bäche in offenen Gräben zu beiden Seiten jeder Straße durch ganz Pretoria geleitet sind. Diese kleinen Rinnsale sind mit Steinplatten ausgelegt, so daß das Wasser sehr rasch abfließt. Außerdem sind am Rande derselben überall Bäume angepflanzt, wodurch die Straßen einen sehr angenehmen Eindruck bekommen. Die Wasserleitung in Pretoria ist überreichlich und gut. Fast in allen Straßen sind öffentliche Brunnen; das Wasser ist klar, frisch und von gutem Geschmack. Ich habe in den ersten Wochen viel davon getrunken, weil mir allenthalben gesagt wurde, daß es gesund sei; allein, wenn ich viel Wasser getrunken hatte, bekam ich einige Tage danach regelmäßig Frösteln, so daß ich es nicht sehr empfehlen möchte. Seitdem im Jahre 1896 die Rinderpest Transvaal heimgesucht hat, kommt auch Malaria vor. Die Leute sagen, die Delagoa-Eisenbahn habe sie mitgebracht. Es ist nämlich möglich, daß die Stechmücken (Anopheles pigmentosa claviger nach Professor B. Grassi, Rom), welche mit Malaria infiziert sind, ganz wohl

vom Küstenland durch den Verkehr der Eisenbahn über das Hochfeld von Transvaal herübergekommen sind, sich im Thale von Pretoria und so auch in anderen Thälern, z. B. bei Fourteen-Streams festgesetzt haben; es kann aber auch sein, daß solche Schnaken den Malariaparasit von eingewanderten malariakranken Menschen aufgenommen haben und dann weiterverbreiten. Die Gegend von Fourteen-Streams hat früher nie Malaria gehabt; ich bekam aber Buren aus jener Gegend während des Krieges mit frischen Fällen von Malaria in Behandlung. Unterleibstyphus kommt in einzelnen Fällen in Pretoria immer vor. — Wandert man eine Stunde nach Süden von Pretoria, längs der Bahn, die nach Ladysmith führt, so kommt man zu der unterhalb der südlichen Forts gelegenen ersten Station Fontein-Grove (Irene-Station). Hier, neben der Farm des Deutschen Heinze, entspringen aus unterirdischen großen Dolomitgängen in Form eines mehrarmigen starken Baches die Quellen der Wasserleitung Pretorias, in einem ziemlich sumpfigen Gebiete und fließen durch unbebautes Land. Es ist ganz gut möglich, daß dies Wasser nicht sehr rein ist. Als ich dort anwesend war, hatte der Wächter des Wasserwerkes, ein alter, graubärtiger Bure, gerade ein $1^1/_2$ m langes Krokodil durch einen Schuß ins Auge mit seinem Martini-Henry-Gewehr erlegt. Es ist dies in der Nähe Pretorias eine große Seltenheit, während eine andere, ganz ungefährliche große Eidechsenart (Alligator, Leguan, wie sie der Bure nennt) ziemlich häufig überall in Transvaal und Natal vorkommt.

Die Abfuhr der Unratstoffe geschieht in Pretoria durch Kaffern nächtlicherweise vermittelst offener Kübel und liegt noch sehr im argen; es ist auch möglich, daß ein Teil hievon durch die zahlreichen Wasserrinnen längs der Straßen wieder das Nutzwasser verunreinigt. Daher ist es ganz natürlich, daß nach Besitzergreifung Pretorias durch die Engländer der Typhus in erhöhtem Maße eingeschleppt, dortselbst eine willkommene Brutstätte fand und unter der Militär- und Zivilbevölkerung furchtbare Opfer forderte.

Das Regierungsgebäude in Pretoria macht einen stattlichen Eindruck, ist aus gelbem und rotem Sandstein drei Stockwerk hoch in modernem französischen Renaissancestile mit einem Kuppeldache erbaut und bildet mit der ihm gegenüber am Kirchplatze liegenden Staatsbibliothek und dem Justizpalast die schönste Zierde dieses freien Platzes. In ihm befinden sich die Geschäftsräume des Staatssekretärs, des Proviantkommissariats, des Kriegskommissariats, die Sitzungssäle des ersten und zweiten Volksrates.

Außerdem befinden sich im Viereck des freien Platzes noch das Postkantoor und mehrere Bankhäuser. Die gotische Kirche in der Mitte des Kerkplein sollte demnächst abgetragen werden

und hinter derselben war eben das Gerüst und der Marmorsockel für ein Standbild Ohm Paul Krügers erstanden, zu dem die Tante Krüger ihre Einwilligung gegeben hatte unter der Bedingung, daß der Cylinderhut ihres Mannes im Standbild oben ausgehöhlt und immer mit Wasser für die Vögel gefüllt werde.

Einen merkwürdigen Eindruck macht dieser sonst eigentlich großstädtische, aber nicht gepflasterte Platz am Samstag Nachmittag und Sonntag Morgen. Um diese Zeit nämlich kommen allwöchentlich die Farmer meilenweit vom Lande herein mit Weib und Kind in ihren schwerfälligen, mit zehn und achtzehn Ochsen bespannten Wagen und schlagen neben ihren Wagen gerade vor dem Regierungsgebäude Zelte auf; die Kaffern kochen ab in großen eisernen Töpfen, die Ochsen lagern sich auf dem rotbraunen Erdboden, und so richtet sich der Bure für einige Tage mit seiner Familie hier häuslich ein, um den Präsidenten zu besuchen, Mais, Kafferkorn und andere Feldfrüchte zu verkaufen und in der Kirche das Abendmahl (Nachtmahl) zu feiern.

Von anderen öffentlichen schönen Gebäuden sind zu erwähnen das Staatsgymnasium, die Staatsmodellierschule, wo die jungen Leute für den Bergbau, das Minenwesen und andere technische Wissenschaften herangebildet werden. Es ist hieraus allein schon ersichtlich, daß auf dem Gebiete des Unterrichts in Transvaal viel geschehen ist. Mehrere hundert in Transvaal geborene und ausgebildete Lehrer, neben ebensoviel eingewanderten, sorgen für die Erziehung in den Dorfschulen; aber auch mehrere Farmen thun sich zusammen und gründen Burenschulen. Die Zahl der Schulversäumnisse sind sehr gering; am geringsten in den Burenschulen. Präsident Krüger wollte auch eine Universität einrichten, da kam der Krieg dazwischen. Auch eine Staatsbibliothek mit 12,000 Büchern und eine größere Anzahl Zeitschriften in holländischer, englischer, deutscher und französischer Sprache ist vorhanden. In einem Museum in der großen eisernen Markthalle finden sich ethnologische, historische Sammlungen, gute Exemplare der transvaalischen Tierwelt, Gesteine und Münzen, auch Trophäen aus den letzten Kriegen.

* * *

Hier will ich den Originalabdruck eines Zirkulars einfügen, welches einerseits beweist, wie sehr man bestrebt war, in Pretoria für die öffentliche Bildung zu sorgen, andererseits aber auch ein Zeichen gibt von dem edlen Freiheitsdrang und der Siegesgewißheit, die damals die Gemüter bewegte. Dasselbe ist in holländischer Sprache, die Amtssprache der Republik, abgefaßt:

O.R. 17460/99.

CIRCULAIRE.

Staatsmuseum,

Pretoria, 15 November 1899

Medeburgers.

Ons land is thans gedompeld in den bloedigsten oorlog, dien Zuid-Afrika ooit gezien heeft. Vele dappere burgers hebben reeds hun bloed geofferd in dezen gruwelijken krijg om voor ons allen volkomen onafhankelijkheid en volkomen vrijheid te herwinnen. Deze oorlog zal — indien God wil — de bevrijdingsoorlog van geheel Zuid-Afrika worden en wij hopen spoedig te mogen uitroepen: »Van uit de Republieken begint de Victorie!«

Maar ook deze bloedige krijg zal weldra tot het verleden behooren, zal alleen voortleven in de herinnering van het nageslacht en alleen de geschiedboeken zullen ons de verhalen geven van den moed en de volharding van vroegere geslachten.

Zuid-Afrika's Burgers hebben reeds zoo vaak hun bloed veil gehad en hun leven gewaagd tegen wilden en onderdrukkers, doch er zijn, helaas! te weinig tastbare herinneringen overgebleven van de roemrijke krijgsbedrijven der Voortrekkers, die voor ons het land gereinigd heben van barbaren en valsche overheerschers.

Onze Staat had reeds in 't bezit kunnen zijn van duizenden zegeteekenen om onzen jongeren duidelijk voor oogen te stellen, onder welke moeilijke en schijnbaar onoverkomelijke bezwaren ons volk tot volk geworden en tot zulke kracht gekomen is, dat het den oorlog durfde verklaren aan het machtig rijk van Engeland, dat zich er op beroemt, dat de zon daarin nooit ondergaat. Door den eenvoud der voorouders echter, is er vaak geen acht geslagen op de waarde van zulke herinneringsteekens.

Laat dit niet het geval zijn in dezen oorlog. Laten wij voor ons nageslacht zegeteekenen bijeenbrengen, die in latere tijden een duidelijk overzicht geven kunnen van den omvang en de verschrikkelijkheid van den strijd, dien de Afrikaners te strijden hadden om vrij te worden en zich als een vrij volk te kunnen onwikkelen, niet om daarmee op eigen kracht te snoeven, maar om in dankbare erkenning aan Hem, op Wien ons volk in bange dagen vertrouwde, ook bij de jongeren die vaderlandsliefde te wekken en aan te wakkeren, die een natie samenbindt en groot maakt.

Laat daartoe een ieder zijn steentje bijdragen. Velerlei zaken worden op 't slagveld den aartsvijand ontworsteld: lansen, geweren, kanonnen, kleedingstukken, vaandels, papieren, die geen persoonlijke waarde hebben, maar die

— in een nationaal Museum bewaard en tentoongesteld — zullen helpen om den leeuwenmoed der voorvaderen in eerbiedige bewondering te houden, om het national gevoel te versterken, en om ons volk tot steeds hernieuwde dankbaarheid te stemmen jegens Hem, op Wien wij vertrouwden.

Met dat doel doet het Bestuur van ons Nationaal Museum een beroep op alle getrouwe Burgers in het Veld, hen vragende te willen bijdragen tot het stichten van eene waardige verzameling van voorwerpen en herinneringsstukken op dezen Vrijheidsoorlog betrekking hebbende. Het Bestuur van het Staatsmuseum, wel wetende welke onschatbare waarde voor ons oolk in zulk eene verzameling gelegen is, zal daaraan eene eereplaats wijden in het nieuwe gebouw, dat welhaast voltooid moge wezen.

Niemand achte eenig voorwerp te gering om op te zenden naar Pretoria. In het Veld zullen ongetwijfeld alle kommandanten gaarne bereidwillig gevonden worden, die voorwerpen in ontvangst te nemen en op te zenden naar het Staatsmuseum te Pretoria.

Uw aller dienstw. dienaren

Dr. J. W. B. GUNNING,
Directeur van het Staatsmuseum.

Dr. N. MANSVELT,
Voorzitter van het Curatorium.

Die Ueberſetzung der wichtigſten Stellen dieſes mit dem transvaaliſchen Wappen geſchmückten, öffentlichen Anſchlages lautet:

„Unſer Land iſt in den blutigſten Krieg, den Südafrika je geſehen hat, verwickelt. Viele tapfere Bürger haben ſchon ihr Blut geopfert in dieſem greulichen Krieg, um für uns alle vollkommene Unabhängigkeit und Freiheit zu gewinnen. Dieſer Krieg ſoll — ſo Gott will — der Befreiungskrieg von ganz Süd-Afrika werden und wir hoffen bald ausrufen zu können: Von den Republiken aus geht der Sieg“ u. ſ. w. Es beweiſt, dies Zirkular alſo auch, daß die Buren die Ueberzeugung hatten, ganz Südafrika unter eine freie, einheitliche Regierung zu bringen; damit iſt allerdings noch nicht geſagt, wie es die Engländer den Buren vorwarfen, daß letztere die Engländer aus Südafrika vertreiben, ins Meer werfen wollten. Die Buren wollten nur eine einheitliche Gleichberechtigung und wehrten ſich gegen die thatſächliche Unterdrückung des holländiſchen Elementes, der Afrikaander.

Weiter unten heißt es: „Laßt dazu einen jeden ſein Scherflein beitragen. Vielerlei Sachen wurden auf dem Schlachtfelde dem Erzfeinde abgenommen: Lanzen, Gewehre, Kanonen, Kleidungsſtücke, Fahnen, Papiere, die keinen perſön-

lichen Wert haben, aber die — in einem Nationalmuseum aufbewahrt und ausgestellt — helfen sollen, den Löwenmut der Vorfahren in ehrerbietiger Bewunderung zu halten, um das Nationalgefühl zu stärken und um unser Volk zu stets erneuter Dankbarkeit gegen den zu stimmen, auf den wir vertrauten" u. s. f.

* * *

Im Osten der Stadt, da wo sie sich in das Thal des Appjesriver hinab senkt, ist im letzten Jahre ein Tiergarten (Dierduin) angelegt worden, wo sehr hübsche Antiloppenarten, Leguanen, Schlangen, Stachelschweine und reizende Vögel in schönen Exemplaren im Freien untergebracht sind.

Im Westen der Stadt befindet sich hinter den großartigen Werkstätten der Eisenbahn-Gesellschaft eine vorzüglich nach deutschem Muster angelegte Artilleriekaserne.

Außerdem besitzt Pretoria elf Kirchen, fast alle nach den Grundsätzen Luthers eingerichtet, doch jede mit einer besonderen Eigenart ihres Kultus. Es gibt dort eine evangelische, eine reformierte, eine calvinistische Kirche u. s. w. und außerdem eine neuerbaute Topperkirche, in welcher der Präsident Krüger oder an seiner Stelle ein anderes Mitglied der Gemeinde am Sonntag Vormittag Vorträge hält und die zahlreich versammelte Gemeinde Psalmen singt. Sie liegt am Ende der Kirchstraße, nicht weit vom Kirchhof. Hier nehmen die alten und jungen Buren mit Weib und Kind an dem Gottesdienste teil und empfangen dann am Schlusse des Gottesdienstes, an einem gemeinsamen Tische sitzend, aus silbernen Gefäßen das Brot und den Wein, was jeden fremden Zuschauer, namentlich jetzt in der ernsten Kriegszeit, ergreifen muß; dabei sind diese Vorträge, die ich mir öfters angehört habe, als der alte Präsident, in den vordersten Reihen der Kirchenstühle sitzend, die Psalmen mitsang, frei von jedem politischen Hasse, nur von dem einen Wunsche beseelt, daß Gott dem Lande die Freiheit und den Frieden geben möge. Ich sah dort viele ernste Gestalten im Trauergewande, alte Buren sangen unter Thränen im Auge die Lieder. Vor der Kirche auf der freien Wiese waren ihre Zelte für die Familie aufgeschlagen.

Außerdem hat die englische Gemeinde ihre Kirche; eine deutsche (evangelische) Kirche ist auch hier neu gebaut worden und eine wirklich schöne, einfache katholische Kirche mit einem Frauenkloster mitten in einem großen Orangengarten befindet sich dort; doch wird die Predigt in englischer Sprache abgehalten. Gerade gegenüber der Topperkirche, am Nordende der Kirchstraße, befindet sich das einfache, einstöckige Haus des Präsidenten, vor demselben zwei Wachtposten in schwarzer Uniform mit weißem Tropenhelm und vergoldeter Helmspitze. Der Staatspräsident

selbst sitzt meist von früh 6 Uhr bis 10 Uhr vormittags, um welche Zeit er regelmäßig zum Regierungsgebäude fährt, in der Veranda seiner Behausung und raucht beständig seine kurze Holzpfeife. In dieser Zeit kann ihn jedermann besuchen und sprechen, er gibt bereitwilligst jedem seinen Rat in der bekannten schlichten Weise. Angethan ist er immer mit schwarzem Gehrock, die blaue Brille auf der Nase, den hohen Cylinderhut auf dem Haupte.

Stephanus Johannes Paul Krüger ist geboren 1825, er hat eine schwere Jugendzeit und all die Wanderungen seines Volkes von der Kap-Kolonie durch den Oranje-Freistaat nach Potschefstroom, der alten ersten Hauptstadt Transvaals, von da nach Pretoria mitgemacht und durch seine rastlose Thätigkeit und Kraft das volle Vertrauen seines Volkes erworben, das ihn in der letzten Zeit viermal nacheinander zum Präsidenten gewählt hat. Er ist von seiner Lebensaufgabe, die ihm vom Volk und durch dieses von Gott übertragen worden ist, vollkommen überzeugt, und ihm verdankt die Republik ihre jetzige Gestaltung. Von der göttlichen Bestimmung seines Amtes ist er ganz durchdrungen, nach seinem Grundsatz: „Ich kenne keine andere Politik, als nur die Bibel".

Krüger ist auch davon überzeugt, daß sein Volk von Gott bestimmt ist, nach schweren Schicksalsschlägen die Zivilisation in Afrika zu verbreiten, und daß Gott sein Volk nicht untergehen lassen werde. Dieses Gottvertrauen geht auch durch alle Sitzungen des Volksrates, denen er immer persönlich beiwohnt; daher kommt es auch, daß er sehr oft in der oben genannten Topperkirche (die Topper sind eine besondere evangelische Sekte mit äußerst strengen Grundsätzen) am Sonntag selbst Gottesdienst hält. Dieses Gefühl verbindet ganz natürlich den Präsidenten innig mit seiner Gemeinde, die ihn nur den Ohm Paul nennt.

Das ganze Gemeindewesen hat also mehr einen patriarchalischen als republikanischen Anstrich und läßt sich nicht so schlechthin mit den Verhältnissen einer modernen Republik vergleichen. Die Buren wollen ein freies Volk sein, das ist richtig, dieses „Freisein" ist aber ganz besonders gegen die Eingriffe Englands zugespitzt und schließt nach den Ansichten der Buren, die ich sehr oft selbst gehört habe, keineswegs aus, daß sie sich sehr gerne mit einem Staat verbinden und diesem in mancher Beziehung unterordnen würden, wenn er sie gegen obige fremde Uebergriffe schützen würde.

Von unserem Deutschen Kaiser haben die Buren immer mit der größten Achtung gesprochen und sich viel von der deutschen Macht erhofft. Man sagt sogar, daß im Jahre 1884 mit Bismarck Besprechungen stattgefunden haben, welche eine gewisse Annäherung Transvaals an Deutschland bezweckten; so

hörte ich zum wenigsten in Transvaal reden; und der Ausspruch, den man bei uns von Bismarck erzählt: „Südafrika ist das Grab Englands", hörte ich zuerst in Transvaal.

Ich glaube, daß das Gottvertrauen bei den Buren öfters zu weit gegangen, hie und da in eine Art religiöser Schwärmerei, die den klaren Verstand beengt, ausgeartet ist. Bei der Belagerung von Ladysmith und auch im Anfang des Krieges überhaupt, wurden am Sonntag keine kriegerischen Unternehmungen ausgeführt. Vor Ladysmith war es mit den Belagerten sozusagen ein stilles Uebereinkommen, daß an Sonntagen meist nicht einmal Kanonenschüsse gewechselt wurden. An Sonntagen unternimmt der Bure auch in seinem sonstigen Leben nichts Geschäftliches, nur religiöse Uebungen sind gestattet. Aus diesem strengen Gebot folgt dann von selbst, daß die Buren vor Ladysmith an den Sonntagen in ihren Lagern saßen und Psalmen sangen; ich habe dies öfter über die Hügel weg aus weiterer Entfernung aus vielen Lagern um Ladysmith hören können. Es widerstrebt aus denselben Gründen dem natürlichen Gefühl des Buren, einen besiegten, fliehenden Feind zu verfolgen mit den Worten: „Lat de Engelsman lopen, maar lat zij komen, daan will gij zien, wat de Boer schiet". Daher kommt es auch, daß sie den Engländern sehr oft Waffenstillstand gewährt haben, daß General Joubert unter seinen Kanonen am Lombardskop inmitten des Belagerungsringes eine neutrale Zone erlaubte für ein Hospitallager der Engländer und ein Lager der Einwohner von Ladysmith. Zu diesen beiden Lagern hatten die Engländer von Ladysmith aus ganz gute Verbindungen, Hohlwege, die man vom Modderspruit und Lombardskop nicht sehen konnte. Ich war selbst acht Tage in jenem Hospitallager (Intombi camp). Ende Februar 1900 gewährte Louis Botha während der Kämpfe um den kleinen und großen Buschrand östlich von Colenso und vor den Kämpfen bei Pieterstation einen Waffenstillstand zur Begrabung der Toten, währenddem die Engländer ihren Angriff änderten. Ich werde weiter unten noch darauf zurückkommen.

Die Gottesfurcht der Buren hat sich manchmal auch bei anderer Gelegenheit in recht merkwürdiger Weise geäußert: Von der Kapregierung ging einmal an das Gouvernement von Transvaal die Anregung zu gemeinsamem Vorgehen gegen die Ueberhandnahme der Heuschreckenplage, welche ja bekanntlich in Südafrika in manchen Jahren so groß ist, daß die graubraune und grüne, 8—10 cm lange Heuschreckenart in dichten, die Sonne verdunkelnden Scharen plötzlich erscheint und die ganze Ernte vernichtet. Es wurde im Volksrat in Pretoria viel darüber hin und her gesprochen und endlich kam man zu dem Entschluß, die Sache gehen zu lassen, wie es Gott gefällt, die Heuschreckenschwärme seien eine Zuchtrute Gottes, die man über sich ergehen

lassen müsse. Ein anderer Fall: Im Dezember des Jahres 1899 war am Gouvernementsgebäude in Krügersdorp ein Aufruf an die Bürger angeschlagen, daß sie dem Feinde tapfer entgegentreten sollen mit Gottvertrauen; in diesem Aufruf war auch erwähnt, ein 16jähriges Mädchen habe einen wunderbaren Traum gehabt, daß die Engländer Transvaal fast ganz besetzen werden, daß aber dann mit Gotteshilfe das Land wieder frei werde.

Gottvertrauen ist ja zur Ausführung großer Thaten unumgänglich notwendig, allein es darf doch nie so weit gehen, daß es den Verlauf wichtiger Entschlüsse durch starrköpfiges Beharren auf althergebrachten Grundsätzen hemmend beeinflußt. Ich glaube, daß sich dadurch die Buren im Anfange des Krieges sehr viel geschadet haben; hätten sie im Anfange des Krieges junge, thatkräftige Führer an der Spitze gehabt, die rücksichtslos im Vertrauen auf ihre Kraft frisch vorwärts gegangen wären, wie später Botha und de Wet,*) so wäre eine lange, viermonatliche Belagerung von Ladysmith, wo die Buren immer hofften, daß Gott mit Beginn der Regenzeit einen großen Regen schicken werde, der die Engländer durch Ueberschwemmungen des von ihnen durch einen Damm angestauten Klipriver ersäufen werde, nicht möglich gewesen und so manches wäre anders gegangen.

Charakteristisch für diese religiöse Anschauung in Transvaal ist auch die erste Begegnung Paul Krügers mit dem bekannten früheren Staatsprokureur Jorissen im März 1876. „Wir wurden," so erzählt letzterer, „einander vorgestellt und auf seine plumpe Art fährt mich Krüger sofort mit der Frage an: Was ist Euer Glaube?"

„Ich habe gar nicht die Absicht, Ihnen das zu sagen."

„Aber wißt Ihr denn nicht, daß ein Christ zu jeder Zeit bereit sein muß, Rechenschaft von seinem Glauben abzulegen?"

„Sicherlich, aber nur dem, der das Recht hat, Rechenschaft zu fordern."

„Habe ich denn nicht das Recht?"

„Nein, denn ich frage Sie ja auch nicht nach Ihrem Glauben." —

Die Audienzen bei Ohm Paul Krüger haben überhaupt etwas Kurzes, fast Barsches, aber sie sind alle ehrlich und gut gemeint. Der Präsident nimmt kein Blatt vor den Mund, um seine Ansicht zu äußern. Die Ambulanzen wurden von ihm herzlich empfangen, er hatte große Freude über die Anteilnahme des Auslandes an den Geschicken des Burenvolkes, manche von den Schwestern ging dann noch öfters später hin, um eine Tasse Kaffee bei Tante Krüger zu trinken.

*) Auch Dewet geschrieben, hat die Betonung auf der letzten Silbe.

und den ehrwürdigen Ohm Paul nochmal zu sehen. Auch die verschiedenen Kämpfer, die von Europa nach Transvaal kamen, um unter dem Vier-Kleur zu fechten (die transvaalische Flagge hat vier Farben, die grüne an der Stange senkrecht, daneben horizontal rot-weiß-blau), machten auch ihre Aufwartung beim Präsidenten; er drückte jedem die Hand, und was gab er ihnen zur Antwort? „Es freue ihn sehr, sie hier zu sehen, doch die Buren haben eigentlich ihre Hilfe nicht nötig."

Wer immer ein Anliegen hat, geht zum Präsidenten persönlich in seinem einfachen Arbeitsgewande, wird sofort vorgelassen und von ihm ohne weitere Umstände empfangen.

Knorrig und hart erscheint seine ganze Figur, sein Körper ist mehr als mittelgroß, breitschultrig gebaut, den Nacken etwas vorgebeugt, aber wenn er vor dem Gouvernementsgebäude aus seinem mit vier bis sechs Reitern eskortierten geschlossenen Landauer steigt, so schreitet er mit einer Kraft und Sicherheit zu seinem Staatssekretär, Reitz, in das Geschäftszimmer, daß man ihm das hohe Alter keineswegs ansieht. Die Züge seines Gesichtes sind nicht fein geschnitten, vielmehr grob gemeißelt, die Stirne nicht hoch, die Nase groß und stark, ziemlich weit vorne sitzt auf ihr die blaue Brille; die Oberlippe ist glatt rasiert, sein Haar und Bart voll, glatt gekämmt, von grauweißer Farbe. An seiner linken Hand fehlt der Daumen; das hat folgende Bewandtnis: Als kleiner Junge hatte er eine Verletzung am Daumen, die nicht heilen wollte und ihm große Schmerzen verursachte. Er nahm ein Beil und hackte den Daumen ab nach dem Grundsatz: Wenn dich ein Auge ärgert, so reiße es aus.

Ohm Paul ist neben der Familie Joubert*) einer der reichsten Buren, doch teilt sich das Vermögen unter viele Enkel und Urenkel, deren Zahl über hundert ist; möglicherweise bekommen all dies Vermögen die Eroberer des Landes. Krüger hat viel von seinem Vermögen und von den Staatseinkünften im stillen verwendet und zurückgelegt zum Ankauf von Kriegsmunition und Waffen, weil er wußte und fürchtete, daß solche Zwecke im Volksrat öffentlich zu besprechen gefährlich war. Er hat jedenfalls das ihm anvertraute Geld nicht für sich und seine Familie verwendet, sondern damit sein Land in den richtigen Verteidigungszustand gesetzt. Erwähnt mag werden, daß außer einem großen Gehalt ihm für seinen Haushalt noch jährlich 140 Pfd. St.**) vom Volksrat ausgesetzt waren für Kaffee, d. h. um seine Besuche bei Audienzen richtig bewirten zu können.

*) Gesprochen: Jubeer.
**) Ein Pfund Sterling = 20 Mark.

Kapitel IV.

Das Land Transvaal. Einwohnerzahl. Gebirgsbildung. Das Hochfeld. Die Flüsse.

Das Land Transvaal erstreckt sich ungefähr zwischen dem 22. bis 28. Grad südlicher Breite und dem 25. bis 32. Grad östlicher Länge. Zum größten Teil zwischen dem Vaal- und dem Limpopofluß einerseits, einem mächtigen Gebirgszug im Osten und einem wüsten Lande im Westen andrerseits gelegen, wird es im Süden vom Oranje-Freistaat und Natal, im Osten vom Zulu- und Tongaland sowie den portugiesischen Besitzungen, im Norden von Matabeleland, im Westen von dem britischen Protektorat Betschuanaland und der Kapkolonie begrenzt. Die genauen Grenzen bestimmt der Artikel 1 der Londoner Konvention vom 27. Februar 1884 und ein Anhang dazu vom 30. Juni 1888. Eine Reise des Präsidenten nach England und Verhandlungen der Königin Viktoria hatten diesen rektifizierenden Anhang der früheren Londoner Konvention vom Jahre 1881 zur Folge, der die Südafrikanische Republik und den Oranje-Freistaat als selbständige, freie, unabhängige Staatswesen mit eigener Selbstverwaltung anerkannte. England sollte nur ein Einspruchsrecht haben im Falle politischer Abmachungen mit einem anderen fremden Staate.

Der Flächeninhalt dieser also von England garantierten freien Südafrikanischen Republik beträgt 326,300 km². Also etwa $^3/_5$ von der Ausdehnung Deutschlands.

Eine eigentliche Volkszählung ist noch nie vorgenommen worden. Die Feldkornets sind zwar verpflichtet, Listen über die Bevölkerung zu führen; diese geben noch den besten Anhaltspunkt; da aber schwer zu kontrollieren ist, ob sich ein jeder in diese Listen eintragen läßt, andere weg- und herumziehende Buren es oft unterlassen, ihren Weggang anzuzeigen, so sind diese Listen ungenau. Aehnlich steht es mit den Angaben über die bezahlte Kopfsteuer. In Transvaal ist nämlich seit einigen Jahren erst eine einzige Steuer von 16 Schillingen für jedermann, die sogenannte Kopfsteuer, eingeführt. Aber es gibt viele, wie ich persönlich in Krügersdorp erfahren habe, von denen nie eine solche Steuer abverlangt worden ist. Nach einer Zählung im September und Oktober 1852 betrug die weiße Bevölkerung

Transvaals ungefähr 6000 Familien. Rechnet man jede Familie durchschnittlich zu sechs Köpfen, so erhält man 33,000 Einwohner. Friedrich Jeppe*) schätzte im Jahre 1868 etwa 30,000 Personen. Ein Zensus von 1876 ergab 7326 wahlfähige Männer; rechnet man für jeden dieser Männer eine Familie von fünf Köpfen, so erhält man 37,000 Einwohner. Nach den Mitteilungen der Landdroste waren 1881 35,228 und nach der Kirchenstatistik des gleichen Jahres 37,336 Bewohner vorhanden. Jedenfalls geben diese Zahlen den Beweis, daß bis zu diesem Zeitpunkt die Bevölkerung sehr langsam gewachsen ist. Als aber in den nächsten Jahren die Goldfelder entdeckt wurden, nahm die Einwanderung zu, der Handel und Verkehr vergrößerten sich, die Zeiten des Krieges und der Unruhen waren scheinbar vorüber, ein gewisser Wohlstand machte sich auch unter den bis dorthin armen Buren, nicht allein bei den Eingewanderten (Uitlanders = Ausländern) bemerkbar. Die Bevölkerungszahl stieg daher bereits im Jahre 1889 auf 80,000 Seelen. Dazu kamen noch 30,000 Fremde in den Goldfeldern, so daß sich eine Gesamtbevölkerung von 110,000 Seelen ergab. Nach der Zählung von 1890 hatte Transvaal 119,128 weiße Einwohner, nach der Zählung von 1897 245,397 und zu Anfang des Jahres 1899 288,750, wovon 166,400 Männer und 122,350 Frauen waren.

Die Kopfzahl der eingeborenen Schwarzen betrug im gleichen Jahre 754,325, so daß auf einen Weißen etwa drei Schwarze kamen. Ende der siebziger Jahre bis 1886 war dieses Verhältnis 1 : 7.

Im Verhältnis zur Fläche des Landes kam Mitte der sechziger Jahre auf 10 km^2 ungefähr ein Weißer, 1890 drei, 1897 sieben, 1899 neun.

Faßt man Weiße und Schwarze zusammen, so treffen jetzt auf einen Quadratkilometer drei Bewohner.

Im Vergleich zu unseren europäischen Verhältnissen ist das eine sehr schwache Bevölkerung, denn in Norwegen und in Finnland treffen auf einen Quadratkilometer 6 Menschen, in Bayern 79, in Preußen 86, in Württemberg 104, in Sachsen 233 Personen.

Transvaal ist eingeteilt in 21 Distrikte; über jeden Distrikt als Verwalter steht ein Landdrost, der sowohl Richter als Verteidiger ist; er hat also einen Teil der Befugnisse eines Bezirksamtmannes mit dem Rechte der Jurisdiktion; neben ihm aber ist die wichtigste Person im Distrikt der Feldkornet, deren jede Stadt und jede Gemeinde einen hat; er ist sozusagen die Mutter der Gemeinde, ruft die Wehrpflichtigen zum Kampf, besorgt die Impfungen ꝛc. Jeder Distrikt zerfällt wieder in eine Anzahl

*) In Petermanns Mitteilungen 1868, Ergänzungsheft 24.

Unterabteilungen, sogenannte Wyken (sprich: Weiken), zum Beispiel:

Distrikt Pretoria:

Wyken: Pretoriadorp, Aapjesriver, Bronkhorstspruit (spr. Spreut), Elandsriver, Krokodilriver, Witwaterrand.

Ortschaften: Pretoria.

Oder:

Distrikt Krügersdorp:

Wyken: Wyk Nr. 1, Wyk Nr. 2, Wyk Nr. 3 ꝛc.

Ortschaften: Krügersdorp.

Außer diesen 21 Distrikten bestehen noch folgende sieben Goldfelderdistrikte (Delveryen): Johannesburg, Barberton, Bocksburg, Klerksdorp, Ottosdorp, Pilgrimsrust (Lydenburg-Delvery, spr. Leidenburg), Krügersdorp und Heidelberg.

Zu Transvaal gehört ferner Swaziland in Form eines Protektorates. Es umfaßt etwa 20,700 km² mit 15,000 Weißen und 40,000 Schwarzen, also ungefähr zwei Personen auf einen Quadratkilometer. Bremersdorp ist der Sitz der Regierung und Verwaltung. —

Was die Formation Südafrikas anbelangt, so ist das Profil des schwarzen Erdteiles in der Richtung von West nach Ost mit dem eines umgestürzten Tellers verglichen worden, d. h. von der Küste ab flach ansteigend, setzt die Profillinie plötzlich nach oben in einen scharfen Winkel ab und bildet dort in den Drakensbergen einen scharfen Rand, ähnlich dem Fußring eines Tellers. Dieser Rand neigt sich dann nach innen gegen den Kontinent wieder, um in eine große Fläche oder Platte überzugehen, das schon oben erwähnte Hochfeld von Transvaal. Auf der anderen Seite fällt dann das Land in umgekehrter Reihenfolge wieder zur Küste ab. Der Uebergang vom Rand der Platte zur Küste wird durch parallele Terrassen (zwei bis drei) gebildet.

Das Rand- und Massengebirge der Drakensberge ist die Fortsetzung der südlichen Begrenzung der Karoo, wie man im Kapland das nördlich des Tafelberges bei Kapstadt sich auftürmende Hochland von Südafrika nennt. Diese Karoo zergliedern sich im Südosten des Oranje-Freistaates, namentlich im Basutoland, in drei große, ziemlich parallel miteinander laufende Bergketten, die sich nördlich wieder an der Westgrenze von Natal zu einem mächtigen Zuge vereinigen (Drakensberge) und dort im Mont-aux-source eine Höhe von 11,155 Fuß (etwa 3400 m) (Großvenediger 3673 m, Großglockner 3797 m, Zugspitze 2960 m) zu erreichen.

Das Drakensgebirge verläuft in Natal parallel mit der Ostküste Afrikas und stürzt, während es westlich nach dem Oranje-Freistaat sich sanft zum Hochplateau abdacht, ostwärts

nach Natal in fast unzugänglichen, schroffen, wilden Felsschluchten ab. Es verläuft unter den verschiedensten Namen mit seinen tief eingeschnittenen Längs- und Querthälern nach Aussendung verschiedener Nebenstränge nach Norden bis an die Ufer des Olifantriver (Elefantenflusses). Die zweitgrößte Höhe erreichen die Drakensberge im Lydenburg-Distrikt, in dem sogenannten Mauchberg, mit 2660 m. Der Spitzkop in derselben Gegend ist 2220 m hoch, Höhen, die ungefähr dem Stilfserjoch, dem Großen St. Bernhard und St. Gotthard in unseren Alpen gleichkommen. (Krottenkopf 2105 m, die Scheffauerspitze im Wilden Kaiser 2244 m, Watzmann 2714 m, Sonnspitze im Karwendel 2658 m.)

Die Gipfel der Drakensberge haben in der Regel zweierlei Gestalt. Entweder sind es runde Kuppen auch mit einem Horn (z. B. bei Glenkoe) oder es sind steil ansteigende Zinnen mit Rändern, die durch zerklüftete Felsen gekrönt sind (Majubaberg), wieder andere sind wirkliche Tafelberge (Lombardskop bei Ladysmith) und erheben sich am fernen Horizont aus dem leichtwelligen Charakter der Höhenzüge wie ein scharf abgeschnittener Sargdeckel empor (ähnlich wie der Staffelberg im Fränkischen Jura bei Lichtenfels, nur noch in viel ausgeprägterer Form). Diese Form kommt sehr oft im Westen vor, wo die Drakensberge in das Hochplateau des Oranje-Freistaates übergehen.

Die Kuppen, deren Gipfel ab und zu von riesenhaften Felsblöcken gekrönt sind, bestehen durchgehends aus stark verwittertem Grünstein und zeigen nur spärlichen Pflanzenwuchs. Die unteren Böschungen sind, wie die Thalsohle, stark mit rotbraunen Lehmschichten belegt.

Die flachen Gipfel der Tafelberge umfassen oft einen mehrere Quadratkilometer großen Flächenraum, entweder ganz horizontal oder in der Mitte sattelförmig eingesenkt (der Bur nennt diese Einsenkung und die Bergübergangsjoche ein Neck = Nacken). In solchen geneigten Stellen, muldenförmigen Ausbuchtungen auf der Höhe der Tafelberge kommt das Regenwasser oft zum Stehen, so daß üppiger Graswuchs auf Lehmgrund entsteht; es kann aber auch Versumpfung eintreten, wodurch sich auf den Gipfeln der Tafelberge Raseneisenstein in großer Ausdehnung gebildet hat.

Der östliche Abfall der Drakensberge weist vier verschiedene Terrainstufen auf, in denen Granit vorherrscht. Mächtige, nackte, treppenartig absetzende Granitplatten, welche durch die Einwirkung der Sonne scharfkantig gespalten sind, bilden diese Abstufung; die unterste Abstufung, die Lebomboberge, sind gut bewaldet; sie fallen steil zur Küste ab. Durch dieselben sind wir von Komatiport aus mit der Bahn emporgestiegen, wie oben bereits geschildert worden ist. Das westlich von den Drakensbergen liegende Plateau, das Hochfeld von Transvaal

und des Oranje-Freistaates, senkt sich nach Norden gegen die Ebene des Limpopoflusses sanft ab, während sie nach Süden in das Hochland der Kapkolonie, die Karoo, übergeht. Wir haben daher z. B. auf dieser Hochebene im Oranje-Freistaat Erhebungen von 1700 m über dem Meeresspiegel, etwas weiter nördlich bei Bloemfontein 1400 m, bei Pretoria 1300 m. Dagegen beträgt die Höhe am oberen Limpopofluß 600 m.

Das Hochfeld von Transvaal selbst zeigt außerdem noch eine kleine Neigung nach Norden und nach Süden, bildet also einen Rücken, dessen Höhe ungefähr bei Krügersdorp und Johannesburg liegt (1590 m). Derselbe bildet die Wasserscheide zwischen dem Vaal- und Limpopofluß. Auf der Höhe dieses Rückens ist das Terrain stärker gewellt und gebogen. Hier liegen die Klipriverberge, der Gatsrand, die Witwaterrandsberge und die Magaliesberge. Ganz merkwürdig ist an solchen Stellen auf dem Hochfelde das Auftreten von kreisrunden, flachen Vertiefungen, sogenannten Pfannen (Pan oder Vlei), welche im Sommer und Frühjahr mit Regenwasser gefüllte Seen bilden. Mit Eintritt der trockenen Jahreszeit verschwindet das Wasser, doch behält der Boden einen größeren Feuchtigkeitsgehalt; es wächst daher an diesen Stellen reichliches Futter für das Wild.

Oft sammelt sich aus den umgebenden Gebirgszügen in diesen Pfannen eine größere Menge von Natron und Kalisalzen; wenn nun das Wasser durch die afrikanische Sonne wieder verdunstet, so kristallisieren am Rande dieser Wasserbecken die Salze aus und überziehen das Land mit einer weißen Kruste. Solche Salzpfannen (Zoutpans) finden sich namentlich im nördlichen Teil Transvaals. Wirklich das ganze Jahr über bleibende Seen hat Transvaal sehr wenige aufzuweisen, einige wenige im Osten und Westen.

Der Chrissiesee liegt im Ermelo-Distrikt, auf jenem Hochplateau im Osten, wo der Vaalfluß entspringt; er ist sehr tief und hat 55 km Umfang (ähnlich dem Starnbergersee).

Die oben erwähnten Bergrücken, welche das Hochfeld durchziehen, laufen meistens in der Richtung von Nordost nach Südwest. Es sind dies Ausläufer des großen Randgebirges der Drakensberge im Osten, teilweise selbständige Faltungen des Hochfeldes, wellenförmige Erhebungen mit coulissenartig angeordneten Vorbergen. Die bedeutendsten von ihnen sind die der Magaliesberge, welche vom Pretoria-Distrikt bei den Quellen des Elandsflusses beginnen und als das nördliche Umwallungsgebirg des Hochfeldes in westlicher Richtung nördlich an Krügersdorp und den Witwaterrandsbergen vorbei nach Rustenburg ziehen. Sie bestehen aus demselben Quarzit, aus welchem die westliche Hälfte des Hochfeldes zusammengesetzt ist; aber nur die Kuppen im westlichen Teil übertreffen mit 1950 m das Hochfeld selbst

an Höhe, der östliche Teil dagegen in der Umgegend von Pretoria nimmt allmählich an Höhe ab und wird von dem Rücken des Hochfeldes selbst überragt.

Dieses Gebirge ist an fünf Stellen für die aus dem Hochfeld kommenden Flüsse durchbrochen. So kommt der Apjesriver bei Pretoria durch einen Durchbruch des Gebirges, welcher den Namen Wonderboom-Poort führt. Dieser Name wird von einem riesigen Exemplar des Kombretum, des sogenannten Wonderboomes, hergeleitet, der umgestürzt aus seiner Krone neue starke Aeste in die Höhe getrieben hat; zwischen diesen Aesten, welche in einem großen Umkreis als neue Bäume emporwachsen, kann man wie durch eine Laube mit einem Pferde durchreiten. Die rotbraunen Quarzit- und Granitfelsen des Wonderboom-Poorts im Osten, der Dassiepoorts (Dachspforte) im Norden bilden eine großartige Umrahmung des Thalkessels von Pretoria.

* * *

Den Magaliesbergen ungefähr parallel laufen südlich die den Witwaterrand umwallenden, etwa 1800 Meter hohen Witwaterberge (1757 m, Höhe des Herzogstandes), die sich weiter nach Süden und Westen verflachen und bis zum Maricofluß fortsetzen.

Hier befinden sich die berühmten Goldfelder des „Randes" mit der Zentrale Johannesburg. Südöstlich davon liegen die Klipriversberge und südwestlich davon im Potschefstroomdistrikt der Gatsrand.

Alle diese Höhenzüge mit ihren Wasserrinnen und Schluchten haben im Bewegungskrieg der Buren eine große Rolle gespielt.

Nördlich von den Magaliesbergen, die, von Krügersdorp aus gesehen, wie blaue Coulissen am Horizont die nördliche höchste Begrenzung des Hochfeldes bilden, breitet sich eine Einsenkung in Gestalt einer ausgedehnten Ebene aus, die ringsum von plateauartigen Erhebungen begrenzt wird. Es ist das „Buschfeld" von 900 m Höhe. Der Boden ist ein schmutziggelber, sandreicher Lehm auf felsiger Unterlage, stellenweise von lockerem Sande überlagert. Die ganze Gegend ist trocken und wasserarm; indessen bleiben die tieferen Sandschichten immer feucht, so daß zahlreiche Bäume und Sträucher darauf fortkommen; auch der Springbock (nach ihm ist die Gegend Springbockolakte benannt) mit seinem lyraförmig gekrümmten Gehörn kommt in dieser Gegend häufig vor. Salzkrusten und Salzpfannen werden im Buschfeld häufig angetroffen und deuten auf die Möglichkeit hin, daß die ganze Einsenkung früher ein großer Salzsee war. Im Norden wird diese Einsenkung umschlossen von einer neuen Erhebung, dem Limpopoplateau; dieses, den nördlichen Teil Transvaals einnehmende Plateau senkt sich dann wieder nordwärts zu einer flachen Ebene herab, die vom Limpopofluss durchströmt wird. Der Boden des Limpopo-

Tieflandes ist trocken, meistens sandig, stellenweise auch lehmig. „Das ganze Gebiet ist," nach Rehmann,*) „eine sehr unfreundliche Gegend; im Sommer, zur Zeit der Regengüsse, bildet es den Sitz des berüchtigten afrikanischen Fiebers, im Winter aber wird der Wanderer von Wassernot verfolgt und seine Zugtiere erliegen zu allen Zeiten des Jahres der Tsetse-Fliege. Infolge solcher Umstände wurde dieses Tiefland namentlich in seinem nördlichen und östlichen Teil unzugänglich und der Kolonisation durch den Limpopofluß ein unüberwindliches Hindernis in den Weg gestellt. Nur der südwestliche Teil bietet ein freundlicheres Bild."

Der Stich der Tsetsefliege verursacht nämlich ein furunkulöses Geschwür, welches durch chronische Eiterung das Tier so entkräftet, daß es zu Grunde geht; nur der Esel allein übersteht die Krankheit ab und zu.

* * *

Von den Flüssen Transvaals sind als hauptsächlichste der Vaal und Limpopo zu nennen, die beziehungsweise die Süd- und teilweise die Nordgrenze Transvaals bilden.

Der Vaalfluß entspringt im Ermeloodistrikt auf dem Hoogeveld im östlichen Transvaal, 1835 m hoch, fließt erst nach Süden und dann nach Westen, um in den Oranjefluß zu münden. Dieser Oranjefluß bildet die südliche Grenze des Oranjefreistaates gegen die Kapkolonie.

Die Länge des Vaalflusses beträgt 780 km, sein Bett ist nicht tief; während im Winter der Wassergehalt des Flusses so gering ist, daß man fast überall mit einem Wagen durch denselben fahren kann, schwillt er in der Zeit der Sommerregen so stark an, daß das Wasser an engen Stellen viele Klafter hoch über den Winter-Wasserspiegel steigt. Im unteren Laufe desselben treten zahlreiche Stromschnellen auf, welche für die Flüsse Afrikas charakteristisch sind und sie für die Schiffahrt sehr gefährlich machen. Die Eingeborenen heißen diese Stromschnellen Wasserwände; sie kommen als scharfrandige Stufen von Quarzit oder Thonschiefer vor; ich sah sie im Klipriver südlich von Ladysmith und im Tugela bei Colenso.

Die Nebenflüsse des Vaalriver kommen auf der linken Seite aus den Drakensbergen, auf seiner rechten Seite aus dem Hochfeld. Die bekannteren sind: der Klipriver bei Johannesburg, der Rietspruits und der Mooiriver bei Kimberley.

Der Limpopo, auch Krokodilriver, entwässert die nördliche Hälfte Transvaals und hat seinen Ursprung nördlich von Krügersdorp auf dem Witwaterrand. Er durchbricht die Magaliesberge, nimmt auf der linken Seite den Sterkstroom und

*) Dr. A. Rehmann, Das Transvaalgebiet des südlichen Afrikas. Wien, 1883, pag. 10 ff.

verschiedene andere Zuflüsse auf, wendet sich dann in einem großen Bogen nach Nordosten, später Osten und fließt durch portugiesisches Gebiet in fast südlicher Richtung in den indischen Ozean, nördlich von der Delagoabai. Von seinen Zuflüssen auf der rechten Seite ist der bekanntere der schon oben genannte Aapjesriver (Aeffchenfluß), der südlich von Pretoria aus dem Nordrande des Hochfeldes entspringt. Aus einer mächtigen Quelle kommend, passiert er bei Aapjespoort den Rand, geht bei Dassiepoort (Dachspforte) durch einen Ausläufer der Witwaterberge und endlich durch den schon erwähnten Wonderboompoort aus dem Thale von Pretoria in nördlicher Richtung nach dem Buschfeld. Von den weiteren Nebenflüssen des Limpopo ist der größte der Olifantsriver, der aus demselben Hochlande entspringt wie der Vaalriver. Es bildet also das Hochfeld im Ermeloodistrikt die Wasserscheide zwischen dem Indischen und Atlantischen Ozean.

Kapitel V.

Die Ambulanzen in Pretoria. — Liebesgaben. — Die Vereinigung des Roten Kreuzes von Transvaal. — Die medizinische Staatskommission. — Die Beschaffung der Hilfsmittel, der Wagen für die Ambulanz.

Nach dieser geographischen Exkursion kehren wir zurück nach Pretoria, um die Vorbereitung der Ambulanz zur Thätigkeit an der Front zu verfolgen. Ein Brief nach Hause mag ein Bild der damaligen Verhältnisse geben:

L. M.!

In Pretoria war offizieller Empfang durch die deutsche, holländische, belgische Kolonie. — Nun liegen wir aber schon mehrere Tage hier im ersten Hotel auf Kosten des Gouvernements und warten auf unser Gepäck und Verwendung; man hat uns noch kein bestimmtes Ziel zugewiesen; wir bekommen wahrscheinlich auch keines, wenn wir es nicht selbst suchen; wahrscheinlich gehe ich zur Front nach Ladysmith zu; Zelte und Betten, Leinwand, Kochgeschirre sollen wir von hier bekommen. In Pretoria ist schon eine Ambulanz. Röntgenaufnahmen habe ich auch schon gesehen. Es finden sich recht viele Beinschüsse hier.

Auch über 100 englische Offiziere sind hier interniert in einer Schule; die Gefangenen können sich frei im Garten ergehen; ihr Aufenthaltsort ist gut und wohnlich eingerichtet. Außer diesen haben die Buren noch über 3000 Gefangene gemacht; Tote hatten die Buren bis jetzt im ganzen Krieg 280. Vorgestern wohnte ich einem solchen feierlichen, stillen Leichenzug bei, den 30 Buren zu Pferd, das Gewehr auf den rechten Schenkel gestützt, führten. Der Sarg wurde zum Kirchhof gefahren vorbei an der Wohnung des Präsidenten, der rüstig und frisch vor seiner einfachen Wohnung saß. Zwölf Mann hatten Spalier gebildet, unter ihren gekreuzten Gewehren wurde der Sarg hindurch getragen, während Salvenfeuer abgegeben wurde.

Gestern wurde die vor Ladysmith von den Engländern durch Dynamit beschädigte „Long Tom"-Kanone wieder ausgebessert zurück nach dem Kriegsschauplatz gebracht. Es ist ein mächtiges Geschützrohr, von zwölf Mauleseln gezogen. Es herrscht große Ruhe und gemessenes Benehmen überall.

Die Wirtshäuser sind meist geschlossen, ebenso viele englische Läden.

Viele Buren in einfach gelber oder gewöhnlich grauer Tracht, nur mit Gewehr und Patronengürtel, galoppieren auf guten Pferden durch die Straßen.

Heute wurden 120 Gefangene, Schwarze, welche von den Engländern bei Derdepoort bewaffnet waren, eingebracht; ein 16jähriger Bure begleitete sie, der mehrere Engländer kampfunfähig gemacht und dann 20 Kaffern gefangen hat.

Hier ist alles sehr teuer; das Pfund Zucker kostet 2,50 Mk. Die einfachste Pension ohne Getränke kostet 15 Schillinge. Das billigste Getränke ist 1/4 Liter künstliches Sodawasser, das 1/2 Schilling kostet, 1/4 Liter Flaschenbier aus Hamburg kostet zwei Schillinge.

Du denkst mich jedenfalls schon lange in blutiger Schlacht. Es ist nicht leicht mit einer Truppe von 7 Aerzten, 10 Pflegerinnen und 15 Wärtern rasch eine Verwendung zu finden; die Buren sind sehr vorsichtig, allerdings gutherzig, fromm, arbeiten sehr langsam. Es erinnert mich manches an das langsame Arbeiten im türkischen Kriegslazarett 1897. Bei Colenso haben die Buren wieder seit vier Tagen in wiederholten Gefechten siegreich den Engländern widerstanden, obwohl sie dreimal schwächer an Zahl sind, als der Feind.

Morgen fahre ich mit drei Aerzten nach Modderspruit, um mich mit General Joubert ins Einvernehmen zu setzen, damit unsere Kolonne folgen kann; dann fahre ich nach Pretoria zurück, um die Kolonne und Gepäck zu holen. Hier ist wärmster Sommer, ich bade fast täglich im Freien, in Fontein, wo die Trinkquellen für die Stadt entspringen.

In Pretoria war damals schon die erste deutsche Ambulanz aus Berlin vier Wochen vor uns angekommen und vom deutschen Konsul nach Bloemfontein weitergesendet worden, weil man von der in der Nähe von Kimberley und Mafeking unter Cronje stehenden Burenarmee eine große Thätigkeit erwartete. Die ebenfalls schon mehrere Wochen vorher eingetroffene erste holländische Ambulanz unter Professor Korteweg war teilweise nach Modderspruit zu General Joubert gegangen, teilweise hatte sie in der Staatsmädchenschule ein Hospital eingerichtet. Außerdem waren die verschiedenen einheimischen Aerzte von Pretoria, Johannesburg, Bloemfontein, Krügersdorp, Heidelberg, Rustenburg u. s. w. mit einzelnen Burenkommandos zur Front nach Natal und dem Oranjefreistaat vorgegangen. Mit uns gleichzeitig kamen die belgische, die zweite holländische und die zweite deutsche Ambulanz aus Berlin an, und das nächste deutsche Schiff brachte eine russische, eine russisch-holländische und eine Schweizer Ambulanz mit. Dazu kam noch, daß eine Anzahl junger Aerzte aus Deutschland, Oesterreich und der Schweiz

auf eigene Faust nach Transvaal in den letzten Wochen gekommen waren. Es war also im Verhältnis zu der kleinen Burenarmee im Monat Januar, wie mir Beamte von der Regierung selbst versicherten, ein überreiches Sanitätspersonal in Pretoria vorhanden. Aber es fehlte überall die gehörige Ordnung, Einteilung und Uebersicht.

Man hatte auch von maßgebender Stelle aus in Pretoria am Anfange des Krieges weniger um Aerzte und Schwestern nach Europa die telegraphische Bitte gerichtet — man hegte berechtigte Zweifel, ob sich die Buren einer Spitalbehandlung fügen würden — sondern um chirurgische Instrumente und Verbandmaterial; an letzteren Dingen war in Transvaal zu Beginn des Krieges thatsächlich Mangel und erst durch Eroberung eines sehr reich ausgestatteten englischen Feldspitals bei Dundee im Oktober 1899, und weiterhin mit Ankunft der reich ausgestatteten Ambulanzen verbesserten sich diese Zustände. Man wußte daher auch im Januar 1900 im ersten Augenblicke gar nicht, wo man die vielen Ambulanzen unterbringen sollte. Die holländische Kolonie that ihr Möglichstes, um ihre Landsleute zur passenden Verwendung zu bringen. Aber nichtsdestoweniger blieb es den Aerzten und Schwestern der holländisch-russischen und Schweizer Ambulanz überlassen, sich wochenlang um Thätigkeit zu bemühen. Dazu kam noch, daß einige Aerzte, die ohne Ambulanzen nach Pretoria gekommen waren, alle möglichen Mittel versuchten, Schwestern der anderen Ambulanzen mit sich an die Front zu nehmen. Einem dieser Aerzte war es auch gelungen, auf diesem Wege seine eigene Ambulanz zu bilden. Der deutsche Generalkonsul Biermann hatte daher in voller Einsicht der Verhältnisse in Pretoria, wo die holländische Kolonie einen überaus großen Einfluß ausübte, beschlossen, seine ihm von Berlin anempfohlenen Ambulanzen sofort nach dem Oranjefreistaat zu senden, und zwar die erste nach Bloemfontein (sprich Blumfonteen)-Jakobsdal und die zweite, mit uns angekommene, nach Springfontein-Colesberg.

Die belgische Kolonie feierte die Ankunft ihrer Ambulanz durch ein großartiges Abendessen im Transvaalhotel, wobei viel Champagner floß. Dasselbe kostete zwischen 3 und 5000 Mark. Mir machte diese ganze Feier in so ernster Zeit, wo alles in banger Erwartung schon seit Wochen auf den Fall von Ladysmith wartete, wo die einfachen Buren in ihrer bäuerlichen Gewandung Tag und Nacht in dem durch Regen versumpften Gelände um Ladysmith lagerten und sich des Alkohol-Genusses fast vollkommen enthielten, keinen günstigen Eindruck. Es hatte überhaupt nach den ersten siegreichen Gefechten in Natal ein gewisser Freudentaumel in Johannesburg und Pretoria Platz gegriffen, der beim Anfange des Krieges keineswegs gerechtfertigt war. Im Gegenteil, in den Januar-Wochen, während

ich mich in Pretoria aufhielt, hegte man von seiten der deutschen Kolonie bei der langen Dauer der Belagerung von Ladysmith und der allgemeinen defensiven Unthätigkeit der Buren im Stillen große Zweifel über den Ausgang des Krieges. Unsere deutschen Krankenpflegerinnen waren merkwürdigerweise, obwohl doch das gemeinsame Komitee in Hamburg und Antwerpen mit gemeinsamen Ideen die Leute ausgesandt hatte, zu diesem Festgelage nicht eingeladen, was den Krankenpflegerinnen eigentlich sehr angenehm war. Auch wir Aerzte gingen teilweise nur für einige Stunden, teilweise gar nicht hin.

Mir wurden die nächsten Wochen recht sauer. Es mußten die Verbandstoffe, die Chemikalien und Arzneistoffe, welche der Ambulanz beigegeben waren, und ebenso die Instrumente in gleiche Teile für die Belgier und die deutsche Gruppe geordnet werden; es mußten viele nötige Geräte für die Küche und den Haushalt gekauft werden, das Gepäck, welches die Portugiesen über eine Woche lang behufs Durchsuchung in Lourenzo Marques zurückgehalten hatten, mußte von der Bahn geholt und ebenfalls geordnet werden.

Die Verbandsachen in den Kisten waren ohne jedes Verzeichnis aufgestapelt, überdies waren darunter viele alte Pakete von Watte und Gaze, die so gut wie unbrauchbar waren. In einer anderen Kiste waren alte Hemden mit Löchern und Flecken, die ich mich schämen würde, einem Armen vor der Thüre zu schenken. In einer dritten Kiste waren an Stelle von rechteckigen, leinenen Betteinlagen 10 und 30 cm breite Leinwandstreifen in großen Ballen aufgewickelt, die man höchstens zu Binden verarbeiten konnte. Leintücher, Handtücher, Krankenwäsche mußte neu angeschafft werden. Die deutschen Krankenpflegerinnen halfen bei der Sichtung dieses Materiales fleißig mit, während von den belgischen sich niemand blicken ließ. Nur bei der Instrumentenverteilung waren sie dabei; die von uns geordneten Verbandstoffe suchten sie später wieder aus. Dafür war aber unter den belgischen Verpflegerinnen eine Mitarbeiterin des »Petit bleu« in Brüssel, welche für dieses Blatt geharnischte Artikel schrieb; eines Tages erschien auch dieses Blatt, nach Pretoria nachgesandt, mit dem Bildnis der Schreiberin als belgische Schwester bei den Buren; sie war nämlich einige Wochen in Kroonstad, die meiste Zeit aber lebte sie, ebenso wie der ärztliche Leiter der belgischen Ambulanz mit seiner Verpflegerin, die er auf Betreiben der Damen des Roten Kreuzes in Pretoria, bald nach seiner Ankunft dortselbst heiratete, bei Mitgliedern der belgischen Kolonie in Pretoria. Der belgische Schatzmeister, dann der belgische Droguist und der belgische Rechtsanwalt beherrschten die holländische Sprache vollkommen, aber die Verhältnisse der Ambulanz bei den verschiedenen Besuchen im Gouvernementsgebäude zu regeln, der Ambulanz eine Thätigkeit, ferner die

nötigen Zelte und Transportwagen zu besorgen, halfen sie mir nicht. Ja, der Rechtsanwalt machte sogar, wie schon erwähnt, den Versuch, die belgischen Krankenwärter zu veranlassen, an Stelle der Tragbahre die Waffen zu ergreifen; er wäre aber fast von diesen durchgeprügelt worden.

So mußte ich all diese Gänge um Wagen, Pferde und Maultiere u. s. w. allein mit zwei deutschen Wärtern machen. Dazu kam noch, daß verschiedene, welche sich der Ambulanz in Antwerpen angeschlossen, aber bei Ankunft in Pretoria die Waffen ergriffen hatten, als arbeitende Kräfte der Ambulanz in Wegfall kamen; ich hatte ihnen, wie schon oben mitgeteilt, unterwegs auf dem Schiffe erklärt, daß ihre Absichten den Regeln des Roten Kreuzes zuwiderlaufen und ihnen jeden Schutz des Roten Kreuzes versagt.

In den nächsten Wochen sah man viele von den mit dem Schiffe Angekommenen in Pretoria Pferde ausmustern und Reitübungen veranstalten, und hatte ich bald Gelegenheit, bei einem früheren Offizier, der bei diesen Uebungen in Pretoria von einem scheuenden Pferde gestürzt war, eine Luxation der Kniescheibe einzurichten. Von der holländischen Ambulanz bekam er dann im Hospital der Staatsmädchenschule einen Gipsverband. Nach einigen Tagen zogen die Neuangeworbenen, nachdem sie noch Reitzeug, einen Anzug, Patronengürtel und Gewehr erhalten, einige Schießübungen unter dem Feldkornet von Pretoria gemacht hatten, gegen Colesberg ins Feld. Ein einheitliches Korps bildeten die Zugegangenen im Heere nicht; sie wurden nach Belieben und eigenem Wunsch eingeteilt, hielten aber doch meist in Gruppen zusammen. Der Verletzte folgte ihnen mehrere Wochen später nach. Im holländischen Spital traf ich auch einen kräftigen, breitschultrigen Mann aus Garmisch, der bei Elandslaagte einen Streifschuß erhalten hatte und eben wieder zur Front ging.

Was die Liebesgaben für den Krieg anbelangt, so that mir das Herz weh, als ich die Kisten, wie oben erwähnt, auspackte. Es werden bei solcher Gelegenheit oft Gegenstände geliefert, daß Gott erbarm. Mancher alte Ladenhüter, den der Geber wahrscheinlich gern auf anständige Weise los sein wollte, sollte bei den armen Buren verwendet werden; möchten doch in einem künftigen Kriege alle die, welche ein gutes Werk wirklich thun wollen, nur Dinge liefern, die wirklich brauchbar sind. Sie können sich ja an der Sammelstelle über das, was im Feld und Lazarett nötig ist, genau erkundigen. Notwendig sind vor allem gewesen außer einfachen Verbandmaterialien: Gaze, Watte, Binden, einfache, dünne, lange Brettchen als Holzschienen, warme Fußbekleidung, warme Unterkleider, Leintücher, Handtücher, dreieckige Tücher, wollene Decken, Eß- und Trinkkonserven, Thee, Kaffee und Zucker, Cognac und starke Weine. Emailliertes Küchen-

geschirr. Von all diesen Sachen war nicht genügend vorhanden, die Vorräte in den Kaufhäusern Pretorias waren bald aufgebraucht. Zucker gab es bald keinen mehr; auch Zündhölzer wurden ein seltener Artikel; man sollte es kaum glauben, wenn man es nicht selbst erlebt hat. Ein Glück ist es, daß die afrikanische Sonne sehr heiß brennt, und viele Buren neben dem Tabaksbeutel ein Vergrößerungsglas als Brennglas in der Tasche tragen.

Die Einrichtung des Roten Kreuzes in Pretoria geschah nach Beschluß des Volksrates am 30. Juli 1896 unter der Ehrenpräsidentschaft Krügers, der Ehrenvizepräsidentschaft Kommandant-Generals Joubert und des Staatssekretärs Dr. Leyds. Die Satzungen waren in holländischer und englischer Sprache gedruckt. Das Haupt-Komitee des Roten Kreuzes hatte seinen Sitz in Pretoria, von wo aus die einzelnen Vereine vom Roten Kreuz in den größeren Ortschaften der verschiedenen Distrikte, z. B. Johannesburg, Heidelberg, Krügersdorp 2c., geleitet wurden. Jeder dieser einzelnen Vereine war allerdings selbständig für sich, stand aber unter dem Haupt-Komitee.

Der Bure auf dem Lande, wenn er auch von gutmütigem Charakter ist, hat wenig Interesse an allgemeinen Wohlfahrts- und Sanitätseinrichtungen.

Man kann ihm daraus eigentlich keinen Vorwurf machen; denn nehmen wir vergleichshalber unsern Bauern im Gebirge, auch er wird erst mit einiger Mühe von dem Vorteil eines Krankenhauses und einer richtigen Pflege zu überzeugen sein. Der Bure hat nämlich noch keine Kriege durchgefochten, in welchen er selbst viele Verwundete und Kranke zu verpflegen hatte; daher sein Erstaunen, daß Schwestern aus Europa zur Krankenpflege kamen. Er ist der Ansicht, daß der Verwundete nach der Schlacht am besten zu Hause verpflegt wird, nach seiner altgewohnten Art mit Hausmitteln; im Anfang des Krieges gingen daher die wenigen Verwundeten und Kranken von der „Front" weg sofort ad huis toe (nach Hause). Ich selbst habe in Krügersdorp einen über 50 Jahre alten Schullehrer Botha in Behandlung bekommen, der am zweiten Tage des Krieges bei Mafeking einen Schuß durch den Oberschenkelknochen erhalten hatte und dann wochenlang auf seiner Farm verpflegt worden war. Er kam mit seiner Frau in bedauernswertem Zustande auf dem Ochsenwagen in unserem Spital an. — Der Bur verlangte deshalb auch aus dem Hospital sehr bald wieder nach Hause gebracht zu werden. Man konnte im Anfange von den Buren nicht gerade sehr schmeichelhafte Ausdrücke über das Rote Kreuz hören; aber später, als mit der längeren Dauer des Krieges eine richtige Krankenpflege notwendig wurde, waren die Buren für die Hospitalbehandlung sehr eingenommen. Eine Dankbarkeit für die ärztliche Behandlung und Schwesternpflege, wie ich sie von den einzelnen türkischen

Soldaten, auch alten Arnautenführern gesehen habe, erlebte ich allerdings bei den Buren nie.

In Pretoria und Johannesburg haben gerade die Fremdenkolonien die Einrichtung des Roten Kreuzes in die Hand genommen. Besonders die Damen von Pretoria, Deutsche, Holländer und auch die Frauen der reichen Buren und Afrikaander thaten für diese Wohlfahrtseinrichtung sehr viel. Unterstützt wurden sie noch durch sehr reiche Sendungen von Verbandmitteln ausgezeichneter Beschaffenheit vom Roten Kreuz in Italien; auch die Frauen Frankreichs sandten ein vollständig eingerichtetes Feldlazarett und vorzüglichen Rotwein, von dem uns bis Mitte Mai in Krügersdorp einige Flaschen vorzügliche Dienste für die Kranken thaten.

Neben diesem freiwilligen Roten Kreuz, in dessen Komitee einige Aerzte, Apotheker, Beamte und Reichbegüterte mit ihren Frauen waren, bestand noch ganz unabhängig von dem ersten eine medizinische Staatskommission, welche, wie schon der Name sagt, eine amtliche ordnende Gewalt für die Spitäler in den Städten und Sanitätseinrichtungen an der Front hatte.

Leider lagen sich diese beiden Institute über den Vorrang, die Verwertung des Materiales u. s. w. fortwährend in den Haaren, so daß man zur Erlangung von sanitären Hilfsmitteln immer vom Komitee zur Kommission und wieder zurück laufen mußte. In der medizinischen Staatskommission war nur ein Arzt, Holländer, welcher viel von der Sanitätseinrichtung für seine Landsleute beanspruchen wollte, und außerdem noch zwei holländische Beamte. Im Monat April, allerdings ziemlich spät, wurde dann dieser Zwiespalt geregelt, so daß nur die medizinische Staatskommission die Bestimmung der Aerzte an der Front und die Einrichtung der Spitäler zu leiten hatte. Aber Mangel an Uebersicht und richtiger Verteilung machte sich dauernd geltend. Das Komitee des Roten Kreuzes blieb nur mehr Verwaltungsstelle für die Liebesgaben. So hätte es von vornherein sein sollen.

* * *

Die betreffende Gouvernements-Kenntnisgebung, welche mir in Krügersdorp zugeschickt wurde, lautet:

No. 88. R. 6614/00.

GOUVERNEMENTS-KENNISGEVING.

TER algemeene informatie wordt hiermede gepubliceerd, onderstaand Uitvoerend Raadsbesluit, art. 53, dd. 17 April 1900.

F. W. REITZ,
Staatssecretaris.

Gouvernementskantoor,
Pretoria, 24 April 1900.

Aan de orde: Minute R6614-00 (U.V.R. 141-00) inhoudende correspondentie betreffende de wenschelijkheid tot uitbreiding van de bevoegdheid der Medische Commissie, benoemd bij Uitvoerende Raadsbesluit art. 14 dd. 17 Jan. 1900;

De Uitvoerende Raad,

Gelet hebbende op voormeld Uitvoerende Raadsbesluit, waarbij werd bepaald: "in termen van art. 10 van de Krijgswet (Wet no. 20 van 1898) eene Medische Commissie te benoemen, welke Commissie tot taak zal hebben om namens de Regeering alle zaken betreffende geneeskundige behandeling en inrichting van ambulances ten behoeve van de verschillende commando's te regelen, met uitzondering evenwel van de Staats-Artillerie, waarvan de geneeskundige dienst blijft onder de leiding van den geneesher-officier of officieren, zooals daarvoor speciaal zijn aangesteld."

Overwegende, dat het wenschelijk is, de werkzaamheden van deze Commissie nader uiteen te zetten,

Besluit: de bevoegdheid der Medische Commissie voormeld uit te breiden tot het behandelen van alle zaken, welke op den medischen dienst betrekking hebben, zooals bv. het uitoefenen van controle over alle reeds opgerichte of nog op te richten hospitalen; het voorzien van geneeskundige hulp en medicijnen voor families van arme burgers in de districten. Hiervan blijven echter uitgezonderd het beheer over den medischen dienst der Staats-Artillerie en de krijgsgevangenen.

De Medische Commissie kan, wanneer zij zulks noodig acht, de Landdrosten instrueeren om geneeskundigen te commandeeren voor speciale diensten. Bij weigering hieraan te voldoen zullen die geneeskundigen onderhevig zijn aan een boete niet te bovengaande een honderd ponden sterling (£100), te worden opgelegd door den plaatselijken ue]ddrost of den ambtenaar met gelijke jurisdictie.

(Der ausführende Rat hat beſtimmt, auf Grund von Artikel 10 des Kriegsgeſetzes [Geſetz Nr. 20 von 1898] eine mediziniſche Kommiſſion zu ernennen mit der Befugnis, im Namen der Regierung alle Sachen zu behandeln, welche die ärztliche Führung und Einrichtung von Ambulanzen für die verſchiedenen Kommandos betreffen, mit Ausſonderung der Staatsartillerie u. ſ. w.

Beſchluß: Die Befugniſſe der genannten Kommiſſion ſind auszudehnen auf die Behandlung aller Sachen, welche auf den mediziniſchen Dienſt Bezug haben, ſo die Kontrolle über alle bereits beſtehenden oder zu errichtenden Hoſpitäler, die Sorge für ärztliche Hilfe und Arzneien für arme Burenfamilien u. ſ. w.

Die mediziniſche Kommiſſion kann, wenn immer ſie es für nötig erachtet, die Landdroſten inſtruieren zur Komman-

dierung von Aerzten für spezielle Dienste. Bei Weigerung sollen die Aerzte angehalten sein zu einer Buße nicht über 100 Pfd. Sterling, aufzuerlegen durch den zuständigen Landdrost oder Beamten mit der gleichen Gerichtsbarkeit.)

Der letzte Zusatz war besonders gegen die Burenärzte, welche nicht mehr ohne Bezahlung oder überhaupt keinen Dienst an der Front leisten wollten, gerichtet.

* * *

Um nun die Ambulanz, die inzwischen auf Kosten des Gouvernements in dem sehr teuern „Grand Hotel" — das einfache Zimmer mit dreimaliger schlechter Mahlzeit ohne Getränke kostete täglich für die Person 15 Schilling, 4/10 Liter künstliches Sodawasser kostete 50 Pfennige, ebensoviel das gleiche Quantum transvaalisches Bier — untergebracht war, nach mehrwöchentlichem Zuwarten bewegungsfähig zu machen, mußte ich durch vielfache Gänge zum Kriegskommissariat, zur Proviantkommission Wagen und Zugtiere und Zelte beschaffen.

Der sehr geehrte Leser kann sich aus einer solchen Hotelrechnung klar machen, was eine Ambulanz in Transvaal kostet und wie viel besonders die vom Komitee in Antwerpen zusammengestellte Ambulanz der Transvaalregierung im Anfang gekostet hat.

Außer dem täglichen Unterhalt mußte ich noch für Kücheneinrichtung, für Feldbetten, wollene Decken, Tragbahren u. s. w. sorgen, denn alle diese Dinge waren nicht vorhanden.

Ich möchte daher im Falle eines Krieges einem solchen Komitee raten, keine großen Ambulanzen zu schicken, sondern kleine, diese aber mit den nötigen Hilfsmitteln lebensfähig, recht beweglich und unabhängig auszustatten. Alles möge in kleinen, nummerierten, festen Kisten dauerhaft verpackt sein, so daß nach einer Liste sofort das Nötige herausgefunden werden kann.

Alle Anschaffungen für die Ambulanz mußten von der medizinischen Staatskommission bestätigt werden, um sie in den verschiedenen Kommissariats- oder Kaufläden bekommen zu können.

Es war aber für die Anlegung ausgiebiger Magazine für Kleider, Nahrungsmittel, Küchengeräte u. s. w. in Pretoria keine genügende Fürsorge getroffen, es gab wenig Hilfsdepots für die Sanitätsabteilungen, es gab aber auch im Anfang des Krieges keine Proviantmagazine für die Armee. Das war zum Teil erklärlich durch die Genügsamkeit der Buren.

Die nötigen Bedürfnisse für die Ambulanz wurden in der Weise besorgt, daß die medizinische Staatskommission oder im Anfang das Komitee vom Roten Kreuz Lieferungsscheine an verschiedene Geschäfte in der Stadt ausstellte. Ebenso wurden die Ochsenwagen und die dazu nötigen Zugtiere und leichteren Maultier-

wagen von der Kommission „kommandiert“. Es mußte daher alles jeweils nach dem Vorhandenen zusammengepaßt und erst hergerichtet werden. Wer weiß z. B., von welcher armen Burenfamilie mein Ochsenwagen requiriert worden ist? Ebenso geschah es mit den Maultieren, Ochsen und Pferden. Dieselben wurden von Farmen ganz frisch nach Pretoria hereingeliefert, dort in der Gouvernementsstallung mit dem Zeichen der Südafrikanischen Republik (Z.A.R.) gebrannt und sofort zum Betrieb abgeliefert. Oft war Mangel an Zugtieren vorhanden, so daß manche Ambulanzen tage- und wochenlang auf die nötige Bespannung warten mußten. Hatte man endlich nach vielem Laufen und Mühen alles Nötige, auch den Mundvorrat in Konservenbüchsen — denn das Komitee von Antwerpen hatte auch hierin das Nötige der transvaalischen Regierung überlassen — beisammen, so mußten die Maultiertreiber und Kaffern für den Ochsenwagen ebenfalls durch den Feldkornet von Pretoria kommandiert werden. Alltäglich um 10 Uhr kamen reihenweise die Kaffern auf dem Kirchplatz von Pretoria vor dem Bureau des Feldkornets an, um für den Krieg (Orlog) ausgesucht zu werden. Da war es nun eine leichte Sache, in kurzer Zeit Herr (Bas) von einem halben Dutzend Kaffern zu werden, allein wenn man dieselben nicht sofort streng beaufsichtigte, so verduftete bald der eine oder der andere von den schwarzen Zöglingen auf Nimmerwiedersehen. Jeder Kaffer bekam vom Gouvernement einen Paß; diesen mußte der „Bas“ an sich nehmen, aber trotzdem und trotz der angedrohten Prügelstrafe kam das Fortlaufen häufig vor. — Nachdem nun so alles nötige Gepäck, die Zelte, der Mundvorrat, auch die großen eisernen Kochtöpfe für die Kaffern, der fest gebaute 2 bis 300 Zentner schwere Ochsenwagen und zwei leichtere mit Segeltuch überspannte Wagen (Trolli und Spider) hergerichtet, das Geschirr für die Zugtiere besorgt waren, mußten die Zugtiere zusammengetrieben werden und dann hieß es, alles möglichst rasch auf die Bahn nach Ladysmith verladen; denn dorthin in die Gegend von Colenso hatten wir beschlossen zu ziehen, weil wir dort neben der holländischen Ambulanz noch einige Thätigkeit hinter und an der Front zu bekommen hofften.

Kapitel VI.

Eine deutsche Plantage in Fonteingrove und die Festungswerke von Pretoria. — Die Leistungen der südafrikanischen Eisenbahngesellschaft. — Die Ambulanzeisenbahnzüge. — Die Evakuation der verwundeten und kranken Buren.

In der Nähe der Armee von Cronje*) und bei Kolesberg waren zwei deutsche und zwei holländische Ambulanzen, während bei Ladysmith außer den einzelnen transvaalischen Aerzten der Burenkommandos nur eine holländische Ambulanz bei Modderspruit thätig war. Gerade südlich von Ladysmith bemühte sich im Januar 1900 Sir Redvers Buller, am Tugela seine Truppen zu sammeln und die Linien der Buren zu durchbrechen. Dort hofften wir, den Buren nützlich zu sein, und so war es auch.

Ehe ich aber den geehrten Leser dorthin führe, möchte ich ihm während einiger Tage, die ich zur Vorbereitung der Ambulanz noch in Pretoria zubringen mußte, die Umgebung dieser Stadt zeigen und noch einiges von Land und Leuten erzählen. Durch Zufall nämlich lernten wir eine deutsche Familie Heinze aus Preußen kennen, welche in der Nähe von Pretoria auf einem vom Gouvernement gepachteten Grund eine Farm bewirtschaftete. Heinze war vom Gouvernement bestellt zur Anlage der städtischen Gärtnerei und Baumkultur. Er kultivierte dort in der Nähe der Quellen der Wasserleitung Pretorias, in Fonteingrove, die verschiedensten Arten von Eukalyptus, den spitzblättrigen, den breitblättrigen, den rotgefärbten u. s. w., alle ungefähr achtzig Arten des Fieberbaumes wachsen nach einem Jahre zu zwei bis fünf Meter hohen Bäumen empor und geben in zehn Jahren einen schlagbaren, hochstämmigen Baum. Nach weiteren zehn Jahren sind die Fieberbäume zur Höhe unserer Pappelbäume gediehen und geben ein eisenhartes, astfreies Holz, das sich vorzüglich eignet zur Verarbeitung als Bauholz und Eisenbahnschwellen. Es wird sehr teuer bezahlt und würde, wenn die Buren in großem Maßstabe diesen Baum anpflanzen würden, außerordentlich großen Gewinn bringen. Heinze hat zu den Füßen der beiden südlichen Forts von Pretoria einen ganzen Wald mit mehreren Arten des Fieberbaumes angepflanzt; es war eine wahre Lust, nach langer Zeit wieder einmal in einem solchen immergrünen Walde, der wegen seiner graugrünen Farbe

*) Die Betonung liegt auf der letzten Silbe.

mit einem Olivenhain zu vergleichen war und durch das aromatische Eukalyptusöl einen herrlichen, ozonreichen Duft verbreitete, zu wandeln. Heinze führte uns auch in andere Anlagen, wo die spanische Kiefer (Pinus hispanicus), die afrikanische Casuarine, einen schönen Wald bildete, und ebenso in einen Pfirsichhain. Doch gediehen die Pfirsiche, auch die Aepfel und Birnen, nicht in der vorzüglichen Beschaffenheit, wie bei uns in Deutschland. Heinze behauptete, daß unser deutsches Edelobst in Transvaal sehr rasch zurückginge an Geschmack und Größe der Frucht. Die Pfirsische waren dort klein, hart und nicht so saftig wie bei uns. Heinze hatte Versuche mit den edlen Arten von deutschen Kernobststräuchern, welche die weite Reise im November, Dezember gut überstanden, um gerade im transvaalischen Herbst (Januar, Februar) angepflanzt zu werden, gemacht, aber die Bäume verwilderten. Dagegen haben wir in dem Garten seines Nachbars (Malesherbes), einem Buren, dessen Urgroßeltern einst aus der Normandie eingewandert waren, köstliche Trauben gegessen, weiße und blaue, die sowohl in Laubgängen als auch an Reben, die am Boden fortwucherten, mit reichem Ertrage gediehen. Die Beeren waren von einer Größe und Schmackhaftigkeit, die den Meraner Tafeltrauben in keiner Weise nachstand.

Die Rebe vom Kap kommt außerordentlich gut in Transvaal fort. Der kalkreiche, zwischen den Kopjes immer feuchte Boden Transvaals eignet sich unter der afrikanischen Sonne außerordentlich gut für den Weinbau, und doch wird in dieser Hinsicht von den Buren so gut wie gar nichts gethan. Ich glaube, daß daran die Hauptschuld der Umstand trägt, daß der Bure, seitdem er Südafrika kolonisiert hat, noch nie zu seiner eigenen, selbständigen, ruhigen Heimat gekommen ist. Auf der einen Seite hat er immer mit den Kaffern zu kämpfen gehabt, auf der andern Seite haben ihm die Ausländer, sobald das Gold in Transvaal entdeckt war, keine Ruhe mehr gelassen; er ist dadurch zu einem unstäten Leben auf der Weide gekommen.

Fonteingrove und Irene-Station, die ersten Haltestellen der Eisenbahn nach Natal, zwei Stunden südlich von Pretoria, sind wegen ihrer herrlichen Lage ein beliebter Ausflugsort der Pretorianer. In den Abflüssen der Quellen der Wasserleitung ist dort herrliche Gelegenheit zum Baden, namentlich am Abend wunderschön, wenn Glühwürmchen, größer und glänzender als bei uns, durch die Büsche ihre leuchtenden Kreise ziehen. Das Wasser ist weich, mild und angenehm kühl. Hier, noch innerhalb der südlichen Forts, wo die Bahn nach Ladysmith von der nach Comatipoort abzweigt, liegen auch in herrlichen grünen Gärten die Villen der Vorstädte.

Pretoria ist stark befestigt, eigentlich schon von Natur aus, indem es in einer rundlichen Erweiterung des Thales zwischen den Witwatersbergen und Magaliesbergen, welche

hier einzelne mehrere hundert Meter hohe, vom Hochfeld aus weithin sichtbare Köpfe emportreiben, gelegen ist. Diese Höhenzüge sind ringsum auf ihrem Kamme mit einer fortlaufenden Schützenmauer gekrönt und die höchsten Spitzen sind

Ambulanz-Zug am Bahnhof in Pretoria, rechts gegen Westen ein Fort.

durch Erdwerke, die von Fremden nicht besucht werden dürfen, stark befestigt. (Siehe Bild Seite 84 rechts im Hintergrund ein Fort westlich vom Bahnhof.) Die Deutschen von Dewitz und Werner haben die fünf Forts von Pretoria (Vechtkopf, Klapperkopf nach Süden, Daffiepoort-Fort, Wonderboom-Fort, Schanzkopf nach

Norden, Osten und Westen ausgebaut. Auf diesen in die Erde hineingebauten Festungswerken waren schon vor dem Kriege außer verschiedenen Kruppkanonen vier schwere Belagerungsgeschütze aus der französischen Geschützgießerei von Schneider in Le Creusot (mit 15,5 cm Kaliber und 94 Pfund schweren Granaten), „Long Tom“ genannt, aufgestellt. Diese Geschütze wurden mit Beginn der Belagerung von Ladysmith, Mafeking und Kimberley an die Front gebracht. — Während meines Aufenthaltes in Pretoria besuchte ich auch die Werkstätten der holländischen Eisenbahngesellschaft, um mir dort einen zusammenklappbaren Operationstisch aus Gasröhren für den Gebrauch im Felde bauen zu lassen. Ich war nicht allein erstaunt über die Liebenswürdigkeit, mit der man meinen Wunsch erfüllte, sondern auch über die großartige Einrichtung der Maschinenwerkstätten, die mich lebhaft an Krauß und Maffei in München erinnerten. Die Gesellschaft bezieht die einzelnen Maschinenteile im Rohen aus Deutschland und arbeiten sie selbst aus. Mehrere Lokomotiven, welche für den Gebrauch in Afrika besonders leicht konstruiert und mit eigenen Wasserbehältern um den Kesselraum versehen sind, stammen von Keßler in Eßlingen. Diese Eisenbahngesellschaft in Transvaal hat sich während des Krieges für die transvaalische Regierung außerordentlich verdient gemacht (d. h. sie wurde vom Gouvernement dazu kommandiert), indem sie alle Truppen und Proviantransporte an die Front in der schnellsten und vorzüglichsten Weise besorgte. Man kann sich von den Leistungen der Eisenbahnverwaltung dort nur dann eine Vorstellung machen, wenn man die schweren Ochsenwagen mit 14 und 20 Tieren Bespannung (ein „Long Tom“ hatte sogar 30 Paar Zugochsen im Gebirge nötig) und die vielen kleineren Fahrzeuge mit 4—12 Mauleseln gesehen hat, welche die Buren mitnehmen, wenn sie in den Krieg ziehen. Man bedenke zum Beispiel, daß ein Kommando von 500 Mann ebensoviele Negerjungen, 750 Pferde und 100 Ochsenwagen ungefähr nötig hat. Jeder dieser Ochsenwagen mit sechzehn Ochsen bedarf dreier Eisenbahnwägen. Von den 750 Pferden gehen acht in einen Eisenbahnwagen, so daß das ganze Kommando von 500 Buren zur Verbringung an den Kriegsschauplatz über 400 Eisenbahnwägen benötigt. Tag und Nacht zog keuchend die Lokomotive mit 20—60 Wagen die Lasten durch die vielen Kurven der eingeleisigen Bahn über das öde, wasserarme Hochfeld. Von keinem einzigen Eisenbahnunglück habe ich gehört. Mit unglaublicher Schnelligkeit besorgte die Eisenbahngesellschaft die Truppendislokationen von Natal nach dem Freistaat und umgekehrt. Sie hat auch die beschädigten Kanonen wieder ausgebessert und Kriegsmunition in allen Größen nach Bedarf angefertigt. Großes hat sie auch geleistet für den regelrechten Rücktransport der Verwundeten von der Front. Es wurden

nämlich vier große Ambulanzzüge von den Ingenieuren der Bahn aus durchgehenden erster Klassewägen und geschlossenen Frachtwägen konstruiert, die an Bequemlichkeit ihresgleichen suchten.

Diese Ambulanzzüge verkehrten regelmäßig zwischen Pretora und Modderspruit in Natal einerseits und späterhin zwischen Krügersdorp, Bloemfontein und Pretoria andererseits. Außer dem nötigen Führerpersonal befand sich auf jedem Zuge ein geschäftlicher Leiter des Roten Kreuzes von Pretoria, ein oder zwei Aerzte, mehrere Krankenpflegerinnen (es waren dies frei-

Innen-Ansicht eines Ambulanzwaggons.

willige Verpflegerinnen, die das Rote Kreuz selbst gestellt hatte, später einige belgische Verpflegerinnen), ferner zwei oder vier Ambulanzmänner. Der Arzt war in einem durchgehenden Wagen erster Klasse in eigener Wagenabteilung und neben ihm eine ganz vorzügliche Apotheke mit Verbandmaterial untergebracht. Unter den Arzneistoffen bewährten sich vor allem die komprimierten Tabletten und die steril in Glasröhren eingeschmolzenen Lösungen zur subkutanen Injektion; für afrikanische Verhältnisse, auch wahrscheinlich für unsere Kolonien, eignen sich nur solche Dauerpräparate von Arzneistoffen.

In dem folgenden Wagen erster Klasse waren die Schwestern und in drei weiteren Wagen erster Klasse die schwer und leicht Verwundeten. Außerdem gab es noch einige halb offene Lastwagen mit seitlichem Segeltuchverschluß für leichtere Kranke. Am Schlusse des Zuges folgte ein Bagagewagen mit

Küche und Raum für die Verpfleger und ein eigener Wasserwagen, der in Afrika unerläßlich war; dieser Wasserwagen, aus Eisen konstruiert, mit doppelter Wandung, wurde jedesmal mit frischem Quellwasser in Pretoria gefüllt; eine Anzahl von Hahnen am hinteren Ende gaben auch den Buren auf den Stationen Gelegenheit, sich gutes Trinkwasser zu holen.

Es gibt ja in den Flüssen, in sumpfigen Stellen auf dem Hochfeld, in Erdlöchern bei den Farmen, in großen eisernen Behältern auf den Eisenbahnstationen, in den Pumpwerken der Minen überall Wasser; jeder Farmer sammelt in Zinkblechfässern (Tanks) das Regenwasser von seinem Hausdach; aber meist ist es in einem derartigen Zustand, daß man es nur in der Not trinkt. In der Nähe der Lagerplätze, die von den Buren sehr verunreinigt wurden, war es sogar gefährlich, solches Wasser zu trinken.

Die Eisenbahnwagen für Schwerverwundete, wie der ganze Zug, waren nach außen mit rotem Kreuze im weißen Felde weithin kenntlich gemacht, besaßen im Innern einen mittleren Gang mit Linoleum und beiderseits in zwei Reihen eiserner Gestelle je 12 oder 16 Krankenlager mit Drahtrostmatratzen und wollenen Decken, welche die Damen vom Roten Kreuz in Pretoria in vorzüglicher, neuer Ausstattung geliefert hatten. Die seitlichen Fensteröffnungen der Wagen, durch Vorhänge verdeckbar, gaben dem Innern genügend Licht. Eine Anzahl von Emailgefäßen, Schnabeltassen, Hebegurten u. s. w. vervollständigten die Einrichtung.

Es hat mich gefreut, daß einer unserer Aerzte, Dr. Tilemann, diesen Ambulanzzug längere Zeit zwischen Modderspruit und Pretoria leiten konnte, um das holländische Feldhospital in Modderspruit nach den Gefechten um Ladysmith, am Spionskop, zu entlasten. Es waren darunter außer Fieberkranken mehrere schwere Brust- und Kopfschüsse, von denen einer unterwegs starb; auch ich hatte Gelegenheit, einigemal den Ambulanzzug zu begleiten.

Der Dienst in einem solchen fahrenden Hospital ist sehr schwer, weil die Knochenschüsse durch die rüttelnde Bewegung der Eisenbahn sehr zu leiden haben und die Ordnung in den engen Räumen schwer aufrecht zu erhalten ist. Der Verbandwechsel im Wagen ist sehr mühsam. Dazu kommt noch, daß die Buren die Gewohnheit haben, wie auch sonst zu Hause oder in ihrem Ochsenwagen auf der Wanderung, mit den Kleidern sich zu Bett zu legen und täglich den Verbandwechsel wünschen. Auf den Stationen unterwegs, wo der Ambulanzzug hält, kommen außerdem noch fortwährend Buren, die in den Krieg ziehen oder nach Hause in Urlaub gehen, mit kleinen Verletzungen oder sonstigen Schmerzen zur ambulatorischen Behandlung. Auf den Ruf: »Waar is de Dokter?« oder noch bezeichnender:

»Waar is de Ambulanzkerel?« muß man immer, auch mitten in der Nacht, gefaßt sein.*)

Was den Transport der Verwundeten anlangt, so hat sich mein Kollege, der den Ambulanzeisenbahnzug öfters leitete, mehrmals darüber beklagen müssen, daß er vor Uebernahme der Kranken nicht immer die nötigen Auskünfte erhalten konnte über die Schwere und Art der Verletzung. Ferner möchte ich davor warnen, in zukünftigen Fällen schwere Leib- und Kopfschüsse, schwere Knochenschüsse, schwere fieberhafte Kranke einem längeren Eisenbahntransport auszusetzen, abgesehen von den Fällen, wo es eben anders nicht zu machen ist. Die Kranken leiden unter einer solchen 24stündigen Fahrt so stark, daß man bedenkliche Schwächezustände und Verschlechterung erleben kann.

Die medizinische Staatskommission und das Rote Kreuz in Pretoria hat die Absicht gehabt, die größte Anzahl der Verletzten nach Pretoria zu bringen, wo die holländische Ambulanz in der Staatsmädchenschule und in der Staatsmodellierschule die weitere Behandlung übernehmen sollte. Zu einer Verteilung der Kranken (Evakuation), wie sie in Deutschland schon im Beginn des Krieges 1870 angestrebt worden war, schien man nicht greifen zu wollen. Dieser Zerstreuung der Kranken kamen aber doch die Buren auf halbem Wege insofern entgegen, als viele von ihnen von ihrem Kommando weg die Verbringung in ihre Heimat verlangten. Der Bure ist, wie schon erwähnt, kein Freund einer Spitalbehandlung, und so ist es gekommen, daß viele Verletzte vom Schlachtfeld weg mit ihren Wagen geradenwegs nach Hause gezogen sind. Dadurch entstanden in den kleineren Städten und umgebenden Bezirken, von denen eigene Kommandos für den Krieg gestellt waren, auch besondere Hospitäler unter der betr. Abteilung des Roten Kreuzes; so z. B. in Volksrust, wo die russische Ambulanz das Spital übernahm, in Heidelberg, in Krügersdorp und auf dem Wege zur Front als Etappenlazarette Glenkoe und New Castle, wo ebenfalls die russische Ambulanz, ein Teil der holländischen und unsere Ambulanz thätig war. Ein weiteres großes Hauptlazarett an der Basis entstand später im Stadtkrankenhause zu Johannesburg und ebendaselbst im Krankenhaus der Südafrikanischen Eisenbahngesellschaft, aber alle die Verhältnisse, welche mit dem Beginn des Krieges eigentlich schon hätten vorbedacht sein sollen, entwickelten sich erst in natürlicher Reihenfolge im Verlaufe des Feldzuges.

Die oben genannten beiden Krankenhäuser in Pretoria, besonders das von der Staatsmädchenschule, waren ja ganz

*) Das Wort Kerel hat in der Burensprache nie die schlimme Bedeutung, die dem verwandten Wort in der deutschen Sprache untergeschoben werden kann.

gut eingerichtet. Derartige Schulhäuser in dem luftigen, leichten Bau zur ebenen Erde mit Pavillonsystem, mitten in einem baumreichen Garten eigneten sich zu einem Krankenhause vorzüglich; aber die Gefahr der Typhusinfektion infolge der Anhäufung von Kranken war doch später in Pretoria ziemlich groß. Der weitere Verlauf des Krieges mit vielen Thyphusfällen auch unter der Einwohnerschaft von Pretoria bewies die Richtigkeit dieser Thatsache.

Kapitel VII.

Bewaffnung des Buren. — Sein Pferd. — Der Charakter des Buren und seine Wanderung vom Kap nordwärts. — Die Stellung der schwarzen Bevölkerung. — Der Bur als Kolonisator Südafrikas. — Die Lebensweise des Buren.

Außer verschiedenen Burentruppen, die in Pretoria täglich mit den Zügen nach Ladysmith zur Front ziehen, merkt man vom Kriege wenig. Der Charakter des Buren ist ruhig; daher kommt es, daß sich die Verhältnisse sehr ruhig abwickeln. Die Kleidung des Buren, wenn er zur Front kommandiert ist, ist genau dieselbe, wie sonst, er hängt noch über seinen grauen, gelben oder braunen Rock den Patronengürtel über, trägt von gleicher Farbe eine enganliegende oder weite Hose, einen grauen oder schwarzen weichen Filzhut von gewöhnlicher Größe und nimmt das Gewehr über die Schulter, wie wenn er zur Jagd gehen würde. Sein kleines Pferd führt er selbst zur Bahn, verlädt es eigenhändig in den Eisenbahnwagen, seine Kaffern verladen den Ochsenwagen und so zieht er als eigener Herr, aber seinem Kommandanten anhänglich, in den Krieg. Viele von den Buren haben noch das großkalibrige, 11 mm in der Rohrweite messende Martini-Henry-Gewehr, welches mit rauchstarkem Pulver geladen wird. Die meisten aber ziehen das Mausergewehr von 7 mm Kaliber vor und rühmen dessen Treffsicherheit. Manche Buren haben auch Lee-Metfordgewehre von 7,6 mm Kaliber (Rohrweite), die im Anfang des Krieges den Engländern bei Dundee abgenommen worden sind, und andere wieder das 6 mm Kaliber Steyrische Gewehr mit Stahlmantelgeschoß. Sehr häufig sieht man Buren mit dem Mauser-Karabiner über der Schulter durch die Straßen reiten. Sie haben oft doppelte und vierfache Patronengürtel kreuzweise über die Brust hängen; manche haben auch Westen aus Leder zur Aufnahme der Patronen. Die Regierung hat vor Beginn des Krieges für reichliche Kriegsmunition und moderne Waffen gesorgt und jeder Bure hat sein Gewehr und seinen Patronengürtel mit nach Hause bekommen. Es ist Regel, daß der Vater und der Sohn jeder seine eigene Kugelbüchse haben. Die Jungen von 14 und 16 Jahren haben solche Uebung im Gebrauch der Waffe, daß sie drei Patronen vom Vater auf die Jagd mitbekommen und einen Springbock als Beute nach Hause bringen. Sie bekommen Schläge vom „Papa“, wenn

sie kein Wild und keine Patrone mehr heimbringen. Außer seinem Gewehr nimmt der Bur in den Krieg noch mit: eine wollene Decke zum Schlafen, einen Beutel mit Tabak, einen andern mit Kaffee, Zucker, Zwieback, der in Transvaal in würfelförmigen Stücken so gut wie bei uns zu Hause gemacht wird, ferner in Streifen geschnittenes, an der Sonne getrocknetes Fleisch (Biltong); außerdem trägt der Bure bei sich eine emaillierte Tasse,*) ferner eine Feldflasche mit Filz oder Tuch überzogen, zur Aufbewahrung von Wasser, oder er hat einen Wassersack. Ein solcher Wassersack ist in Afrika unentbehrlicher als bei uns der Trinkbecher. In diesem Wassersack, der aus Hanf sehr eng gewoben ist wie ein Zwilchsack, hebt sich das Wasser vorzüglich kühl auf. Wenn nämlich der Wassersack für einige Zeit mit Wasser gefüllt ist, so saugen sich die Maschen seines Gewebes so voll, daß er von seiner Oberfläche wenig Wasser mehr verliert. Durch die Verdunstung wird aber der Inhalt so kühl erhalten, daß es eine wahre Labung ist, in der afrikanischen Sonnenhitze daraus einen kräftigen Zug zu thun. Derselbe wird am Sattel angehängt.

Sonst braucht der Bure für viele Tage nichts. Dazu hat er noch ein gutmütiges, zähes Pferd, wie man es nur in Südafrika finden kann. Das Burenpferd ist nicht schön, würde in den Augen eines europäischen Sportsmannes keineswegs genügen, es ist entweder ziemlich klein, mit rundlich gedrungenem Körper (Basuto-Ponny, wie es von den Kaffern im Basutolande gezüchtet wird) oder es ist groß, mager, langbeinig gebaut, wie es im Freistaat vorkommt; beide Rassen sind gleich genügsam und ausdauernd. Im Sommer, Herbst und Frühjahr braucht man für das Futter eines solchen Tieres überhaupt nicht zu sorgen; nachdem es tagsüber den Reiter getragen hat, wird es zur Abendzeit, mit dem Halfter an einen Vorderfuß kurz angebunden, laufen gelassen; es sucht dann selbst sein Futter. Die Pferde sind sehr oft nicht mit Eisen beschlagen und trotzdem machen sie die weitesten Märsche. Das Burenpferd ist ruhig und treu, steigt man ab und wirft ihm die Zügel vorn über den Kopf, so bleibt es stehen, wie es dem Reiter gefällt. Ich habe nie Pferde gesehen, die schlagen oder beißen.

Jeder Bure, der in den Krieg zieht, nimmt gewöhnlich zwei Pferde mit. Das eine führt er am Zügel neben sich her. Er ist kein Sportsreiter in unserem Sinne; er reitet keine verschiedenen Gangarten der hohen Schule; einen Burenreiter würde man nach unseren Begriffen verurteilen; er sitzt im Sattel, indem er die Beine ziemlich gerade nach vorne ausstreckt, hat sehr oft nur einen Sporn, und diesen umgekehrt

---

* Kopje oder Kommetje, auch einfach Koum genannt.

am Stiefel, oder gar keinen; anstatt der Reitpeitsche einen Regenschirm in der Hand und trotzdem das Gewehr und den Patronengürtel quer über die Schulter hängen, habe ich oft Buren vor Ladysmith herumreiten sehen; ebenso wie ich Lucas Meyer bei einem Vorstoß von Glencoe auf Elandslaagte im April 1900 begegnete, als er einen kurzen Cylinder beim Reiten mitten im Kriege trug. Der Bure reitet keinen Trab und keinen Galopp, sondern stundenlang in der gleichen Weise ein Mittelding zwischen beiden, den sogenannten „Trtpelar" (Paßgang); er treibt sein Pferd scharf zum Galopp an, hält es stark zurück und so lernt das Pferd diese trippelnde Gangart, die es stundenlang fortsetzen kann. Unsere Pferde würden dabei verdorben und auf den Füßen lahm werden. Der Bure behandelt sein Pferd gut, er schlägt es selten, reitet deshalb auch nicht sehr häufig mit Sporen. Daß ein Bure sein Pferd in einen Stall oder Zeltraum bringt oder mit einer wollenen Decke zudeckt, habe ich im Felde selten gesehen.

Der Charakter des Buren ist gutmütig, aber nicht offenherzig; er ist sehr mißtrauisch; namentlich Fremden gegenüber, die englisch sprechen. Hat er aber einmal sein Vorurteil fallen lassen und Vertrauen geschenkt, so ist dies unbegrenzt, wie bei einem Kind. Man hat die Buren auch ein Volk von Kindern genannt. Ihre Vorstellungen sind meist einfach, natürlich und damit auch oft sehr richtig. Zum Beispiel der Farbe nach unterscheidet der Bure: das schwarze, das braune und das blaue Pferd (blauw paard oder auch blue peer). Das ist vom pleinairistischen Standpunkt auch ganz richtig; die Farbe des Schimmels hat in der gelbbraunen Steppe von Ferne gesehen immer einen blauen Ton. Gegen den »Engelsman« haben die Buren, die Erwachsenen ebenso wie die kleinen Jungen, einen eingefleischten Haß; man kann oft die kleinen Jungen Krieg spielen sehen, der Gegner ist immer der »Engelsman«, der natürlich verlieren muß. Dieser Haß kommt jedenfalls daher, daß seit den 30ger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Bur dem Engländer gegenüber vom Kap nordwärts ein fortgesetztes Wanderleben im Kampfe für Freiheit und Selbständigkeit hat führen müssen. Er hätte sich ja der fortschreitenden britischen Herrschaft in der Kapkolonie unterwerfen können, aber das wollte der Transvaal-Bure nicht. Ein Teil der Buren hat sich in der Kapkolonie und in Natal der englischen Oberherrschaft gebeugt. Dieselben führen unter der britischen Flagge auf ihren fruchtbaren, reichen Farmen ein ganz gutes, ruhiges Leben mit sorgenfreiem, geordnetem Auskommen; es sind dies meistens Buren, die durch eheliche Bande mit den Engländern vereinigt sind. (Dies Verhältnis hat allerdings mit der Erklärung des Standrechts auch in der Kapkolonie sein Ende erreicht.)

Ich habe solche Buren, z. B. auf MacDuling-Farm bei Colenso, kennen gelernt; sie waren vollkommen neutral und bebauten auch während des Krieges ihre reichen Farmen. Aber jener Teil der Buren, welcher seine unabhängige Freiheit und seine holländische oder französische Abstammung bewahren wollte, ordnete sich den immer mehr vorwärtsschreitenden englischen Verhältnissen nicht unter, sondern zog es vor, mit Weib und Kind, dem ganzen Hab und Gut auf dem Ochsenwagen über den Oranjeriver aus der Kapkolonie in den schon oben erwähnten Trekks unter Potgieter, Redief, Pretorius u. v. a. auszuwandern (1834—1838).

Den Buren gehörte ja Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Gegend des Kaplandes als freie Niederlassung vertriebener Hugenotten und freiwillig ausgewanderter Franzosen, Holländer und Deutscher. Sie erkannten als ihren Schutzherrn einen Abkömmling des Hauses Oranien an, der seine Rechte ohne Wissen der holländischen afrikanischen Kolonisten, um seine Schulden zu decken, an England verkauft haben soll. Es dauerte nicht lange, daß sich England auch wirklich in die Verhältnisse am Kap durch Aussendung einer Flotte mischte. Von jener Zeit ab besteht der fortwährend verschärfte Gegensatz zwischen den eindringenden Engländern und den früheren Kolonisten.

Indem die Buren auf ihren Wanderzügen in das Gebiet des jetzigen Oranje-Freistaates, dann nach Natal und weiter nördlich über die Drakensberge vordrangen, hatten sie mit den schwarzen Ureinwohnern viele und blutige Kämpfe zu bestehen. In denen sie einigemale sogar unterlagen, bei Weenen = Weinen, nördlich von Pietermaritzburg, wo der Häuptling Dingaan der Zulus die Buren unter Pieter Retief im Jahre 1837 zu einem Friedensmahl einlud, sie aber samt Weib und Kind niedermetzelte, zuletzt aber konnten sie doch das neuerrungene Gebiet behaupten. Sie sind also von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet die eigentlichen und wirklichen ersten Pioniere der weißen Rasse und ihrer Zivilisation in Südafrika. Sie haben dabei auch ohne Missionäre selbst, indem sie streng an der Religion ihrer Väter festhielten, die christliche Glaubenslehre in dem von ihnen eroberten Gebiete eingeführt. Die Buren sind überhaupt keine Freunde der Missionäre, weil sie glauben, daß diese die Schwarzen aufklären und zu einer Selbständigkeit heranziehen, die den Weißen gefährlich werden kann', zudem fürchten sie, daß mit den Missionären die englische Sprache, der alles verschlingende englische Einfluß Macht gewinne — in letzterer Hinsicht können sie recht haben. Man findet daher in Transvaal und im Oranje-Freistaat keine Missionsstation, während z. B. in Natal sowohl protestantische als katholische Missionen außerordentlich viel Gutes schaffen. Ich erinnere

nur an das Trappistenkloster Raschütz westlich von Waschbank, welches, in einem Eukalyptushain gelegen, vorzüglich gedeiht und während des Feldzuges manchem verwundeten Krieger eine unvergeßliche Verpflegstation geworden ist. Auch nordwestlich von Colenso, bei Onderbroekspruit, traf ich zwei von Schwarzen vielbesuchte protestantische Missionsstationen.

Es ist ja richtig, daß die Schwarzen, wenn sie zu frei erzogen werden, leicht frech werden, die Weißen mit solchen Arbeitern dann große Mühe haben. Doch glaube ich, daß an den Uebergriffen der Schwarzen die englischen Verhältnissen eine größere Schuld tragen, weil sie dem Schwarzen Gleichstellung vor dem Gesetze gewähren und dieselben namentlich in den Minengegenden durch viel höhere Löhnung, als die Buren gewähren, verwöhnt haben. In Transvaal werden die Schwarzen strenger gehalten. Der Bure zahlt den schwarzen Arbeiter schlechter als der Engländer, trotzdem aber leistet der Schwarze beim Buren mehr als beim Engländer. Die Schwarzen, die einmal in englischen Diensten gewesen sind, sind so verwöhnt, auch in ihrer Kleidung und ihrem Benehmen so anspruchsvoll, daß man sie zu gewöhnlichen Arbeiten nur schwer mehr gebrauchen kann. Als die Engländer Pretoria besetzt hatten, konnte ich dies deutlich beobachten. Aufgeputzt in europäischer Tracht, genau wie bei uns ein Gigerl, promenierten die Schwarzen durch die Straßen; es kam öfters vor, daß sie auf dem Bürgersteig dem Weißen nicht auswichen. Als die Engländer nach Krügersdorp kamen, liefen die meisten unserer schwarzen Diener zu diesen über; wir bekamen dann von den Engländern neue für das Hospital mit besserer Bezahlung; hatten aber dafür täglich andere, die heute fauler waren wie gestern.

Ich glaube, daß der Bure, der die schwarze Rasse als eine besondere behandelt, die der weißen Rasse nicht ebenbürtig ist, der den Schwarzen behandelt wie ein Kind, das zu seiner Zeit auch Prügel verdient, dem Richtigen näher kommt als der Engländer. Dabei habe ich aber nie gesehen, daß der Bure den Schwarzen schlecht oder roh, allerdings aber oft streng behandelt. — Auch in dieser Behandlung der schwarzen Rasse liegt ein dauernder Gegensatz zwischen Engländern und Buren in Südafrika, bis heute ist in diesem Punkte noch keine endgültige Ordnung geschaffen. Es kann auch sein, daß die Schwarzen durch Gewährung größerer Freiheit und besserer Löhnung in ihrem Hasse gegen die Buren genährt werden; es sollen sogar Fälle vorgekommen sein, daß englische Abgesandte die Schwarzen in ihrem Zwist mit den Buren unterstützt haben und daß bei Kämpfen oder bei Aufständen der Schwarzen gegen die Buren die ersteren durch englische Emissäre mit Feuerwaffen versehen worden sind und englische Soldaten in ihrem

Reihen mitgekämpft haben (an der nördlichen Grenze Transvaals). Es ist klar, daß solche Verhältnisse den Gegensatz zwischen den Buren und Engländern Südafrikas nur verschärft haben.

Trotzdem glaubten die ausgewanderten Buren, auf ihrem Hochfeld von Transvaal, wie sie es nannten, durch die natürlichen Grenzen der Drakensberge und des Oranjeflusses von der Kapkolonie abgeschieden, endlich Frieden zu haben, aber der Engländer folgte ihnen in die bald entdeckten Diamant- und Goldfelder auch dahin. Der Bure selbst strebte nie nach diesen Schätzen. Besonders die Erfindung des Cyanidverfahrens, welches ermöglichte, auf chemischem Wege das Gold aus dem Gestein vollkommen auszuziehen, machte die Goldgewinnung in Transvaal fast zur bedeutendsten der Welt und damit wuchs wieder die Ländergier der Ausländer. Die reichen Diamantenfelder von Kimberley und Umgebung gab der damalige Präsident des Freistaates Brand nur um des Friedens willen für 90 000 Pfund Sterling an England.*) Es war wieder um die Ruhe und das freie Leben der Buren auf ihren Farmen geschehen, damit war der alte, unter der Asche noch fortglimmende Haß wieder neu entfacht. Weiter nordwärts als bis ins Buschfeld am Limpopo haben die Buren nicht mehr wandern können, denn diese Gegend ist durch das afrikanische Sumpffieber für die weiße Rasse auf die Dauer, namentlich im Sommer, ganz unhaltbar. Außerdem hatte Cecil Rhodes durch seine weitgehenden Pläne eines vereinigten britischen Südafrikas den Buren den Weg nach Westen und Norden schon vorher verlegt, indem West-Griqualand und Betschuanaland im Westen, Matebeleland und Maschonaland im Norden schon vorher unter britisches Protektorat genommen waren; im Osten saßen die Portugiesen.

In dieser Zeit des fortgesetzten Kampfes hat sich der Charakter der Buren gefestigt; durch das fortwährende Ringen nach Selbständigkeit haben sie ihre Willenskraft gestählt, in dem Zusammenhalten zu patriarchalischen Volksgemeinden haben sie sich das enge Familienleben erhalten und indem sich in diesen Familien der althergebrachte Glaube und das Vertrauen auf Gott, der mit ihnen für ihre Freiheit kämpfen werde, forterbte, haben sie sich auch ihre Frömmigkeit erhalten. Aus diesen Kämpfen stammt auch jener Zug des Mißtrauens, wie er einem

*) Die ersten Diamanten wurden 1867 auf der Farm Jacobs am Oranje-River von Kindern gefunden, für Glas gehalten, aber in Colesberg an ihrer Härte erkannt; ein Stein von 22 Karat bekam sofort einen Wert von 500 Pfund Sterling. 1867 wurde der „Stern des Südens“ von einem Kaffern auf der Farm Hopetown gefunden; der Stein erreichte einen Wert von 11,500 Pfund Sterling. Das an England abgetretene Land mißt 500 englische Meilen in der Länge. Die geringwertigen Diamantgruben von Jagersfontein, Koffyfontein und bei Pretoria blieben den Buren.

Menschen eigen ist, der in seinem Leben fortgesetzt Enttäuschungen und bittere Erfahrungen gemacht hat, und darin liegt auch die Antwort auf jene so häufig aufgeworfene Frage: weswegen der Bure in der Kultur wenig fortgeschritten sei und sich wenig mit der modernen europäischen Zivilisation bekannt gemacht habe.

Der Bure hat sich in mancher Beziehung den äußern Einflüssen absichtlich verschlossen, weil er fürchtete, daß mit diesen die Engländer hereinkommen. Erst in letzterer Zeit haben die Buren angefangen, ihre Kinder zur weiteren Ausbildung nach Frankreich, England und Deutschland zu schicken und erst spät haben sie mit diesen Ländern Handelsbeziehungen angeknüpft.

Seit dem Befreiungskriege 1881, durch welchen die wahre Absicht Englands deutlich erkannt wurde, und seit dem Raubzug des von den Engländern unterstützten Dr. Jameson 1896, haben sie sich in aller Stille zum Krieg mit dem sie von allen Seiten umringenden England gerüstet und Kriegsmunition aus Frankreich, auch aus England und Deutschland bezogen.

Sie haben aber auch von 1881 bis heute Maschinen für die Industrie aus Deutschland in großer Menge eingeführt, haben Bahnen gebaut, gelernt selbst Maschinen zu bauen und waren auf dem besten Wege, ihren ja noch sehr jungen Staat im Innern auszubilden. Sie haben selbst Munitionsfabriken und die beste Dynamitfabrik der Welt zwischen Pretoria und Johannesburg zur Ausbeutung der Goldminen angelegt.

Es ist richtig, daß bei diesen Fortschritten der Kultur Ausländer, insbesondere Holländer und Deutsche, die ersten Hebel angesetzt haben; aber wie war es anders möglich, als daß ein Volk, welches sich bislang abgeschlossen hatte, Lehrmeister von außen beziehen mußte. Einen guten, inneren, gesunden Kern und Grundstock, auf dem die weitere Entwicklung sich aufbauen konnte, hatte die Bevölkerung der südafrikanischen Republik selbst. Sehen wir z. B. zurück in das Altertum, so finden wir, daß der Grundstock des zur Kultur fortschreitenden Volkes zuerst der einfache Bauer war, welcher der Erde seinen Unterhalt abgewann und sich damit an Körper und Geist frisch erhielt, bis von auswärts die Anregung zu einer fortschreitenden Kultur hereinkam. Ich möchte also den Buren als Trägern der Kultur in Südafrika die nötigen Eigenschaften keineswegs absprechen, denn aus dem Jäger- und Bauernvolk hat sich überall auf der Erde ein gesunder Kulturträger entwickelt.

Allerdings hat sich in diesem jungen Staat die Entwicklung, zu der andere Völker Jahrhunderte gebraucht haben, in wenigen Jahrzehnten Einfluß errungen. Daran sind die großen Gold- und Diamantenfelder, der große Menschenzufluß schuld; mag der jetzige Krieg ausgehen wie er will, er trägt sicher zur Klärung der ungesunden Verhältnisse der Spekulation, des

Großkapitals, allerdings mit dem Blute vieler Tausender erkauft, bei.

Durch den Goldstrom, der sich ganz unerwartet innerhalb weniger Jahre aus Transvaal eröffnet hat, sind jedenfalls manche unlautere Elemente emporgekommen, aber die Regierung unter dem felsenfesten Krüger und dem unbestechlichen Steijn haben sicher die beste und reinste Absicht für ihr Land gehabt. Durch den großen Gewinn der Minen sind nicht bloß die Ausländer, sondern auch manche Buren von der Idee ihres früheren, einfachen Wesens abgekommen und haben nur Gewinn für ihre eigene Tasche gesucht. Es gibt daher sicher auch unter den Buren in Transvaal und im Freistaat manche unlautere Männer, welche durch die Sucht nach Gold degeneriert sind. Ich möchte daher, abgesehen von den Uitlanders, die Buren, welche in den rasch angewachsenen Orten des Randgebietes wohnen (Johannesburg), scharf trennen von den Buren auf dem Lande, welche genau noch so einfach und anspruchslos leben wie früher. Daß dies richtig ist, beweist auch der Gang des Krieges, denn manche, die anfangs zum Krieg für die Freiheit ihres Landes kommandiert waren, haben sich später rasch auf die Seite der Engländer geschlagen. Ich erinnere an den Einzug Lord Roberts in Bloemfontein, der vom freistaatlichen Regierungsmitglied Fraser und anderen englischen Familien Bloemfonteins am 13. März 1900 festlich eingeleitet worden ist. Dadurch zum Teil haben sich die Verhältnisse, die im Anfang des Krieges für die Buren so günstig schienen, später so sehr zu ihren Ungunsten geändert. Männer wie de Wet und Botha, überhaupt die Buren, die später noch den Kampf für die Unabhängigkeit fortsetzten, beweisen, daß noch ein guter Teil des alten Volkes vorhanden ist. Jene aber, die in den Städten wohnten, haben sich den Einflüssen des Goldes nicht entziehen können; unter ihnen gibt es viele, die es mit der Frömmigkeit und Ehrlichkeit, wie sie bei uns in Deutschland von den Buren geglaubt worden ist, nicht so genau nehmen. Sie machen Gewinn, wie und wo sie ihn erreichen können; mit der Liebe zum Vaterland ist es jedenfalls schlecht bestellt.

So mißtrauisch der Bure dem Fremden gegenüber im Anfang ist, so vertrauensselig, ja sogar leichtgläubig wird er, wenn er einmal Vertrauen gefaßt hat. Daher kommt es, daß die einfachen Buren von anderen oft mißbraucht worden sind. Doch ist der Bure im allgemeinen schlau und zurückhaltend. Auch in Gesprächen untereinander sind die Buren selten lebhaft; sie sitzen ganz ähnlich wie unsere Leute im Gebirge, wenn sie etwas beraten, „einen Plan machen“, oft viertelstundenlang um ein Feuer im Kreise herum, ohne ein Wort zu sprechen, obwohl sie einander alle gut kennen und verwandt sind zu einander. Die

Buren sind nicht mitteilsam in ihren Empfindungen. Sie sind auch nicht sehr unternehmungslustig und vor allem keine Geschäftsleute. Sie haben einen konservativen patriarchalischen Charakter; unterscheiden sich also ganz gewaltig von den modernen Republikanern Europas. Sie haben eine große Liebe und Anhänglichkeit zu ihrer Familie, die gewöhnlich sehr kinderreich ist. Mehr als zehn Kinder in einer Familie ist etwas ganz Gewöhnliches. Die Jungens in der Familie sind gewöhnlich frische, muntere, aufgeweckte Kerle, ungemein selbständig, redelustig und rauchen schon von zehn Jahren ab gern Tabak. Ich erinnere mich eines Jungen von acht Jahren, den ich im Spitale von Krügersdorp an einer Geschwulst der Hand operiert habe; ich habe ihn öfters beim Zigarettenrauchen erwischt. Die Mädchen sind hübsch, sittsam und bescheiden. Man sieht beiden Geschlechtern die gesunde Rasse an. Dicke Figuren unter den Männern sieht man selten; ausgenommen die Buren, die in der Stadt wohnen. Die Burenfrauen aber gewinnen oft mit vorgerücktem Alter eine bedeutende Körperfülle. Besonderen Geschmack in der Kleidung habe ich selten gesehen; bekannt ist ja die große, das Gesicht halb verdeckende Haube, welche von älteren Frauen schwarz, von jüngeren in hellen, bunten Farben getragen wird. Die älteren Burenmänner sind meist hagere, wettergebräunte, graubärtige Gestalten mit üppigem Haarwuchs noch in hohem Alter; Glatze oder Augengläser habe ich selten gesehen; auch die Zähne erhalten sich lange bei ihnen. Sie rauchen den ganzen Tag die kurze Holzpfeife mit feingeschnittenem Transvaaltabak, der besonders in den Magaliesbergen in vorzüglicher und nicht zu starker Qualität gedeiht. Ich habe denselben ebenfalls den ganzen Tag ohne Beschwerde rauchen können; als die Engländer zu uns kamen, baten sie uns oft um solchen an Stelle ihres parfümierten Tabaks.

Der Bure legt auf äußeren Komfort in seiner Kleidung und Behausung wenig Wert. Er badet sich bei Gelegenheit, doch kann er das Wasser auch entbehren; aber unreinlich ist er nicht. Jedenfalls habe ich mehr Ungeziefer gesehen bei den Engländern, die zu uns ins Spital kamen, als bei den Buren. Mann und Frau haben oft die merkwürdige Gewohnheit, halbangekleidet schlafen zu gehen. Dies kommt daher, daß sie wochenlang, wenn im Herbste oder Frühjahre die Sommerfarm mit der Winterfarm im Buschfeld nördlich von Pretoria wegen der Weideplätze gewechselt oder zur Stadt gezogen wird, unter dem Zeltdache des Ochsenwagens, oder unter dem Zelte im Freien das Lager aufschlagen. Anstoßerregende Verstöße gegen die Sittlichkeit habe ich nicht beobachtet, obwohl ich nicht behaupten kann, daß schöne Burenmädchen sich fremden Blicken verschließen. Eine unangenehme Gewohnheit, die mir aber auch bei unseren Bauern im Gebirge

oft zuwider gewesen ist und die besonders den Schwestern im Krankenhause viel zu schaffen machte, ist die, daß der Bure, mag er im Krankenhause liegen oder auch nur vorübergehend zum Arzte in die Sprechstunde kommen, fortwährend raucht und überall auf den Fußboden herumspuckt.

Im allgemeinen muß man vor dem Familienleben der Buren hohe Achtung haben. Hand in Hand damit geht eine große Religiosität, die öfters im Tage vom Familienoberhaupt oder der Mutter durch Vorlesungen aus der Bibel und kirchliche Gesänge am Abend unterstützt wird. Ich kann mich erinnern, daß ich mich in einer dunklen Nacht in der Nähe des Wonderbooms bei Pretoria mit dem Pferde einmal verirrte und durch die lauten Choralgesänge, die aus einer nahen Burenfarm durch die Stille der Nacht weit hörbar erklangen, auf jene Farm zugeführt wurde. Als ich dann abstieg und mein Pferd zum Fenster führte, sah ich ein altes Mütterlein innen beim Scheine der Talgkerze sitzen, wie sie gerade ihren Kindern und Enkeln aus der Bibel Psalmen vortrug. Ich klopfte ans Fenster und ein junger Bursche zeigte mir den richtigen Weg heim nach Pretoria.

Anspruch auf wohlklingende Melodie haben diese Gesänge der Buren keineswegs; sie sind monoton und ungeschult, aber verfehlen gerade durch die Einfachheit den Eindruck nicht.

Ob gerade diese Religiosität an der Hand der Bibel bei allen Buren immer aus tiefstem Herzen kommt oder ob auch Gewohnheit mitspricht, mag ich nicht entscheiden. Jedenfalls ist es richtig, daß, wenn es dem Buren vorteilhaft erscheint, er es mit der Wahrheit nicht immer so ganz genau nimmt, und wenn er ein paar Pferde, Ochsen oder Maultiere durch leichten Fang sich aneignen kann, er sie auch behält; wenigstens haben wir diese Erfahrung bei der Ambulanz manchmal mit Kühen und Pferden machen müssen; sie waren einfach über Nacht verschwunden auf Nimmerwiedersehen; allein es war ja Krieg; Engländer allerdings waren im kritischen Augenblick nicht in der Nähe. So ist es auch bestellt gewesen mit mancher Kiste Wein und Nahrungsmittel, die leider durch die äußere Form leicht kenntlich auf dem Transport aus dem Kriegskommissariat zur Bahn und von da zur Ambulanz nicht scharf genug im Auge behalten werden konnten. Im Krieg wird eben verschiedenes Brauchbare zur „Beute“ gemacht, „requiriert“. C'est à la guerre, comme à la guerre.

Präsident Krüger, Steijn und von Reitz sind jedenfalls ganz unbestechliche ehrenwerte Männer, die nur für das Wohl ihres Volkes bedacht gewesen sind; aber unter den Beamten der Verwaltung mögen so manche dabei gewesen sein, die auch an ihre Tasche gedacht haben. Ich erinnere mich der Zeit, als auf dem Rückzuge nach Pretoria General Louis Botha im Polarhotel

zehn seiner schönsten Pferde eingestellt hatte; am nächsten Morgen waren vier davon verschwunden. General Botha forschte den Wirt aus nach dem Verbleib der Tiere; doch auch dieser konnte nicht ausfindig machen, wo sie geblieben waren. „Ach," sagte Botha, „lassen Sie es gehen; ich kenne meine Buren zu gut; ich kann mir schon denken, daß sie neue Pferde gebraucht haben." Auch mir ist ein gutes, treues Pferd, das ich wegen seiner Ausdauer besonders lieb gewonnen hatte, noch am Morgen, bevor die Engländer nach Krügersdorp kamen, aus dem Stalle des Roten Kreuzes gestohlen worden; vielleicht haben es die Buren mitgenommen, die aus Krügersdorp zurück nach den Magaliesbergen abgezogen sind; dann hat es jedenfalls seinem Zwecke gedient.

Auch in der Zeit, als die Goldfelder des Witwaterrandes verteilt wurden, mögen manche unrechtmäßige Handlungen vorgekommen sein. Das Gouvernement hat dies später selbst eingesehen und hat an die Stelle der Verteilung durch Ausruf kurz vor Beginn des Krieges die Verteilung durch das Los treten lassen. Man hat nämlich in Erfahrung gebracht, daß verschiedene Leute, die in die Absichten der Regierung betreffs Verteilung der Ländereien eingeweiht sein konnten, kurz vor der Verteilung wertvolle Grundstücke angekauft hatten, um sich daraus beim Wiederverkauf Geld zu machen.

Auch die Gerichtsbarkeit in Transvaal hatte ihre Schattenseiten; der Hauptgrund lag darin, daß diejenigen, welche die ausführenden Richter waren, zugleich im ersten Volksrat saßen und also gleichzeitig die beratende und richtende Stimme hatten. Wenn also z. B. irgend ein Prozeß vor Gericht verhandelt worden war, so lag die letzte und endgültige Entscheidung doch immer wieder beim ersten Volksrat. Dieses Mißverhältnis ging hinaus bis in die einzelnen Distrikte zu den kleinsten Verhandlungen vor dem Landdroste. Ich hatte einmal Gelegenheit, eine solche klägliche Gerichtsverhandlung in Krügersdorp als Zeuge mitzumachen und werde später darauf zurückkommen.

Aber alle diese Verhältnisse kann man nicht mit einem europäischen Maßstabe messen, da wir es ja hier eigentlich mit einem erst im Werden begriffenen Staatswesen zu thun haben, bei dem einerseits viele veraltete, patriarchalische Gebräuche, andererseits viele ausländische, absichtlich gehässige, nur auf Gewinn gerichtete Verhältnisse mit hereinspielen.

In Uebereinstimmung mit seinem patriarchalischen Familienleben, das fremdländischen Einflüssen gegenüber sich hartnäckig verschließt, ist ein weiterer Charakterzug des Buren ein ausgeprägter Egoismus. Der Selbsterhaltungstrieb, der den Buren zu dieser Abgeschlossenheit gebracht hat, hat es auch verursacht, daß der einzelne Bure hauptsächlich an sich und seine Familie denkt. Von dem, was darüber hinaus geht, kennt er nicht viel.

Er hat seine Farm und nur für diese und seine Familie lebt er. Doch ist gerade in den letzten Jahren eine gewaltige Aenderung auch hierin eingetreten, daß in der südafrikanischen Republik für allgemeine Wohlfahrtseinrichtungen, diese Gradmesser der Kulturhöhe eines Volkes, sehr viel gethan worden ist. Krankenhäuser, die Segnungen des Roten Kreuzes u. s. w. sind unter der weisen Regierung des Präsidenten Krüger und seines Staatssekretärs Reitz entstanden. Pretoria hat, wie schon erwähnt, mehrere hohe Schulen, eine Staatsbibliothek, ein Volkskrankenhaus, eine Zentral-Impfanstalt, ein Leprosenheim, vorzügliche Einrichtungen, auf die ich später noch zurückkommen werde.

Gegen unterdrückte Mitmenschen ist der Bure gut; Besiegte läßt er oft laufen; edelmütig ist er gegen Gefangene; ich glaube nicht, daß es jemals die gefangenen Buren bei den Engländern so gut hatten, wie die gefangenen englischen Offiziere, welche zu mehreren Hundert in der Staatsmodellierschule in Pretoria untergebracht waren und dort frei im Garten Lawn tennis spielen konnten.

Die Gastfreundschaft des Buren ist groß. Er wird nie einem Fremden seine Thüre verschließen. Er teilt mit ihm sein Abendbrot. Durch Bezahlung des Nachtlagers würde man ihn beleidigen.

Ueber die Tapferkeit der Buren ist sowohl in Afrika als in Europa viel gesprochen worden; der Engländer schätzte die Tapferkeit und den Gefechtswert der Buren gering und mußte dabei an sich selbst bittere Enttäuschungen erfahren. — Wir in Deutschland hoben die Charaktertüchtigkeit der Buren und besonders ihre Tapferkeit in den siebenten Himmel und erlebten ebenfalls eine große Ernüchterung. Das ist ganz einfach bei der Disziplinlosigkeit der Buren folgendermaßen zu erklären: Es hat manche Buren gegeben — das beweist die regellose Flucht nach dem Entsatze von Ladysmith, die ich selbst gesehen habe — welche sehr rasch Fersengeld gaben. Es hat aber auch viele gegeben von außergewöhnlicher Tapferkeit; auch davon weiß ich Fälle anzuführen. — Ich habe im allgemeinen die Ansicht gewonnen, daß der Bure tapfer ist; wenn auch kein Draufgänger in der offenen Feldschlacht, so entwickelt er eine hartnäckige Energie und Lebenszähigkeit, die ihresgleichen sucht. Es hat ja in diesem Kriege viele Beispiele gegeben, die dem Gesagten geradezu widersprechen, aber es sind dies Fälle, in denen es sich um Leute gehandelt hat, welche wahrscheinlich zu der Partei halten wollten, welche Sieger bleiben würde, es waren dies also keine Buren, die für ihre Selbständigkeit und ihr Vaterland kämpften, oder es waren Fälle, in welchen die Disziplin und die obere Leitung vollständig versagten. Andererseits sind doch so viele Beispiele von bewunderungswürdiger wochenlanger

Ausdauer unter den stärksten Entbehrungen und unter der heftigsten Beschießung bekannt geworden, die die Tüchtigkeit des Buren keinen Augenblick in Frage stellt. Besonders der letzte Teil des Krieges, nachdem so manche laue, hinderliche Elemente abgeschüttelt waren, hat dies zur Genüge gezeigt. Ich erinnere nur an die verwegenen wiederholten Züge de Wets durch den Freistaat nach der Kapkolonie, oder an die wochenlangen Kämpfe am Tugela*) unter dem heftigsten Lyddit-feuer der englischen Schiffsgeschütze; und dabei waren es meistens Leute vom 16. Lebensjahre bis zum Greisenalter, die nie zuvor in ihrem Leben ähnliches mitgemacht hatten, ohne eine einheitliche Führung oder eingedrillte Feuerdisziplin. Ich werde auf solche Beispiele im einzelnen während der weiteren Erzählung zurückkommen.

Aehnlich verhält es sich mit der Vaterlandsliebe; es hat ja Buren gegeben, die mit ihrem Ochsenwagen auf dem Hochfeld hin und her zogen und da ihre Heimat hatten, wo sie gutes Futter für ihre Herden fanden, aber den Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit dieses freien Landes, das sie als Hirten durchzogen, hatten sie alle. Es hat aber auch solche gegeben, die mit den Engländern verwandt waren oder unter englischem Einflusse standen, und nur deshalb auf Seite Transvaals gegen die Engländer kämpften, weil sie zum Kriege gegen England als Ansässige in Transvaal kommandiert wurden und hofften, durch den Sieg der Buren Vorteil zu gewinnen. Als dann durch den Zug Lord Roberts nach Bloemfontein und Pretoria sich das Blatt zu Gunsten der Engländer wendete, warfen sich diese so schnell als möglich auf Seite der Engländer. Das ist ja der merkwürdige Unterschied dieses Krieges von anderen Feldzügen, daß sich in demselben die beiden feindlichen Völker nicht scharf getrennt an der Grenze gegenübergestanden sind, sondern im eigenen Lande der Buren viele englische Elemente zurückgeblieben waren, die nur auf den Augenblick gewartet haben, wann die britische Fahne, der Union Jack, in Transvaal entfaltet werde. Umgekehrt wäre es ebenso der Fall gewesen, wenn die Buren sehr bedeutende Fortschritte in der Kapkolonie gemacht hätten; allerdings dann erst hätten sie thatsächliche und offene Unterstützung an den Holländern und Afrikaandern der Kapkolonie gefunden.

Hier will ich einen offenkundigen Fehler erwähnen, der für die Gutmütigkeit der Buren spricht: Es wurden wohl im Beginn des Krieges viele Engländer aus Transvaal ausgewiesen, aber manche englische Familien blieben doch zurück; mit Hilfe einer solchen konnte Spencer Churchill aus Pretoria entkommen; ihnen ist die Explosion der Bombenfabrik in Johannesburg in die Schuhe zu schieben; bei ihnen fanden die einziehenden

*) Die Betonung liegt auf dem e.

Engländer überall Unterstützung. Es ist unglaublich, mit wie vielen Union Jacks die Geschäftshäuser in Johannesburg beflaggt waren, nachdem die Engländer eingezogen waren. Die Buren hätten die Ausweisungen von Anfang an viel gründlicher betreiben sollen; sie haben manche Rücksicht zu ihrem späteren Schaden in diesem Punkte walten lassen.

* * *

Was die Ernährung des Buren im Kriege anlangt, so unterscheidet sich dieselbe eigentlich in keiner Weise von der, wie er sie zu Hause hat. Der Bure ist das tagelange Reiten und Wandern im Ochsenwagen auch in Friedenszeiten gewohnt, ist dem Klima seines Hochlandes mit der heißen Sonne, den frostigen Nächten und langen Regenperioden vollkommen akklimatisiert und an Entbehrungen gewöhnt. Das ist für ihn im Kriege ein Vorteil gewesen, der zu seinen Gunsten gegenüber dem Engländer, welcher geradenwegs aus dem städtischen Leben seiner Heimat kam, ganz bedeutend in die Wagschale fiel. Die Ernährung des Buren ist höchst einfach; die Suppe kann er vollständig entbehren. Er kennt sie oft gar nicht; ebenso die Milch. Milch ist in manchen Gegenden Transvaals ein seltener und teurer Artikel, selbst für Krankenhäuser. Der Transvaalbure treibt wenig Milchwirtschaft und Zucht von Jungvieh, sondern verlegt sich hauptsächlich auf die Zucht von Zugochsen. Gute Milchkühe mit dem großen Euter, wie man sie auf den Almwirtschaften findet, habe ich überhaupt nie gesehen; die Kühe sind vielmehr klein, unansehnlich und geben wenig Milch. Daher gibt es auch in Transvaal wenig frische Butter. Es wird meistens Butter in Blechbüchsen aus Italien und Spanien eingeführt, die schon mehr schmalzähnlich schmeckt, oder gesalzene Butter von Australien, welche in Pergamentpapier gewickelt und in Holzkisten eingepreßt ist. Auch diese hat natürlich einen öligen Geschmack.

Der Bure hält sich früh, mittags und abends und auch in der Zwischenzeit hauptsächlich an Kaffee mit etwas kondensierter Milch, welche sowohl als Schweizermilch, Allgäuermilch und Idealmilch importiert wird. Solchen Kaffee trinkt er auch zu jeder Zeit des Tages im Felde. Der Bure trinkt ihn aber ähnlich wie ich es im griechisch-türkischen Feldzug 1897 bei den Türken erlebt habe, immer mit viel Zucker. Ohne Zucker verschmäht er ihn. Ich habe mich auch daran gewöhnt und habe den Eindruck bekommen, daß man bei solchem Kaffee mit Zucker viel von dem anderen Essen ersparen kann. Reichlicher Zuckergenuß vermehrt die Ausdauer. Der Zucker in Transvaal ist fast aller importiert, ist feinkörnig, kristallinisch, feinster Rohrzucker von meist weißer Farbe. Mit der längeren Dauer des Krieges

allerdings wurden auch mindere Zuckersorten von gelbbrauner bis schwarzer Farbe, auch Sirup, nicht verschmäht.

Zu seinem Kaffee ißt der Bure Zwieback, der in eckigen Stücken von seiner Frau selbst bereitet wird; an dessen Stelle backt die Frau auch runde Schmalznudeln von sehr fester Beschaffenheit, die mir aber selten so gut behagt haben, wie der außerordentlich feine Zwieback.

Als zweites Gericht verzehrt der Bure in Salzwasser gekochte Maiskolben oder Maisbrei, gekochten Reis oder Hafergrützenbrei. Sehr beliebt und überall gebraucht sind Konserven von Früchten als Marmeladen und Jamm, welche sowohl in Dundee als in Pretoria in ganz vorzüglicher Qualität fabriziert werden. Frisches Obst wird wenig gegessen, dagegen werden die etwas rauhen und säuerlichen Pfirsiche, welche sehr häufig in Transvaal wachsen, zu Marmeladen verarbeitet. Der Bure streicht sich diese Marmeladen zu seinem Kaffee aufs Brot.

Alkohol in irgend welcher Form kennt der Bure auf dem Lande fast nicht, wohl aber der von der Stadt. Cognac und Whisky sind sehr teuer und werden fast ausschließlich im Felde nur für Kranke verwendet.

Sein Brot bäckt sich der Bure im Felde selbst, und zwar oft in einem der vielen halbrunden, mauerfesten Ameisenhaufen, von denen die Steppe Südafrikas übersäet ist. Ein solcher Ameisenhaufen wird ausgehöhlt, mit getrocknetem Kuhmist, dem vorzüglichsten Brennmaterial im transvaalischen Felde, ein Feuer hineingemacht und dann, wenn die feuerfeste Mauer heiß geworden ist, Brot in der Höhlung gebacken. Ebenso genügsam ist der Bure mit der Beschaffenheit seines Trinkwassers. Der Boden Transvaals ist ja im allgemeinen wenig von Krankheitserregern durchsetzt; daher ist auch das Wasser, das sich nach dem Regen in Bodensenkungen ansammelt, auch wenn es hie und da etwas gelb gefärbt ist, nicht sehr schädlich, ausgenommen, wenn es gerade in der Nähe von Lagern gesammelt wird. Der Bure macht nicht viel Umstände, Wasser aus den Bächen oder Regenrinnen zu trinken.

Nicht jeden Tag in der Woche gibt es beim Buren frisches Fleisch. Am besten ist das Schaffleisch, das, in Scheiben geschnitten und gesalzen, am offenen Feuer geröstet wird. Kaum zu beißen ist oft das Fleisch der großen Zugochsen, namentlich wenn es, wie es oft der Brauch ist, frisch nach dem Schlachten gebraten wird. Im allgemeinen ißt der Bure wenig Fleisch, sondern nährt sich mehr von Mehlspeisen; Hühner und Eier sind nicht selten zu haben. Die Auswahl unter den Gemüsesorten ist nicht groß, die wichtigsten davon sind verschiedene Kohlarten und Kürbisse. An Fischen sind die Flüsse nicht reich, weil sie in der Regenzeit zu reißend sind. Am häufigsten ist eine kleine Art von Welsen. — Außerdem nimmt der Bure

auf größeren Wanderungen in Streifen geschnittenes, gesalzenes, etwas geräuchertes, dann an der Sonne getrocknetes Fleisch mit, das ich schon oben erwähnte. Es ist dies eine ähnliche Gewohnheit, wie sie von den Indianern Nord- und Südamerikas geübt wird. Wenn dieses getrocknete Fleisch wenige Tage alt ist, schmeckt es vorzüglich, ähnlich wie geräuchertes Rindfleisch, nach vielen Wochen aber überzieht es sich mit einer grauweißen Kruste von Tyrosin und nimmt einen faden Geschmack und Geruch an. Es wird mit dem Messer oder einem Hobel fein geraspelt und mit Brot und Butter gegessen. Ueber ganz Transvaal sind verbreitet die importierten Fleischkonserven in Zinnbüchsen, unter denen besonders die aus Chicago eingeführten Sorten von Corned beef verwendet werden. Der geehrte Leser kann sich nun leicht eine Vorstellung machen von dem täglichen Speisezettel der Mitglieder einer Ambulanz: Heute Corned beef, morgen Corned beef u. s. w., bis es einem zum Halse herauswächst, so daß man am liebsten mit Thee, kondensierter Milch, mit Marmelade und Zwieback und einer Pfeife Tabak zufrieden ist.

Ich hatte oft Gelegenheit, derartige Studien, welche allerdings nicht immer mit den Lehren der epikuräischen Schule in Einklang zu bringen waren, an verschiedenen Orten bei den Buren machen zu können, und habe sie selbst in der Ambulanz oft anwenden müssen.

Kapitel VIII.

Die Ausrüstung der Ambulanz zur Front. — Die Ambulanzwagen. — Der Ochsenwagen. — Von Pretoria nach Modderspruit. — Die Minengegend. — Die Geldwährung. — Volksrust. — Majubaberg-Laingsneck. — — Die Schlachtfelder von Dundee, Waschbank, Elandslaagte. — Dum-Dum-Geschosse.

Es ist eine wichtige Frage, was für eine Ambulanz und die zu erwartenden Kranken an Proviant mit ins Feld genommen werden muß, und hat mir diese Frage im Anfang viel Sorgen gemacht. Man muß sich bei der Ausrüstung für die Front vor allem auf den geringsten Ballast beschränken, um die Ambulanz leicht beweglich zu machen. Denn nichts ist schrecklicher bei der Vorwärtsbewegung und beim Ortswechsel, als eine lange Reihe von Ochsenwagen mit vielem Gepäck, das bei dem fortwährenden Wechsel des Kriegsglückes doch meist unnütz zu Grunde geht oder gestohlen wird. Ich weiß z. B. von einer Ambulanz, die sich nördlich von Ladysmith auf einer Farm häuslich niedergelassen und sich dort einen wohlgefüllten Keller der besten Weine und Mineralwässer angelegt hatte: fast alles ging verloren, als die Buren die Belagerung Ladysmiths aufgaben. Ein Kollege hatte gewarnt, ein so reiches Depot weit vorne an der Front anzulegen und hatte einen Teil davon im Hospital zu Harrismith zurückbehalten; der Mann hatte gut daran gethan, denn was auf der Farm aufgestapelt war, eigneten sich die Engländer an; sie hatten nach dem Entsatze von Ladysmith den Weinkeller auf der Farm rasch gefunden und geleert.

Für uns wurde bestimmt, einen Ochsenwagen mit 16 Ochsen auszurüsten, ferner einen leichteren Ambulanzwagen (einen gewöhnlichen Lastwagen mit Zeltdach, flacher Plattform) für 10 Maulesel und drittens einen ganz leichten zweiräderigen, mit Segeltuch überspannten Karren für zwei bis vier Maulesel. Diese leichten Wägen in Transvaal mit hohen schmalen Rädern eignen sich besonders für den schnellen Transport auf dem bei Regenwetter bodenlosen und bei trocknem Wetter mit tiefen Spalten durchzogenen oder sandigen Wegen, die bald bergauf, bergab gehen, bald auf schlammigen Furten durchs Wasser führen; man kann sie auch ganz gut zum Transport von Verwundeten, welche man auf Matratzen und wollenen Decken im Wagen lagert, gebrauchen. Sie haben

gute Federn und stoßen nicht sehr. Die Maulesel kommen meistens aus dem Freistaat, wo sie in großen Herden gezüchtet werden. Sie sind kräftig gebaut und können stundenlang im Trab ohne Ermüdung den Wagen ziehen. Eine vorzügliche Eigenschaft ist ihre Genügsamkeit; das schlechte Steppengras und etwas Mais oder Hafer genügt ihnen. Dieselben sind schwer zu behandeln, weil sie bissig und störrig sind und gerne schlagen. Ich habe zwölf von diesen Mauleseln, der Bure nennt sie Muilers (sprich Meulers), vom Kriegskommissariat bekommen und war damit recht zufrieden; aber sie bedürfen eines tüchtigen Lenkers, der sie im Zaume halten kann.

Der Ochsenwagen des Buren ist schwer aus Holz mit vier großen breiten Rädern gebaut und hat entweder über die ganze Fläche, oder nur in der hinteren Hälfte eine bogenförmige Zeltbedachung. Auf diesem hat der Bure, wenn er zieht, sein ganzes Hab und Gut. Auf der vorderen Hälfte liegen seine Kisten und Kasten und die Früchte, die er zum Markte bringt, und in der hinteren Hälfte wohnt seine Familie. Die Seitenteile des Ochsenwagens sind auf grünem Grunde oft bunt mit Blumen bemalt. Am meisten wurde ich erinnert beim ersten Anblick der Ochsenwagen an die schweren Leiterwagen, welche die Bamberger Gärtner benutzen, um ihre Gemüse nach Koburg oder Sonneberg zu Markte zu bringen. Man sieht auch ähnliche Wagen von Händlern auf den Straßen Thüringens ziehen, doch sind diese meistens schief an den Seiten mit Leitern emporgebaut, während der Ochsenwagen des Buren eine ganz flache, große, schwerfällige Plattform hat. Dieses Gefährte stößt beim Fahren ungeheuer und wäre für Pferde zum Ziehen zu schwer. Unter dem Ochsenwagen hängen die großen Kochkessel für die Kaffern und vor demselben sind die kräftigen, großen Ochsen, meist von gelber oder graubrauner Farbe, paarweise und zwar die hintersten an der Deichsel, alle anderen an einem langen, geflochtenen Drahtseil vorgespannt. Die Einspannung der Ochsen geschieht nur durch je ein Querholz für ein Paar Ochsen, das vom Drahtseil aus quer über den Nacken derselben hinter ihren mächtigen Hörnern herüberliegt. An diesem Querholz sind die Ochsen um den Hals mit Riemen eingehängt. Eine seitliche Einspannung durch Stränge, auch bei dem hintersten Ochsenpaar, kennt der Bure nicht. Wenn daher irgend ein Ochsenpaar nicht ziehen will, so kann dasselbe seitlich ausweichen, die Halsriemen zerreißen und den ganzen 16spännigen Zug in Verwirrung und Auflösung bringen. Das ist namentlich beim Flußüberschreiten, wo die müden, durstigen Tiere gerne in den kühlen Fluten ausrasten, sehr mißlich. Der ganze Wagen bleibt dann mitten im schlammigen Flußbett längere Zeit stecken; die Räder kommen immer tiefer in den Grund, das Gefährte ist dann schwer und nur durch Vorspannen oder Abladen

wieder herauszubringen. Ich habe dies zweimal erlebt. Man muß immer ein zusammenpassendes Leitochsenpaar als die vordersten und das kräftigste als letztes vor dem Wagen einspannen. Die schwächeren und störrischen Ochsen muß man in die Mitte nehmen. Das Leitochsenpaar muß ein Kaffer an einem Stirnriemen wenigstens eine Zeit lang oder den ganzen Weg führen. Die Kaffern verstehen dieses Leiten und Einspannen der Ochsen ganz vorzüglich. Man kann ihnen, wenn man das Glück hat, tüchtige Boys zu bekommen, die Ochsen ganz überlassen. Durch Zuspruch in ihrer Sprache verstehen sie mit den Tieren außerordentlich gut umzugehen. Wir haben

Wasserwagen zu Intombicamp bei Ladysmith, rechts Wasserbehälter, Tank.

einen Kaffern gehabt, der durch Zuruf seine Ochsen sehr gut zum Folgen gebracht hat; er kannte bald die tüchtigen Ochsen heraus, gab jedem nach Farbe oder sonst welchem Merkmal besondere Namen und brachte sie durch Rufen bald in Ordnung.

Hilft dies nicht, dann kommt das „Durchpraten", d. h. ein Kaffer oder auch zwei laufen mit einem fürchterlichen Geschrei in den unaussprechlichsten Lauten die ganze Ochsenreihe mehrmals auf und ab und suchen sie durch Zurufe und Ziehen an den Halsriemen fügsam zu machen; bringt das Zurufen die Ochsen auch nicht zum richtigen Ziehen, so kommt das „Durchloopen", d. h. der Kaffer, der als Bevorzugter und Herr unter den Kaffern (Kaffernbas) vorn auf dem Ochsenwagen sitzt, gebraucht seine lange Peitsche: ein Bambusrohr von mehreren Metern Länge und ebensolanger Lederpeitsche; er läuft

mit derselben die ganze Ochsenreihe auf und ab und schlägt unter schrecklichem Gekreisch in allen Tonarten und Kehlkopflauten auf dieselben, daß sie blutige Striemen zeigen, so lange ein, bis sie endlich anziehen. Es ist unter Umständen eine schreckliche Arbeit, einen solchen Ochsenwagen in Gang zu erhalten. Außerdem muß hinter dem Ochsenwagen noch ein dritter Kaffer herlaufen, der bei den vielen Wasserrinnen der Wege fortwährend die Bremse in der Hand hat. Der geehrte Leser kann sich damit schon eine kleine Vorstellung machen, was es heißt, eine Ambulanz in Südafrika zur Front zu bringen.

Auf diesen Ochsenwagen kamen die leichten Tragbahren aus braunem, wasserdichtem Segeltuch, deren quere Eisenstäbe durch Gelenke verschiebbar waren, so daß man dieselben auf einen schmalen Umfang zusammenklappen konnte; außerdem mehrere Kisten Verbandstoffe, von denen Sublimatgaze, gewöhnliche Verbandwatte, Gazebinden die wichtigsten waren. Außerdem hatte ich in gewöhnlicher, roher, nicht entfetteter Baumwolle meterweise verpackte und in Wasserdampf sterilisierte Gaze, ebenso trocken sterilisierte Nähseide mitgenommen. Ferner war Sublimat in komprimierten Tabletten beigegeben. Auch eingelötete Gipsbinden und einfache Holzschienen befanden sich dabei. Eine Kiste mit Instrumenten, Chloroform und Aether war ebenfalls vorhanden. Ueberdies war eine gewisse Menge Verbandstoff in wasserdichten Säcken so verpackt, daß ein jeder Arzt in einem solchen Sack für den ersten Notfall das Notwendigste zur Hand hatte, wenn er von der Ambulanz fern bei einem einzelnen Kommando stand. Auch die eisernen Gestelle für die Feldbetten mit Drahtrost (zwölf an der Zahl), die doppelte Zahl wollener Decken und Matratzen mußten in dem Ochsenwagen Platz finden. Jeder Arzt und Krankenpfleger hatte einen zusammenlegbaren Schlafsack aus wasserdichtem Stoff mit Moskitosnetz, der sehr gute Dienste leistete. Nur mit Unterkleidern angethan, konnte man in einen solchen Schlafsack hineinschlüpfen und sich so warm einwickeln (da der wasserdichte Stoff die Körperwärme zurückhält), daß man auch in kühlen, feuchten Nächten im Freien übernachten konnte, ohne zu frieren. Ich habe dies mehrmals erprobt.

Da überdies in den Ochsenwagen noch ein Teil des Eß- und Trinkgeschirres im ganzen für etwa 25 Personen (einschließlich der zu erwartenden Verwundeten), ferner Eßvorrat in Zinnbüchsen für eine Woche, ein Sack Zucker, Kaffee, ein Sack Maismehl für die Kaffern kommen mußte, so war die Belastung für 14 Ochsen auf dem ohnedies schweren Wagen eine sehr bedeutende. Unter den Ochsenwagen kam ein Faß mit Trinkwasser zu hängen. Unser Ochsenwagen hatte noch die Annehmlichkeit, daß von seinem Zeltbogen seitlich ein Zeltdach

herunterzurollen war, unter dem wir im Freien während der Sonnenhitze rasten konnten.

Der kleinere Ambulanzwagen hatte etwa den dritten Teil der Größe des Ochsenwagens und wurde mit zehn Mauleseln bespannt. Dazu gehörte ein weißer Treiber, weil die Kaffern sich fürchteten, mit den Mauleseln umzugehen. Auch dieser Wagen war mit einem Zeltdach überspannt, enthielt einige Matratzen, unser persönliches Gepäck, ferner zwölf einfache, dachförmige Zelte mit je zwei hölzernen Längspfosten und einem Querholz. Sie waren uns neu vom Kriegskommissariat geliefert worden; ihre Leinwand war nicht geölt, ein Mißstand, den wir beim Regenwetter bald zu fühlen bekamen. Wir strichen sie dann nachträglich mit Rindstalg ein. Einschließlich mehrerer Blechgefäße Petroleum, Paraffinkerzen und Laternen, verschiedenen Hausgeräten, zwölf Wassersäcken, eines mit Kohle gefüllten thönernen Wasserfilters, die in den dritten Wagen kamen, war dies die Ausrüstung der Ambulanz für die Front durch die Regierung von Transvaal.

* * *

Einer von unseren Aerzten, Dr. Bertelsmann, ging auf Wunsch der medizinischen Staatskommission zum General Schneemann vor Mafeking in das Lager des Marikokommandos. Ein anderer, Dr. Tilemann, blieb noch eine Zeit lang Leiter der Ambulanzeisenbahnzüge zwischen Modderspruit und Pretoria. Ein dritter fuhr mit mir Mitte Januar von Pretoria über Volksrust nach Modderspruit mittels eines Ambulanzeisenbahnzuges.

Wir fahren auf diesem Wege zum erstenmal an den Befestigungen Pretorias, dem Klapperkopf und dem Schanzkopf, welche diese Bahn vollkommen beherrschen, und an der Plantage des deutschen Heinze, bei den Wasserwerken von Pretoria vorbei, hinaus in das Hochfeld von Transvaal, das hier noch ebener ist als auf der Herfahrt von Watervalboven. Der Bahnstrecke entlang finden sich zahlreiche Kohlenminen, die eine gute Kohle liefern. Wir nähern uns hier allmählich den höchsten Punkten des Hochfeldes, die sehr wasserarm sind. An den Bahnstationen finden sich große Anlagen von Pumpstationen und eisernen Reservoirs zur Aufbewahrung des Regenwassers. 50 Kilometer südlich von Pretoria beginnen die eigentlichen Goldfelder des Witwaterrandes bei Elandsfontein dicht neben den Kohlenbergwerken. Wir kreuzen hier die Eisenbahn des Randesgebietes, welche östlich bis Bocksburg und westlich über Johannesburg, Krügersdorp, Potschefstroom, südlich bis Klerksdorp reicht.

Wir sehen hier rechts und links neben der Bahn, so weit das Auge reicht, in der wellenförmigen, baumlosen Gegend hohe eiserne Schornsteine zu Hunderten zum wolkenlosen, tiefblauen Himmel aufragen. Holzgerüste bezeichnen den Eingang des Förderschachtes und neben den Goldminen türmen sich ganze Berge und Wälle von ausgeförderten Steinen und grauweißem ausgeschwemmten Quarzsand auf. Durch diese grauweißen Sanddämme unterscheiden sich die Goldminen deutlich von den schwarzen Kohlenminen. In der Nähe der Minen ist immer das Wasser zu kleinen Seen eingedämmt. Diese Minen stehen nun infolge des Krieges zum großen Teile still; nur einzelne Schornsteine rauchen; es sind dies deutsche und französische Minen und diejenigen englischen, welche die transvaalische Regierung betreibt. Die deutschen und französischen Minen dürfen nur das Grundwasser aus den Schächten pumpen, damit diese nicht überschwemmt werden und einstürzen. Dieses Bild einer reichen Industriestätte mit vielen elektrischen Batterien, Förder- und Waschmaschinen erstreckt sich südlich bis Heidelberg. Hier wird die Gegend etwas hügelig, mit ziemlich viel Anpflanzungen von Eukalyptus um die Farmen; Heidelberg selbst liegt sehr hübsch in einem Thale westlich von der Bahn an einem bewaldeten Hügel angelehnt. In Heidelberg ist etwas längerer Aufenthalt, die Maschine muß hier frisches Wasser einnehmen, da wir in eine noch wasserärmere Gegend von hier ab kommen. In der Bahnrestauration kauft sich jeder um $^1/_2$ Schilling ein kleines Gläschen Bier und um denselben Preis ein belegtes Brot. Wenn man derartiges in Transvaal kaufen will, so ist der niedrigste Preis immer 1 Sixpence = 50 Pfennig. Um die kleinste Silbermünze 1 Threepence (1 Tickie) = 25 Pfennig erhält man in Transvaal nur die Tageszeitung. Bei kleineren Einkäufen, die ja wegen der hohen Preise an und für sich selten sind, muß man Briefmarken oder eine größere Menge der Ware in Kauf nehmen.

Die Währung ist dieselbe wie die englische mit der Zwölfteilung. Die Münzen tragen alle das Bild Krügers auf der einen, die größeren das Transvaalwappen auf der anderen Seite in scharfer Prägung mit deutschen Stempeln gemacht. Besonders schön sind die goldenen 20 und 10 Schillingstücke. Die silbernen 5 Schillingstücke sind sehr selten. Die neu aus Deutschland bezogenen Stempel sollen von den Engländern bei Beginn des Krieges in Lourenzo Marques zurückgehalten worden sein. Daher wurden während des Krieges neue Pfundstücke einfach mit der Jahreszahl gestempelt ausgegeben. Im Jahre 1892 trug das 20 Schilling-(Pfund-)Stück unter dem Bildnis Krügers die Anfangsbuchstaben des Modelleurs (OS). Os heißt aber im Holländischen Ochs. Außerdem zeigte das Transvaalwappen auf dieser Münze fälschlicherweise zwei Deichseln am Ochsen-

wagen. Diese Goldstücke wurden eingezogen, als der Fehler später erkannt wurde. Sie wurden sehr selten und englische Liebhaber zahlten 50 und 100 Schillinge dafür. Im Jahre 1892 prägte die transvaalische Regierung Kupfermünzen im Werte von 1 und ½ Penny, doch wurden diese, als die reichen Goldjahre 1893, 1894 und 1895 kamen, wieder außer Kurs gesetzt. Diese Kupfermünzen sind daher sehr selten geworden. Die englischen Soldaten haben uns solche und die kleinen Silbermünzen mit Krügers Bild, als sie später zu uns kamen, oft abkaufen wollen.

Nach dem Jameson-Einfall im Jahre 1896 gingen alle Werte in Transvaal wieder herunter und die Zeit, in der man aus vollen Taschen mit Goldstücken zahlte, hatte wieder aufgehört. Bleiben die Engländer im Lande, dann wird auch wieder der Kupferpenny in Umlauf kommen, die Transvaaler schimpfen schon jetzt darüber.

Mit uns fuhren viele Buren ins Feld. Da habe ich gesehen, daß diese auf dem Bahnhofe nicht bloß Kaffee tranken, sondern sich auch ein Gläschen Bier schmecken ließen wie wir. Das Bier war einheimisches (es finden sich mehrere solche Brauereien, von Deutschen betrieben, in Pretoria und Johannesburg) von mittelbrauner Farbe, schmeckte etwas jung und süß, war aber gut trinkbar. Die Wirtin am Bahnhof in Heidelberg, eine junge Frau mit blonden Haaren, fing bald mit mir deutsch zu reden an, und zwar in ausgesprochen sächsischer Mundart; sie und ihr Mann waren von Sachsen-Altenburg zu Hause. Sie hatten ein gutgehendes Geschäft in Heidelberg, waren glücklich und zufrieden und hatten keine Sehnsucht, nach Hause zurückzukehren.

Nördlich von Heidelberg zweigt sich die Bahnlinie, welche den Freistaat durchzieht, ab. Unsere Linie wendet sich nunmehr südöstlich, kreuzt bei Standerton den Vaalriver, den Grenzfluß Transvaals, erreicht bei Volksrust die Landesgrenze und ist, wie alle Bahnen Transvaals, eingeleisig. Volksrust liegt auf öder, rotbrauner, steiniger Steppe, die Bahnlinie geht durch viele in die roten Felsen gesprengte Einschnitte und dann wieder durch ebene Grasflächen in zahlreichen Windungen dahin. Charakteristisch für die Steppe in dieser Gegend sind die zahlreichen Ameisenhügel; diese Ameisenhügel sind, soweit das Auge reicht, gleich Maulwurfshügeln über die Ebene zerstreut, etwa 1 m hoch und 1 m im Durchmesser dick. Sie sind alle gleichmäßig geformt, von brauner Farbe und glatter, fester Oberfläche. Wahrscheinlich verbinden die Termiten beim Bau derselben das Erdreich durch einen klebenden Saft ähnlich zu einer festen Masse, wie die Erdwespen ihre Nester formen. In der Umgegend von Beira habe ich auch ähnliche Termitenbauten gesehen, die aber, turm-

förmig meist an Baumstämme angelehnt, mehrere Meter gleich Tropfsteingebilden in die Höhe streben und eine unebene höckrige Oberfläche von hellgrauer Farbe zeigen. Derartige Ameisenhaufen bilden auf geneigter Ebene für Schützen eine vorzügliche Deckung, indem sie nicht leicht von einer kleinkalibrigen Kugel durchschlagen werden.

In Südafrika gibt es eine Art von Ameisenbär, Erdferkel, der mit seinen scharfen Krallen an den Vorderfüßen diese Ameisenhaufen anzubohren versteht. Derselbe macht einen seitlichen Kanal in die harte Wand des Ameisenhügels, legt dann in das Innere desselben seine lange, wurmförmige, klebrige Zunge hinein, bis dieselbe ganz mit Ameisen bedeckt ist, und füllt auf diese Weise seinen Rachen mit denselben an. Man sieht oft solche angebohrte Ameisenhügel.

Wenn der Bure, wie schon oben erwähnt, Brot oder Fleisch backen will, so benutzt er einen solchen angebohrten Ameisenhügel, indem er noch in denselben von oben her einen zweiten Kanal hackt, der als Kamin der Feuerung dient.

Volksrust ist wegen seiner Höhenlage außerordentlich rauh, windig und staubig; es ist, wie alle Orte Transvaals mit rechtwinkeligen Straßen um einen mittleren Hauptplatz gebaut. Jetzt ist es wegen der Nähe des Kriegsschauplatzes wenig belebt; die einzige hölzerne evangelische Kirche des Ortes macht einen dürftigen Eindruck; sie ist verschlossen. Die Grenze Transvaals (in der Nähe) ist durch kleine weiße Fähnchen auf eine weite Strecke hin angezeigt. In der Nähe von Volksrust geht die Bahn durch einen kurzen, massiv aus Steinen gebauten Tunnel und im Hintergrund am Horizont wird der Majuba-Hill, 1981 m = 6500 englische Fuß hoch, sichtbar (die Hohe Salve bei Wörgl 1829 m, der Kramer bei Garmisch 1933 m, die Knorrhütte 2048 m, der Krottenkopf 2105 m hoch). Die Bahn schlängelt sich in mehreren Windungen, den Majubaberg auf der rechten Seite westlich liegen lassend, durch das Thal des Sandspruit allmählich immer höher empor, und zwar wird die Höhe des Paßüberganges bei Laingsnek teils in Serpentinen erklommen, teils an einer Stelle, wo der Platz zur Anlage einer Schlinge fehlt, durch eine Spitzkehr, indem die Lokomotive, welche den Zug gebracht hat, hier stehen bleibt und eine andere Maschine, die an dem bisherigen Ende des Zuges angekuppelt wird, denselben auf die nächst höhere Terrasse rückwärts fahrend befördert. Auf diese Weise überschreiten wir die Drakensberge in dem oben genannten Paß. Die Steigung des Majubaberges ist von Transvaal aus eine allmähliche; derselbe ist meist mit Gras und niederem Buschwerk bewachsen, aus dem viele Felsblöcke hervorragen. Nur die untersten vorgelagerten Hügelgruppen sind ziemlich gut mit Eukalyptus und Mimosen bestanden.

Zur Zeit, als wir darüber weg fahren, ist der ganze Berg durch einen Grasbrand in ein großartiges Feuermeer mit mächtigen grauweißen Rauchwolken gehüllt, die sich langsam zum Himmel erheben. Ein solcher Grasbrand macht einen furchtbaren Eindruck; mit rasender Eile verschlingt er wie eine vorwärtsschreitende Brandung das durch die Sommerhitze ausgetrocknete Gras, kriecht züngelnd über den Bahndamm hinweg.

Als ich mehrere Tage später dieselbe Strecke wieder zurückfuhr, war der ganze Buschwald verschwunden, nur noch einzelne halbverkohlte Stämme ragten aus der durch den Brand geschwärzten Bodenfläche empor.

Drunten am Sandspruit im Thale saß mit dem Gewehr im Arm vor seinem Zelte noch immer der alte knöcherne Bure als Wache für die Eisenbahnbrücke, die wir überfahren mußten, wie auf dem Herwege.

In ganz Transvaal sind die Eisenbahndämme in der Nähe von Flußübergängen mit Burenwachen besetzt gegen etwaige Dynamitanschläge, die in der Jetztzeit durch Spione, ja sogar durch gekaufte Kaffern, nicht selten vorgekommen sind. Der Amajubaberg und der Amajubatag, der 28. Februar, hat für die Transvaaler historische Bedeutung. An diesem Tage sind an dieser Stelle die blutigen Würfel gefallen, welche den Buren schon einmal die vielbestrittene Freiheit wiedergegeben haben, indem sie den von den Engländern besetzten Majubaberg stürmten und die feindliche Besatzung aufrieben.

Die südliche Böschung des Amajubaberges fällt steil, wie überall in den Drakensbergen, gegen Natal ab. Der tafelförmige Berg hat als oberste Begrenzung einen Felsenrand, der eine natürliche Befestigung bildet. Aus der grün bewachsenen Fläche der südlichen Seite des Majubaberges ragt dieser graue Felsenkranz wie eine Burg weithin sichtbar in die Ebene des nördlichen Natals herab. (Siehe unten das Bild des Schlachtfeldes von Waschbeck.) Oestlich von dem Berge windet sich in Serpentinen und ebenfalls wieder in einer Kehrschleife mit Kopfstation das Bahngeleise über den niederen Mont Prospect herab, wo im Jahre 1881 die Engländer unter Oberst Colley ihr befestigtes Lager aufgeschlagen hatten, bevor sie nächtlicherweise den Majubaberg erkletterten, um den Laingsnek-Paß zu gewinnen.

Vom Mont Prospect aus genießt man eine herrliche Aussicht auf die Ebene und die Berge bei Dundee, Glenkoe, die Biggarsberge und fern am klaren Horizont kann man die tafelförmigen Berge von Elandslaagte und den Lombardskopf bei Ladysmith unterscheiden. Die Berge lagern in einem blauen Duft, so ähnlich, wie man den kahlen Apennin von Rom aus in der Ferne sieht, und darüber wölbt sich der wolkenlose Himmel im Abendrot. Die Dämmerung hat hier nicht die

lange Ausdehnung wie bei uns, sondern fast unvermittelt auf den Sonnenuntergang folgt die Nacht, in welcher die Sterne hell glitzern in einer Pracht, wie bei uns im Hochgebirge.

In New Castle, dem ersten größeren Flecken Natals, stoppt der Zug für die Nacht; wir richten uns unser Nachtlager in dem bequemen Erster-Klassewagen auf den gepolsterten Sitzen behaglich ein.

Am nächsten Morgen haben wir noch Zeit, das nicht weit von der Eisenbahn gelegene städtische Krankenhaus zu besuchen. Außer einigen Fieber- und Typhuskranken finden wir keine Kranken vom Kriege vor. Unser Zug bewegt sich nun weiter und nähert sich den Schlachtfeldern aus den letzten Tagen des Oktober 1899. Die Stadt Dundee, welche durch eine Zweigbahn mit der Hauptbahn nach Ladysmith verbunden ist, wird auf ungefähr zehn Kilometer Entfernung in östlicher Richtung von der Bahn in einer welligen Einsenkung der ziemlich ebenen Bodenfläche sichtbar.

Nun erreichen wir das Thal des Waschbankflusses; verschiedene Drahtseilbahnen und Holzkonstruktionen von Förderschächten der hier bei Waschbank und Dundee zahlreichen Kohlenbergwerke befinden sich neben der Bahn; in westlicher Richtung ist an einer Berglehne das schon oben erwähnte Trappistenkloster Raschütz oder Mariannhill gelegen. Wir kommen jetzt in die tiefeingeschnittenen Thäler der Biggarsberge, welche sehr fruchtbar sind und durch zahlreiche Farmen und Kaffernhütten bewirtschaftet werden. Die Gegend macht einen besseren Eindruck, als das gleichförmige flache Hochfeld Transvaals. Sie wirkt freundlich durch anmutige Hügel, die gut mit Akazien, Mimosen, Eukalyptus und Pfirsichbäumen bewachsen sind, und erinnert mehr an die Thäler unseres deutschen Mittelgebirges.

Zahlreiche klare Bäche, die das ganze Jahr über Wasser führen, bewässern das Land, das durch saftig grüne Wiesen und fruchtbare Felder mit Mais und Kaffernkorn dem Auge Abwechslung bietet. Obwohl die Gegend zur Zeit sehr menschenleer ist, zeigen die Felder keine Spur der Verwüstung, sie tragen überall reiche Früchte; die Buren haben, wohin sie auf ihrem Kriegszug kamen, ganz besonders die Pflanzungen der schwarzen Eingeborenen geschont, um gerade der Ruhe dieser Bevölkerung sicher zu sein.

Das Kaffernkorn gleicht in der Anpflanzung und im Wuchs ganz der Pflanze des Mais, aber die hirseähnlich runden Körner, die ein grobes, nicht sehr weißes Mehl liefern, sitzen dort in den Aehren, nicht im Kolben wie beim Mais. Das Kaffernkornmehl wird mit Maismehl gemischt zum Brotbacken benützt und liefert ein schwarzes, nicht sehr wohlschmeckendes Brot; außerdem lassen die Kaffern die Körner mit Wasser gemischt gähren und brauen daraus Bier in großen Kürbisschalen oder Fässern. Dieses Kaffernbier bildet eine trübe,

grauweiße, stark kohlensäurereiche, alkoholische Flüssigkeit, die angenehm säuerlich schmeckt und, wenn sie acht Tage gegohren hat, ziemlich stark berauscht. Als kühlendes Getränke gegen Durst habe ich es öfters getrunken und sehr angenehm gefunden. Bei Glenkoe wurde ich einmal in einem Kaffernkraal festlich bewirtet und trank auf das Wohl meiner schwarzen Gastgeber, was ihnen und mir viel Spaß machte und von ihnen erwidert wurde.

Die eingeleisige Bahn führt dann über die verschiedenen Schlachtfelder, deren Geschichte im Oktober und November 1899 die ganze Welt durch die Erfolge der Buren erregt haben.

Gegend nördlich von Glencoe mit Majubaberg links, Pogwani Hill rechts, dazwischen Laingsnek.

Kommandant-General Piet Joubert, damals 68 Jahre alt, leitete, nachdem am 13. Oktober abends 5 Uhr die England gestellte zweitägige Frist zur Zurückziehung der Truppen abgelaufen war, noch in der folgenden Nacht den allgemeinen Vormarsch der Oranje- und Transvaalburen in einer Stärke von etwa 20000 Mann über die Drakensberge ein. Wenn man bedenkt, daß die Buren, abgesehen von ihrer Staatsartillerie und einigen Polizeitruppen, kein im Frieden ausgebildetes, stehendes Heer haben, und nur vom 16. Lebensjahre ab bis zum 60. Lebensjahre als Miliz zum Kriegsdienst verpflichtet sind, so muß man staunen, mit welcher Genauigkeit dieser Einfall in Natal im Westen über drei Uebergängen der Drakensberge, im Norden über den Laingsnekpaß und im Osten über die Berge des Swasilandes und den Buffalofluß gleichzeitig gelungen ist. Die Buren beabsichtigten, mit vorwärts geneigten Flanken die englische Besatzung von

Glenkoe unter Seymons (5000 Mann stark) und ebenso die von Ladysmith unter General White (4000 Mann stark), jede für sich, zu umzingeln und zu vernichten.

Wegen mangelhaft eingerichteten Vorpostendienstes bei den Engländern gelang dieser Vormarsch der Buren in einem nach Süden offenen Winkel vollkommen in der Weise, daß in dem Zeitpunkte, als Major Albrecht und Kommandant Grobler im Westen und Süden von Ladysmith Fühlung mit den Truppen General Whites bekamen, Kommandant-General Joubert bereits auch schon im Zentrum auf der Straße von New Castle nach Glenkoe anrückte. Es kam daher fast gleichzeitig auf der ganzen Linie in der letzten Woche des Oktobers zu Gefechten bei Glenkoe, Waschbank und Elandslaagte (22. bis 24. Oktober), in denen die Buren ihre guten Stellungen auf den Kopjes (Dundee-Hill, Impati Mont) fast immer gegen die Engländer, welche in dem Thale zwischen Glenkoe, Waschbank und Elandslaagte sich befanden, behaupten konnten.

Gegend östlich von Glenkoe; Nomahill und Indumenikop rechts. Im Vordergrund Straße nach Dundee.

General Seymons wurde tödlich verwundet (ich besuchte sein mit einfachem weißen Holzkreuz bezeichnetes Grab hinter der gotischen, hübsch in rotem Stein ausgeführten, englischen Kirche in Dundee) und sein Nachfolger Yule wurde mit dem Rest der vollkommen erschütterten Truppen von Glenkoe durch die gebirgige Gegend im Osten am Indumenikop und Nomahill über Beith auf Ladysmith zurückgeworfen. General French versuchte den Buren bei Waschbank zu widerstehen, ihr Kommandant Kock wurde dort schwer verwundet gefangen und sollte von den Engländern in Ladysmith operiert werden, verlangte aber seine Ueberbringung nach Pretoria, wo er starb. General White stellte sich ebenfalls durch einen Ausfall von Ladysmith den Buren bei Elandslaagte entgegen, um die Trümmer der englischen Truppen von Glenkoe aufzunehmen; Oberst Schiel vom deutschen Korps, auf Seite der Buren, wurde hier am

Oberschenkel verwundet und gefangen; Graf Zeppelin wurde wehrlos von den englischen Lanzenreitern niedergestochen und verblutete sich aus vielen Wunden; er ist auf einer Anhöhe, nördlich der Blech- und Holzhäuser von Elandslaagte, auf der Steppe bestattet; ein Holzkreuz macht den Grabeshügel unter den vielen Ameisenhügeln kenntlich. Nach der Art, wie oft Tisch und Wände beschrieben werden, war auf dem Kreuze der Name Mayerbach vermerkt. Einer unserer Begleiter wischte denselben wieder aus, denn er erinnerte zu stark an einen jungen Mann dieses Namens, der schon in Neapel wegen seiner auffallenden Kleidung (Uniform mit Totenköpfen auf den Knöpfen) angehalten worden war und in Pretoria sich ebenfalls sehr auffallend benommen hatte. Er reiste auf dem gleichen Schiffe wie wir. Als er zur Front ausrücken sollte, kam er auf einmal mit einer leichten Verletzung der Hand daher, weil ihm sein Revolver losgegangen war. Vielleicht ist es der Mayerbach gewesen, der später von den Engländern als Spion verhaftet worden ist.

Auf der Heimreise traf ich einen ausgewiesenen Deutschen, der bei Elandslaagte auch einen Schuß durch den Oberschenkelknochen erhalten hatte und mit seiner schweren Verletzung von den Engländern, gleich den anderen gefangenen und verwundeten Buren, nach Ladysmith gebracht worden war. Dort schwoll ihm der verletzte Oberschenkel sehr stark an und die Aerzte wollten ihm denselben amputieren; da er sich aber weigerte, überließen ihn die Engländer sich selbst. Nach mehreren Wochen wurde er den Buren wieder ausgeliefert und in Pretoria, allerdings mit starker Verkürzung des Beines, geheilt. Im Krankenhaus zu Amsterdam wurde der krumme Knochen nochmals gebrochen und gerade gerichtet. Das Lee-Metfordgeschoß war zersplittert und zum Teil im Bein zurückgeblieben. Er erzählte mir, daß die bei Elandslaagte verwundeten Buren auf dem Transporte nach Ladysmith von den Engländern sehr schlecht behandelt worden seien.

Bei Elandslaagte kam es auch zu nahem Gefechte auf 100 bis 50 Meter. Es kamen viele Kopfschüsse vor; die Schädel der Buren sollen, wie mir Mitkämpfer erzählt haben, oft vollkommen zerschmettert gewesen sein, während die der englischen Toten einfache Lochschüsse zeigten. Bei den Leichen der Engländer hat man dort in den Patronentaschen die ersten Dum-Dum-Patronen in diesem Kriege gefunden.

Inzwischen hatten die Buren Dundee, welches in einer Thalmulde, zwei Stunden nordöstlich von Glenkoe, gelegen ist, genommen und ein vollkommen verlassenes, englisches Lager mit reichem Proviant für 20,000 Mann, guter Sanitätsausrüstung, vielen Lee-Metfordgewehren mit Munition (ebenfalls Dum-Dum-Geschosse darunter) erbeutet (vom 21. bis 25. Oktober 1899). —

* * *

Der Name Dum-Dum ist hergeleitet von einer Munitionsfabrik bei Bombay. Von diesen Geschossen, die alle auf der Grundfläche der Patrone die Marke „London-Eley“ oder „E. B.“ oder „R. /\ L. C. IV.“ trugen, hat man mindestens fünf verschiedene Formen gefunden: 1. Das Geschoß hat eine Weichbleispitze von 7 mm Länge, der übrige Teil des Geschosses ist bis zu seiner Grundfläche mit einem Nickelmantel umgeben. 2. Das Geschoß hat eine Weichbleispitze von 10 mm Länge, welche mit einem nach vorn offenen, 8 bis 10 mm langen und 3 mm weiten, senkrechten Kanal angebohrt ist; dieser Kanal ist mit Wachs gefüllt. 3. Das Geschoß ist im ganzen mit einem Nickelmantel umhüllt, welcher aber von der Spitze aus einen, in seinen Bleikern auf 8 mm Tiefe eingedrückten, 3 mm weiten Luftkanal ausweist. Auf dem Grund des senkrechten Kanals liegt noch das eingestanzte Stückchen des Nickelmantels los. 4. Das Geschoß ist mit einem vollkommenen Nickelmantel umgeben, der aber an der Spitze scharfrandig glatt abgeschnitten ist, so daß der Bleikern auf 4 mm Breite frei liegt. 5. Ganz genau dieselbe Form, nur ist die Spitze des abgeschnittenen Nickelmantels nach innen scharf randig umgebörtelt, so daß der Bleikern nur auf 2 bis 3 mm sichtbar ist; bei diesen beiden letzten Formen ist außerdem der Nickelmantel 5 mm unterhalb der Spitze durch vier, eineinhalb Centimeter lange, scharfrandige Längsschnitte von 1 mm Breite und Tiefe eingerissen. Außerdem fand man noch mit der königlichen Marke „R. /\ L.“ versehene Revolverpatronen, deren Bleigeschoß von 10 mm Durchmesser an Stelle der Spitze eine 8 mm breite und 6 mm tiefe, halbkugelige Aushöhlung zeigten. Versuche mit solchen Geschossen haben ergeben, daß sie nach dem Eindringen in den Körper, sobald sie auf harten Widerstand stoßen, in mehrere Stücke zerrissen werden. Dazu kommt noch, daß nach photographischen Aufnahmen des fliegenden Geschosses sich vor der Spitze eines jeden Geschosses, je nach der Form desselben, eine mehr oder weniger breite Scheibe komprimierter Luft während des Fluges ansammelt. Diese durch die außerordentliche Geschwindigkeit komprimierte Luft weicht natürlich auseinander, sobald das Geschoß in den Körper eindringt; hat aber das Geschoß an Stelle der festen Spitze eine Aushöhlung, so wird diese komprimierte Luftscheibe mit in den Körper hineingetrieben und muß dort explosiv wirken. Das Auseinanderreißen der Geschosse wird natürlich durch die vier seitlichen Einschnitte des Nickelmantels erleichtert. Die Engländer haben diesen für die Jagd auf Großwild, das man tötlich verletzen will, zweckmäßigen Geschossen den Namen »Soft-Nosed Bullets«, »Sporting Bullets«, »expanding Bullets«, auch »explosive Bullets« gegeben.

Man kann es den Buren nicht verargen, wenn sie die gegen sie gekehrte Waffe später selbst gegen ihre Feinde verwendet haben. Zuerst aber haben die Engländer diese mörderische Waffe nach Afrika gebracht. Allerdings hat Lord Roberts später, als er siegreich durch den Freistaat zog und bei den Buren die erbeuteten Dum-Dum-Geschosse wiederfand, auf diese frevelhafte Waffe in einer Proklamation aufmerksam gemacht und andererseits haben englische Schiffe, die den Engländern Tausende von Dum-Dum-Geschossen in den Häfen der Kapkolonie zubringen sollten, dieselben kistenweise ins Meer werfen müssen; so erzählte mir wenigstens der englische Kapitän, mit dessen Schiff ich heimkehrte.

Die Buren haben auch, nachdem sie die schlimmen Erfahrungen auf den Schlachtfeldern von Glenkoe gemacht hatten, später selbst in ihrer Munitionsfabrik zu Pretoria Dum-Dum-Geschosse hergestellt. Diese Geschosse haben eine Bleispitze von 5 mm Länge, welche vollkommen glatt ist, ohne Höhlung, während der übrige Teil des Geschosses von einem Nickelmantel umgeben ist; sie tragen auf der Grundfläche der Patrone die Marke „D. M. K. 1899", dieselben passen zu dem Mausergewehr von 7 mm Rohrweite (Kaliber). Ich habe solche Geschosse, als wir unser Rotes Kreuz-Hospital in Krügersdorp von allen Waffen und Munition säuberten, gefunden; die Buren hatten nämlich die Gewohnheit ihre Gewehre in das Spital mitzunehmen.

Ob solche Geschosse von den Buren überhaupt gebraucht worden sind, kann ich nicht mit Bestimmtheit behaupten, weil ich nie Wunden gesehen habe, von denen man sicher hätte nachweisen können, daß sie durch Dum-Dum-Geschosse erzeugt worden sind; allerdings haben englische Aerzte mitgeteilt, daß sie bei englischen Verwundeten Dum-Dum-Geschosse aus den Wunden entfernt haben*).

Ich habe verschiedene deutsche und holländische Aerzte gefragt, ob sie Dum-Dum-Verletzungen gesehen haben; aber keiner konnte dies mit Sicherheit behaupten. Es sind mir öfters Wunden von Krankenwärtern und anderen mit der bestimmten Versicherung gezeigt worden, das seien Dum-Dum-Wunden. Bei näherer Untersuchung fand sich kein Beweis dafür. Dazu kommt noch die Thatsache, daß die kleinkalibrigen Geschosse mit ihrer ungeheuren Mündungsgeschwindigkeit bei Nahschüssen die Knochen und Weichteile ebenfalls im Ausschuß sehr stark zerreißen.

Das Mausergeschoß von 7 mm Durchmesser hat überdies einen Nickelmantel, der etwas dünner ist, als der des Lee-

*) British Medical Journal 12. Mai 1900: W. Watson Cheyne extrahierte drei solche bei englischen Verwundeten nach den Gefechten bei Karree Siding: (eine Soft-Nosed Bullet, eine Sporting Bullet mit zwei Reihen Löcher rings um die Spitze und ein Mauser-Geschoß mit abgefeilter Spitze).

Metford-Geschosses. Es kann daher vorkommen, daß das 7,1 mm dicke Mausergeschoß bei seiner erheblichen Länge von 30,5 bis 31 mm, wenn es auf Knochen auftrifft, so stark gestaucht wird, daß es in der Mitte gebogen und abgerissen wird. Ich habe derartige, in der Mitte quer abgerissene, sonst aber an der Spitze und am Umfang des Mantels vollkommen ganze Geschosse aus Wunden herausgenommen. Es ist klar, daß ein solches am Knochen zersprengtes Geschoß genau so wie Dum-Dum wirkt.

Merkwürdig ist es jedenfalls, daß man bei der großen Anzahl von beobachteten Kleinkaliberschüssen sehr oft kleine Ein- und Ausschüsse und selten große Zerreißungen der Weichteile im Ausschuß sowohl bei Engländern, als bei Buren gesehen hat. Ich glaube daher, daß in manchen Fällen allerdings in Südafrika mit Dum-Dum geschossen worden ist, daß aber diese Fälle in keinem Verhältnis stehen zu den Fällen, die in Indien und im Sudan beobachtet worden sind.

Erwähnenswert ist an diesem Platze noch die Stellung, welche Rußland auf Grund der Genfer Konvention auf der letzten Friedenskonferenz im Haag zu dieser Frage genommen hat.

Petersburg, 2. März 1901. Bestätigung der Haager Beschlüsse. Der „Regierungsbote" veröffentlicht einen kaiserlichen Befehl über die Bestätigung der Konventionen und Deklarationen der Friedenskonferenz im Haag vom 29. Juli 1899. Es sind drei Konventionen: über die friedliche Lösung internationaler Konflikte, über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges, über die Anwendung der Genfer Konvention von 1864 im Seekrieg; sowie drei Deklarationen: über das Verbot, Explosivgeschosse von Luftballons oder neuen ähnlichen Vorrichtungen zu werfen, über das Verbot, Geschosse zu gebrauchen, deren einziger Zweck darin besteht, erstickende oder schädliche Gase zu verbreiten, über das Verbot, solche Kugeln zu gebrauchen, welche im menschlichen Körper auseinanderreißen oder platt werden.

* * *

Die Gegend von Dundee bis Glenkoe und noch eine Stunde südlicher ist ein großes, weites Hochthal von ungefähr zwei Stunden Breite, mit schwachen, welligen Erhebungen und vielen tiefen Regenrinnen (Sloots); westlich dieses Thales breitet sich eine etwa 200 Meter höhere Hochebene aus und östlich davon liegen eine große Zahl ebenso hoher Kopjen (Kopje = Köpfchen), welche zu den Biggarsbergen gehören. Eine halbe Stunde südlich Glenkoe beginnt der etwa 300 Meter messende Steilabfall dieser Berge nach Süden mit vielen, tief eingeschnittenen Thälern, welche mit Buschwald

und Felsen bedeckt sind. Durch dieselben windet sich die Straße nach Ladysmith längs des Waschbankflusses, (der wie die Schwarza im Thüringerwald über die Felsen dahinbraust,) steil hinab. Damit kommen wir auf die nächste tiefere Terrasse Südafrikas, welche zahlreiche steinige, unbewaldete Kopjen trägt und auf welcher Waschbank, Elandslaagte und Ladysmith, letzteres in einer tiefen, von Kopjen rings umschlossenen Mulde des Klipprivers, gelegen sind. (Siehe die Bilder Seite 116, 117, 123.)

Kapitel IX.

Die Umgegend von Ladysmith. — Modderspruit. — Die Aerzte des Burenheeres. — Das englische Hospitallager. — Tiere und Pflanzen der Steppe. — Kommandant-General Joubert.

Wenn man nördlich von Ladysmith auf dem dachförmigen Lombardskopf oder auf den Höhen bei Modderspruit, wo die Buren nach dem Rückzug des General White am 29. Okt. ihre schwere Artillerie von 15,5 cm Kaliber aufgefahren hatten, nach Ladysmith hineinsieht, so kann man nicht begreifen, wie General White mit 6000 Mann — 3500 waren nach einem

Burenhaubitze auf den Höhen von Modderspruit, nördlich von Ladysmith, links Intombieamp, das englische Hospitallager. — Im Hintergrund die Höhen am Tugela.

Durchbruchsversuch noch glücklich entronnen — sich hier hatte einschließen lassen können. Es gleicht die Lage des Ortes einer Mausefalle, indem nämlich der Klippriver das hügelige Gelände in der Umgebung der Stadt in der Richtung von West nach Ost, wie alle afrikanischen Flüsse, mit einer vier bis acht Meter hohen steilen Böschung durchschneidet und in weiterer Entfernung von fünf bis zehn Kilometer der ganze Thalkessel von einer Reihe 200 Meter hoher, oben flacher Kopjen rings eingeschlossen ist. Alle diese Kopjen hatten die

Buren Ende Oktober mit Artillerie gekrönt, während General White seine spärlichen Truppen auf 35 Kilometer in der Rundung auf den Höhen nächst der Stadt in rasch aufgeworfenen Erdwerken verteilen mußte. (Siehe auch die Bilder in Kapitel XIV.)

Die Eisenbahnendstation der Buren war Modderspruit, Elandslaagte die Ausladestation für die schweren Fuhrwerke und das Kriegskommissariat.

Ladysmith liegt 515 Kilometer (Bahnstrecke) südlich von Pretoria.*) Man fährt also mit der Eisenbahn, welche die bedeutende Steigung der Drakensberge und Biggarsberge in großen Windungen langsam überwindet, Tag und Nacht nach Modderspruit.

Modderspruit ist in der Nähe des gleichnamigen Baches gelegen, der an vielen sumpfigen Stellen in dem schwarzen, torfähnlichen Boden in einer mehrere Kilometer langen und breiten Mulde entspringt.

Es herrschte dort in den verschiedenen Burenlagern Ende Januar 1900 ein reges, kriegerisches Leben, aber von einer offensiven Aktion war nirgends etwas zu merken. In einer hübschen, verlassenen Farm westlich von Modderspruit — Rietfontein — befand sich die gut mit Zelten, Ambulanzwägen und Verbandmaterial nebst Feldbetten ausgerüstete erste holländische Ambulanz. (Siehe Bild Seite 142.) Zwei Aerzte, mehrere Schwestern vom niederländischen Roten Kreuz und Krankenpfleger versahen den Dienst. Wassermangel war nach einigen Wochen bald fühlbar. Das Sumpfwasser des Modderspruits war schon wegen der großen Truppenansammlungen ungenießbar, man war auf Regenwasser angewiesen, welches in großen Zinkblechbehältern (Tanks) angesammelt wurde. Die Burenlager waren allenthalben sehr unrein; gewaschen wurde in demselben Wassergebiet, wo auch das Trinkwasser geschöpft wurde; aller Unrat vom Lager floß gewöhnlich nach dem tiefer liegenden Wasserlauf; auch die Schlachtplätze waren dicht am Lager; Blut und Ueberreste vom Schlachtvieh wurden liegen gelassen. Ich habe oft die Buren auf diese Mißstände aufmerksam gemacht, aber ohne Erfolg. Es kamen daher während der fast viermonatlichen Belagerung von Ladysmith unter den Buren sowohl, als auch unter den Krankenschwestern verschiedene Fälle von Ruhr und Typhus vor; wenn die austrocknende Kraft der afrikanischen Sonne nicht vielen Unrat unschädlich gemacht hätte, wäre es wahrscheinlich noch schlimmer gekommen. Es ist staunenswert, in welch kurzer Zeit Tierleichen auf dem transvaalischen Hochfeld hart wie Leder austrocknen, vergraben werden die Kadaver nicht.

*) Von Laurenzo Marques nach Pretoria sind 562 Kilometer, vergleichsweise von Hamburg über Berlin nach Erfurt 555 Kilometer.

In dem Garten derselben Farm befand sich, in Zelten untergebracht, die Zentralleitung des Sanitätsdienstes aller Burenlager rings um Ladysmith. An der Spitze derselben stand damals Dr. Lilpop aus Johannesburg, geborener Afrikaner von deutschen Eltern, der an der Universitäts-Klinik bei Professor von Bergmann in Berlin gearbeitet hat. Ehe nämlich die Ambulanzen von Europa nach Afrika kamen, lag der Sanitätsdienst des Burenheeres in den Händen dieser Kollegen, die allerdings viel mit halbgebildeten Afrikanerärzten zu kämpfen hatten. Die tüchtigeren Aerzte des Burenheeres waren fast ausschließlich Deutsche oder Holländer; z. B. neben Dr. Lilpop bei der Artillerie um Modderspruit Dr. Reinhart aus München, ebendaselbst Dr. Elsberger aus München und im Freistaat Dr. Hönigsberger, ebenfalls aus München. Außerdem hatte ich die große Freude, in Krügersdorp einen meiner Schüler, Dr. Neitzel, ganz zufällig zu treffen.*) Alle diese Aerzte waren schon jahrelang vorher in der südafrikanischen Republik und war ihnen für den Kommandodienst pro Tag ein Pfund Sterling versprochen worden. Sie haben aber wenig oder keine Bezahlung gesehen und daher den Dienst später den zahlreichen europäischen Ambulanzen überlassen.

* * *

Mein Kollege und ich fanden in einem Zelte der niederländischen Ambulanz für einige Tage gastfreundliche Aufnahme und machte ich dort den ersten südafrikanischen Gewittersturm mit, der uns das Zelt fast über die Köpfe hinweg trug. Wir hatten unser Nachtlager auf Krankentragbahren mit einigen wollenen Decken hergerichtet und waren am nächsten Morgen bis auf die Haut durchnäßt und mit Morast bedeckt. Es ist unglaublich, wie rasch und bedeutend sich in solchen Nächten die Temperatur abkühlt. Nach drückend heißen Tagen, an welchen die zahllosen Fliegen zu einer entsetzlichen Plage werden und die Innenfläche des Zeltes ganz schwarz bedecken, türmen sich am Abend, an dem sonst tagelang wolkenlosen, tiefblauen Himmel plötzlich Sturmwolken auf, in wenigen Minuten erhebt sich ungeahnt ein orkanähnlicher Wind, Hagelkörner, Wassermengen in Strömen stürzen unter den heftigsten Blitzen ringsum vom Himmel herab. Bei solchen Gewittern durchzucken grelle Blitze in langen Zickzack-Linien unaufhörlich die Luft, so daß die Nacht oft taghell erscheint; die Blitzgefahr ist auf der baumlosen, afrikanischen Ebene ziemlich bedeutend.

*) Dr. Neitzel, geborener Afrikaner, war vor dem Kriege Arzt in Reitz, im Freistaat, wurde als Kommandoarzt der Buren bei Krügersdorp von den Engländern gefangen, einige Monate in Ladysmith zurückgehalten und dann nach Deutschland ausgewiesen.

Infolge des jähen Temperaturwechsels und des tiefen Morastes war das Lagerleben um Ladysmith sehr ungesund und erschlaffend. Gerade südlich von der Farm Rietfontein lag in zwei Stunden erreichbar der Lombardkop. Von diesem tafelförmigen Kopf konnten wir gegen Abend 6 Uhr die weißen, dicken Rauchwolken einiger Schüsse des Positionsgeschützes „Long Tom" (15,5 cm-Kaliber von Schneider in Creusot bei Paris) emporsteigen sehen; die Engländer aber antworteten schon seit Wochen nicht mehr; vielleicht wollten sie ihre Munition für den letzten Ausfall sparen. Anfangs Januar und Ende Dezember schlugen allerdings verschiedene englische Granaten in Rietfontein ein ohne Schaden zu machen. Auch die Geschosse des Long Tom haben in Ladysmith wenig Schaden verursacht, wie ich später selbst sehen konnte; die Engländer saßen ja in Erdlöchern und auf die Häuser ließ Joubert nicht schießen, weil er selbst mehrere dort besessen haben soll.

Südwestlich von Rietfontein reihen sich an den Lombardkop niedere Kopjen an, auf welchen, die Mulde von Ladysmith bogenförmig umschließend, die leichtere Artillerie der Buren und ihre verschiedenen Lager standen. Mit einem liebenswürdigen Rheinländer, Namens Ehlers, welcher der Ingenieur der Burenartillerie war, besuchten wir diese Höhen und bekamen einen Einblick in die baumlose Mulde des Klippriver; die englischen Erdwälle rings auf den Höhen um Ladysmith waren auf 2—4 Stunden Entfernung deutlich zu kennen, lagen aber bedeutend tiefer als wir; von Ladysmith sah man nur die äußersten Blechhäuser, alles Uebrige lag tief unten, unsichtbar im Thale des Klipriver. Ganz entfernt am tiefblauen Horizont, südwestlich der Mulde von Ladysmith, konnten wir die zwei Zacken des Spionskop, den Bechkop, die Berge am Oberen Tugela*) und von Colenso erkennen. (Siehe Bild Seite 123.)

Zu unserer Linken östlich, am Fuße des Lombardkop, lag das neutrale, den Engländern eingeräumte, Gebiet des Hospital- und Frauenlagers; hier lagen die feindlichen Vorposten (Skouts, Späher, Brandwachen) einander auf Rufweite gegenüber. Der Klipriver floß in östlicher Richtung aus der Mulde von Ladysmith zwischen der obersten, flachen Bekrönung des Lombardkop, dem Isimbulwhana und dem südlichen Plattrand zum Tugela. In lautloser, abendlicher Stimmung übersahen wir diese ungeheure Fläche, welche so offen und klar, wie ein Buch zu unseren Füßen lag. Die Stille unterbrach kein Ton, welcher uns verraten hätte, daß da unten in dem Thale so viel Elend, so viel Jammer, der Hunger und der Typhus hauste: die traurige Folge der Gier nach Gold und Diamanten. An unsere Betrachtung schlossen sich die abend-

*) Die Betonung liegt auf dem e.

lichen Choralgesänge, welche aus den Burenlagern herüberklangen.

Wir kehrten noch ernster als sonst gestimmt nach Rietfontein zurück, kamen an einer Artilleriestellung vorbei, wo früher der Long Tom, westlich vom Lombardkop, gestanden war; viele Erdlöcher rings um die Sandsäcke der Position zeigten uns, wo die englischen Granaten eingefallen waren. Dr. Hols von Pietersburg stand damals hier hinter der Position und verband gerade seinen verwundeten Apotheker, als eine Shrapnelkugel ihm die Lunge durchbohrte; er starb nach einigen Stunden an Verblutung. Die englischen Shrapnels haben viele verletzt; die Lyddit-bomben, welche meist weit über das Ziel flogen, sehr wenige. Die ganze Umgebung jener Stelle war von Metallstücken der Shrapnels übersät.

Wieder nach Rietfontein absteigend kamen wir an Gräbern mehrerer Irländer vorbei; ihre Ruhestätte war mit Kreuzen aus Shrapnelhülsen geschmückt. Die irische Idee der Selbständigkeit wollten sie auf Seite der Buren beim irischen Kommando verfechten.

* * *

Die Steppe ist mit niederem Dornbusch, Sumpfpflanzen, Riedgras bedeckt, im Sommer wachsen auf der Steppe verschiedene Arten von Strohblumen, unzählige gelbe und blaue Blumen, eine kurzgestielte Malvenart, die einige Abwechslung in die eintönige, braune Färbung der Landschaft bringen. Erwähnenswert ist es, daß ich auf diesen felsigen Hochebenen silberglänzend behaarte Pflanzen und Blüten in großer Zahl gefunden habe, die nach der Bestimmung im Münchener königl. botanischen Institut unserem Edelweiß (Gnaphalium) sehr nahe verwandt ist. Ich habe sie auch bei Glenkoe gefunden. — Aasgeier, Turteltauben mit ihrem eintönigen Rufe, der von Sonnenaufgang bis zum Abend sich immer wiederholt, und verschiedene kleine Sumpfschnepfen beleben die Heide; eine merkwürdige, schwarze Vogelart, von der Größe unserer Finken, zieht häufig in wiegendem, schwebenden Fluge über die Gräser der Steppe; er heißt Kaffernvogel und ist gekennzeichnet durch zwei kühn geschwungene Schwanzfedern, welche fünfmal so lang sind als der Vogel. Sie bedingen jedenfalls den balancierenden Flug des Vogels. Neben diesen kommen zahlreiche Schlangen und Eidechsenformen, unter denen die schon oben erwähnte, meterlange, krokodilähnliche Alligatorenart Leguan an den sumpfigen Ufern der Bäche der Gegend häufig ist. Dieselben liegen regungslos in dem Gestrüpp der Böschung, haben graue bis schwarze Färbung mit gelben Flecken, aber nicht die höckerigen Hautknochen der Krokodile, sind vollkommen ungefährlich und lassen sich bei An-

näherung des geringsten Geräusches sofort ins Wasser fallen. Ich traf sie zu Dutzenden, als ich am Sandspruit, nordwestlich von Ladysmith, rastete.

Von den Schlangen ist in dieser Gegend besonders häufig die Puffotter. Ich fand dieselbe langgestreckt am Ufer des Modderspruits in der Sonne am Wege liegen. Dieselbe wich bei meiner Annäherung nicht aus. Sie gehört mit ihrem großen, breiten Kopfe, der durch ein braunes, nach vorn spitzes „V“ gezeichnet ist, und ihren gelbbraunen Augen, zu den trägen Nachttieren. Der Rachen derselben läßt sich bis hinter die Ohrenöffnung mehrere Centimeter weit aufsperren. Ihre kleinen Giftzähne sind im Oberkiefer, kaum sichtbar, versteckt. Die Puffotter wird 60 bis 100 cm lang, hat in Farbe und Zeichnung große Aehnlichkeit mit unserer Kupfernatter, ist aber dicker als diese. Der Kaffer fürchtet sich vor diesen Schlangen ungeheuer und geht ihnen, auch wenn sie tot sind, weit aus dem Wege. Mit einer Schlange in der Hand kann man einen Kaffern meilenweit treiben. Der Bure tötet jede Schlange. Das Schießen des stolzen Sekretärvogels, des größten Feindes der Schlangen, ist deshalb bei großer Geldstrafe verboten. Ich habe daher öfters diesen Vogel in Transvaal ganz furchtlos in meiner nächsten Nähe mit seinem langen Halse und dem kühnen Federschmucke auf dem Kopfe über die Steppe schreiten sehen.

In Südafrika gibt es viele Giftschlangen; aber trotzdem kommen Todesfälle bei Weißen verhältnismäßig selten vor; häufiger schon bei den barfuß laufenden Kaffern.

Bemerkenswert ist, daß die Kaffern, wie sie mir selbst mitteilten, wenn sie von einer Schlange gebissen sind, die Wunde mit dem Blute von der getöteten Schlange einreiben und die Giftdrüsen derselben, welche beiderseits am Oberkiefer liegen, essen. Der Bure reibt die Bißwunde mit dem Tabakssaft seiner Pfeife ein oder brennt dieselbe aus.

Es ist eine Erfahrung, daß, wenn man in Südafrika im Freien übernachten muß, Schlangen, Taranteln und Skorpione, die Wärme aufsuchend gerne unter die wollenen Decken oder in den Schlafsack kriechen; der Bure streut daher um sein Nachtlager Tabakasche, welche diese Tiere meiden. — Der Stich der Tarantel, einer großen giftigen Spinne, welche Vögel zu töten vermag, und der Stich des Skorpions verursachen einen furchtbaren Schmerz. Ein Kollege von mir wurde bei Colenso von einer Tarantel, welche in seinen Schlafsack gekrochen war, in den Finger gestochen; er bekam für mehrere Tage die heftigsten Schmerzen im ganzen Arm und Schwellung desselben, so daß der Arm für eine Woche vollständig gebrauchsunfähig, wie gelähmt war, doch ging der Unfall ohne bleibende Folgen vorüber. —

* * *

Am Morgen nach jenem furchtbaren Gewitter, das uns so recht die Freuden und Leiden des afrikanischen Lagerlebens gleich beim Beginn bescherte, unsern Mut aber stählte, fuhren wir mit einer zweiräderigen Karre nach dem Hauptlager der Buren, das zehn Kilometer weiter südöstlich hinter dem Lombardkop gelegen war. Wir wollten uns ja dem Generalissimus der Transvaal-Buren, Piet Joubert, vorstellen.

Der Weg führte uns durch zwei sumpfige Triften des Modderspruits eine Berglehne hinauf, zu dem morastigen Lager der Buren. Am Eingang desselben lag links am Wege noch eine Burenambulanz und vor dem Lager selbst, das, wie bei den alten Germanen, durch eine lange Reihe von Ochsenwägen wie mit einer Wagenburg verschanzt war, stand ein blutjunger, bartloser Bursche Wache. Wir frugen nach dem Kommandant-General, dessen etwas größeres, grünes Zelt uns auch alsbald gezeigt wurde. Wir gaben nach städtischer Art unsere Visitenkarte ab und standen auch alsogleich vor dem alten Feldherrn, während uns aus dem Hintergrund des Zeltes seine Frau, die gerade Kaffee kochte, prüfenden Blickes lange musterte. Sie sprach kein Wort und war angethan mit der einfach schwarzen Kleidung der Burenfrauen, den Kopf bedeckt mit der großen, Schläfe, Stirn und Nacken bedeckenden, schwarzen Tuchhaube. Der alte Herr, der etwas blaß und gelb aussah, drehte unsere Karte lange zwischen den Fingern und sagte dann, daß er die „Dokters", die gerne schneiden, nicht sehr liebe. Ein bedeutendes Aussehen, das an den Feldherrn erinnerte, konnte ich an dem schlichten, durch das Alter schon gebeugten, etwas übermittelgroßen Mann mit den weißen Haaren und dem grauen Vollbart nicht wahrnehmen. In seinem Aeußern unterschied er sich in keiner Weise von anderen alten Buren seiner Umgebung. Auf unser Befragen, wo er unsere Ambulanz brauchen könne, gab er keine bestimmte Antwort, sondern verwies uns zurück an das Hauptkomitee des Roten Kreuzes, das uns vorher eine ähnliche Auskunft gegeben hatte:

Telegraafdienst, Z. A. Republiek.

Aangenomen te Pretoria — 26. Jan. 1900 ontvangen te Modderspruit.

Van Hoofd Bestuur Roode Kruis aan Dr. Fessler, adress van der Heyden, ambulance trein.

Ga direct naar Comdt. General. Wij hebben zelfs telegrafeerd. (Gehe direkt zum Kommandant-General. Wir haben selbst telegraphiert.)

* * * *

Hier unter dem Lombardkop, wie auf den übrigen Höhen um Ladysmith, lagen nun schon die Buren seit Ende Oktober. Nach der siegreichen Schlacht gegen Buller am 15. Dezember 1900 bei Colenso beabsichtigte allerdings Joubert ein offensives Vorgehen auf Pietermaritzburg, wurde aber in einem Kriegsrat, dem auch die Präsidenten der beiden Republiken beiwohnten, dazu bestimmt, das nördliche Ufer des Tugelaflusses defensiv zu halten. Auch der Sturm vom 6. Januar, zu welchen zwei Kommandos auf eigene Faust am Plattrand gegen General White ansetzten und der bei allgemeinem Zusammenwirken der Buren gelungen wäre, blieb erfolglos. — Die Buren fürchteten den Verlust von Menschenleben; die einzelnen Kommandos waren in ihrer Unterordnung unter das Hauptkommando unzuverlässig.

Durch die Güte unserer Kollegen Lilpop und Reinhart, welche keine Lust mehr zeigten, länger an der Front zu bleiben, erfuhren wir, daß das Zoutpansberg-Kommando und Kommandant Weilbach am Lombardskop einen Arzt benötige, die medizinische Staatskommission machte uns ebenfalls darauf aufmerksam und so übernahm mein Kollege sofort diese Stelle. Damit hatten wir zum wenigsten einmal festen Fuß in dieser Gegend gefaßt. In den nächsten Tagen hatten wir das weitere Glück, daß ein Ambulanzwagen von Pietersburg, in Begleitung eines Ambulanzmannes, geborenen Münchners, vom oberen Limpopo, wo er bei einem Missionär-Doktor einem kleinen englischen Kommando gegenüber stationiert war, von dort zu uns nach Modderspruit geschickt wurde. Wir hatten damit einen sehr schönen, geräumigen, mit Segeltuch überspannten Ambulanzwagen, den die Engländer am Limpopo im Stich gelassen hatten, mit zehn Maultieren, mehr, und ich konnte beruhigt nach Pretoria zurückreisen, um den übrigen Teil der Ambulanz flott zu machen und als Feldlazarett im Rücken des Zoutpansberg-Kommandos nach Modderspruit zu leiten.

Kapitel X.

Die Beurlaubung und Heimreise der Kommandos. — Leichenbegängnisse in Pretoria. — Englische Gefangene in Pretoria und Waterval.

Auf der Rückreise nach Pretoria machte ich die Erfahrung, daß die durchgehenden I. Klasse-Wägen dicht besetzt waren von heimkehrenden Buren, die überall, in den Gängen und auf den Bänken der Wägen, in bunter Reihe mit Gewehren, Patronengürteln und wollenen Decken herumlagen. Es waren dies Kommandos, welche auf Urlaub nach Hause gingen, weg von der Belagerung von Ladysmith. Eine merkwürdige Erscheinung bei den Buren, gegen welche die Präsidenten der beiden Republiken vergeblich durch strenge und wiederholte Proklamationen, Ansprachen unter Androhung von Strafen angekämpft hatten, war es, daß die Bürger, wenn sie einige Wochen im Kriege gewesen, einfach auf mehrere Wochen wieder nach Hause zogen. Das war ein Zeichen der schlaffen Disziplin und die Folge der langweiligen, erschlaffenden Belagerungen von Ladysmith, Kimberley und Mafeking. Die Leute waren das Lagerleben müde, weil sie sahen, daß nichts vorwärtsging und auch weniger Mannschaft genügte, um den eingeschlossenen Engländern den Weg zu verlegen. Ein energischer Offensivvorstoß wurde ja nirgends unternommen; ein solcher allein, in Form von vielen geteilten Reiterkolonnen, hätte dies Jägervolk frisch erhalten. Einfügen möchte ich noch, daß auf der Heimfahrt die Buren zur Unterhaltung oft aus den Eisenbahnwägen in das freie Feld oder in die Luft schossen, was keinen angenehmen Eindruck in Bezug auf Disziplin machte. Auch die Rücksichtnahme auf die guten Polsterkissen und sonstigen Einrichtungen der Wägen war sehr gering. Es wurden daher in allen Eisenbahnwägen mehrfach folgende Verordnungen angeschlagen, aber wenig beachtet:

Aangezien het in den laatsten tijd herhaaldelijk voorkomt, dat spoorwegrijtuigen inwendig beschadigd worden, deze soms geheel bedorven worden of kostbare herstellingen moeten ondergaan en dit bezwarend werkt op den dienst der spoorwegen, zoo wordt een ieder hierbij gewaarschuwd dat van eenige beschadiging behoorlijke aanteekening zal worden gehouden, en dat zoodra mogelijk gerechtelijke

stappen tegen den persoon, die zoodanige schade aanbrengt, zal worden genomen en hij gedwongen zal worden alle kosten daaruit voortvloeiende, te dragen.

J. S. SMIT,
Regeerings-Commissaris voor Spoorwegen.

Pretoria, 31 Januari 1900.

* * *

ERNSTIGE WAARSCHUWING.

Aangezien, niettegenstaande het strenge verbod van ZEd. Gestr. den Commandant-Generaal en andere Officieren, het steeds voorkomt, dat personen van of naar commando gaande of ook anderen steeds voortgaan uit de treinen te schieten, zoo wordt hiermede bekend gemaakt, dat het schieten uit de treinen of op stations ten strengste verboden is en dat dientengevolge het trein-personeel is gelast behoorlijk nota te nemen van personen, die uit den trein schieten, en dan dadelijk te telegrafeeren naar het eerst te bereiken dorp, alwaar de overtreders gearresteerd en met minstens Vijf Ponden Stg. (£5:0:0) voor elk schot beboet zullen worden of gevangenisstraf naar den aard der zaak.

De Regeerings-Commissaris vor Spoorwegen,
J. S. SMIT.

* * *

(In Anſehung, daß es in der letzten Zeit fortwährend vorkommt, daß Eiſenbahnwägen inwendig beſchädigt, dieſe bisweilen ganz verdorben oder wertvolle Einrichtungen zu Grunde gerichtet werden und dies den Eiſenbahndienſt erſchwert, ſo wird jedermann hierdurch aufmerkſam gemacht, daß von jeder Beſchädigung behördliche Anzeige gemacht wird, und daß nach Möglichkeit gegen die Perſon, welche ſolchen Schaden verurſacht, gerichtlich vorgegangen wird und dieſelbe gezwungen werden ſoll, alle erwachſende Koſten zu tragen.

Pretoria, 31. Januar 1900.

Ernſtliche Warnung.

Angeſehen, daß es trotz des ſtrengen Verbotes Seiner Geſtrengen des Kommandant-General und anderen Offizieren es ſtets vorkommt, daß vom oder zum Kommandodienſt gehende Perſonen oder auch andere fortgeſetzt aus den Eiſenbahnzügen ſchießen, ſo wird hiermit bekannt gemacht, daß das Schießen aus den Zügen oder auf den Stationen verboten iſt, und daß dementſprechend das Bahnperſonal angehalten iſt, behördliche Anzeige zu machen von Perſonen, welche aus den Zügen ſchießen und ſofort nach der nächſtzuerreichenden Stadt zu telegraphieren,

allwo die Uebertreter festgenommen und mit mindestens 5 Pfund Sterling für jeden Schuß oder nach der Sachlage mit Gefängnis bestraft werden sollen.)

* * *

In Pretoria angekommen, fand ich die Verhältnisse der Ambulanz am alten Fleck. Zu meinem großen Leidwesen hatte die belgische Ambulanz inzwischen die von mir beim Roten Kreuz-Komitee und durch viel Laufereien in den Gouvernementsbureaus bestellten Zelte, Ambulanzwägen und Zugtiere vorweggenommen; es war kein großer Vorrat mehr an Ausrüstungsgegenständen vorhanden und so bekam der Belgier, der zuerst da war, das von mir schon Zusammengestellte, durch Vermittlung eines belgischen Unterbeamten (Clerk) einfach mit. Ich hatte also alle diese Bestellungen noch einmal schriftlich einzureichen, von Kommission zu Kommission zu laufen, während ein dritter inzwischen in Pretoria zurückgebliebener Kollege der Ambulanz für die allgemeine Sache nichts gethan, im Gegenteil, sich in der deutschen Familie, die uns so freundlich empfangen, unmöglich gemacht hatte. Auch die Krankenpflegerinnen hatten sich zum Teil durch holländische Kreise, welche einem aus Indien ohne jegliche Ambulanz und Verbandmittel kommenden, holländischen Arzte das von dem französischen Roten Kreuz gestiftete, vollkommen ausgerüstete Feldlazarett zubrachten, schon fast überreden lassen, in dieses Lazarett nach dem Oranje-Freistaat (am Modderrivier) zu gehen. Ich veranlaßte daher den dritten deutschen Kollegen Dr. Tilemann, welcher die Ambulanzeisenbahnzüge von und nach Modderspruit führte, einige Pflegerinnen einstweilen nach Modderspruit mitzunehmen; zwei andere deutsche Pflegerinnen gingen auf Wunsch der medizinischen Staatskommission und des Roten Kreuz-Hauptkomitees in Pretoria in die Spitäler nach Krügersdorp und Heidelberg; die Pflegerin in Heidelberg machte sich sehr verdient. Ich machte inzwischen die Ambulanzausrüstung in Pretoria wieder fertig. — Daß es nicht uns allein so ergangen ist, kann ich aus einem Briefe, den mir später eine Schwester der russisch-holländischen Ambulanz schrieb, entnehmen; ich führe nur einige Sätze daraus an: „Wir wurden in Pretoria vom Präsidenten freundlichst empfangen; mußten dann längere Zeit auf das Gepäck von Lourenzo-Marques warten. Man muß sich selber bemühen, um einen Ort zu finden, wo die Ambulanz aufzustellen ist; dabei haben die kranken Buren an der Front Mangel an Pflege. Wir haben viel Zeit und Geld durch Zuwarten verloren. In einer anderen Ambulanz wünschte man die Hilfe der Schwestern; unsere Aerzte wünschten natürlich, uns zu behalten u. s. w."

Es fehlte eben eine einheitliche, gleichmäßige Leitung des Sanitätswesens. In diesen Tagen hatte ich Gelegenheit, mehrere

Begräbnisse von Buren, die an der Front gefallen waren, in Pretoria zu sehen. Es wurde an allen Straßenecken auf schwarzgerändertem Papier die Leichenfeier angekündigt und zur bestimmten Stunde wurde der Sarg unter Begleitung von einer größeren Anzahl berittener Buren, welche langen Trauerflor am Hute trugen über den Kirchplatz durch die Kirchenstraße zum Friedhof an der Wohnung des Präsidenten vorbeigefahren.

So sah der alte Präsident viele seiner Getreuen auf dem letzten Gange vorbeiziehen und erschien dann entblößten Hauptes vor seinem Hause, den Trauerzug feierlich begrüßend. In dem schön mit Eukalyptus und Cypressen bepflanzten, mit einfachen, weißen Steinmonumenten gezierten Kirchhofe wurde unter Absingung eines Psalmes der Verstorbene in die Tiefe gesenkt; zum Schlusse folgte Salvenfeuer über das Grab. Infolge der großen Verwandtschaft der Buren miteinander, sah man überall sowohl viele Frauen in schwarzen, einfachen Trauerkleidern, als auch Männer mit breiten, schwarzen Kreppbändern um die weichen Filzhüte oder mit solchen Kreppstreifen, welche auf die Außenseite des Aermels aufgenäht waren. — Es waren dies stumme, aber deutliche Beweise der vielen Lücken, die dieser Krieg bereits in die Familien gerissen hatte; im übrigen hörte man aber wenig Wehklagen; die Gottergebenheit und der starke Gleichmut des Buren hatte nichts zu thun mit offener Wehklage.

* * *

Hier sollen einige Todesanzeigen folgen:

Doodbericht.

Gesneuveld op 6 Januari 1900,
bij Ladysmith (Natal)
CORNELIUS DE JAGER,
Asst. Veldcornet;
FRANCOIS JACOBUS ROOS,
JACOBUS CASPARUS WILLEMSE.
FREDERIK WILLEM WAGNER,
18 Jar oud.

De Begrafenis zal plaats hebben van uit de Nederduitsch Hervormde of Gereformeerde Kerk, Kerkplein, heden (Dinsdag) 9 Januari 1900, des namiddags ten 4 ure.

Vrienden en bekenden worden beleefd uitgenoodigd de Begrafenis bij te wonen.

JOHN CLARK,
Lijkbezorger.
Struben Straat, Oost.

Pretoria, 9 Januari 1900.

* * *

Doodbericht.

Gesneuveld 26 Januari 1900,
bij Tugela (Natal)
CARLOS (CHARLES) F. W. JEPPE
oud 30 Jaren.

De Begrafenis zal plaats hebben van uit de woning van Mevrouw Fred. Jeppe, Skinnerstraat Oost, heden (Dinsdag) 30 Januari 1900, des namiddags ten 4 ure.

Alle vrienden en bekenden worden beleefd uitgenoodigd de Begrafenis bij te wonen.

JOHN CLARK,
Lijkbezorger,
Struben Straat, Oost.

Pretoria, 30 Januari 1900.

* * *

(Todesbericht.

Getötet am 26. Januar 1900 bei Tugela
Carl F. W. Jeppe, 30 Jahre alt.

Der Begräbniszug wird ausgehen von der Wohnung der Frau Fred. Jeppe, Skinnerſtraße Oſt, heute Dienſtag, den 30. Januar 1900, nachmittags 4 Uhr.

Alle Freunde und Bekannte werden gütigſt eingeladen, dem Begräbnis beizuwohnen.

Johann Clark,
Leichenbeſorger.)

* * *

Pretoria, 28 Maart 1900.

Met en gevoel van diepe smart geven wij U bij dezen kennis van het overlijden van onzen geliefden Echtgenoot en Vader,

PETRUS JACOBUS JOUBERT,
Vice-President en Commandant Generaal der Zuid Afrikaansche Republiek.

Hij ontsliep in zijene woning op Dinsdag, 27 Maart 1900, des avonds ten 11 ure, in den ouderdom van 69 jaar, 2 maanden en 7 dagen.

De Begrafenis zal plaats vinden op Vrijdag, 30 Maart 1900, op de plaats „Rustfontein", nabij Volksrust, ten ongeveer 2 uur in den namiddag, bij aankomst van den lijkstoet van af het Station.

Namens de Weduwe en Familie,
JOSUA F. JOUBERT,
ABRAHAM H. MALAN.

* * *

(Pretoria, 28. März 1900.

Mit einem Gefühle von tiefem Schmerz geben wir Ihnen anbei Kenntnis von dem Ableben unseres geliebten Ehegenossen und Vaters.

Er entschlief in seiner Wohnung am Dienstag, den 27. März 1900, Abends 11 Uhr, in dem Alter von 69 Jahren, 2 Monaten und 7 Tagen.

Das Begräbnis soll stattfinden Freitag, den 30. März 1900 auf dem Flecken Rustfontein, nahe bei Volksrust, ungefähr um 2 Uhr nachmittags, bei Ankunft des Leichenzuges von der Bahnstation. Namens der Witwe und Familie:

* * *

Die gefangenen Engländer wurden in kleinen Trupps oft mit ganz schwacher Burenbedeckung nach Pretoria eingebracht. Ich sah einmal einen jungen Buren, der kaum 20 Jahre zählte, acht Gefangene einbringen. Er war in einer festen Stellung mit einigen Kameraden von den Engländern überrascht worden; seine Kameraden waren verwundet, trotzdem gelang es ihm zum Schlusse, acht der Engländer, nachdem er die übrigen weggeschossen hatte, zum Hissen der weißen Flagge zu bringen; so war es ihm allein gelungen, diese acht Mann zu entwaffnen.

Die Gefangenen wurden mit der Bahn einige Stunden nördlich von Pretoria, in Waterval, in einem Lager zusammengebracht und dort verpflegt. Leider wurden die Wasserverhältnisse daselbst mit der Zeit sehr schlecht, so daß Typhus und Ruhr sowohl unter den Gefangenen, als auch unter den Buren manche Opfer forderten. Im Anfang hatte die Verpflegung der Kranken dort Dr. v. Gernet, ein in Pretoria ansässiger, russischer Arzt, von der medizinischen Kommission übertragen bekommen; dieser kam aber die Woche nur einigemale dorthin und war froh, als zwei liebenswürdige Aerzte (Dr. König und Mont Mollin), welche mit reichem Verbandmaterial vom Schweizer Roten Kreuze ausgesandt worden waren, ihm die Arbeit abnahmen; aber er wollte die Oberleitung behalten; das war ein Grund mit, warum die beiden Schweizer Aerzte auch nicht lange in Waterval als Assistenzärzte blieben. Diese Kollegen erzählten mir, daß dort die hygienischen Verhältnisse sehr schlecht waren, indem das Nutzwasser durch Unrat der Engländer selbst verunreinigt und dicht daneben das Trinkwasser aus Pumpbrunnen geschöpft wurde. Ein deutscher Arzt, Dr. Teufel, der mir vorher bei der Ambulanz in Glenkoe ausgeholfen hatte, übernahm später die Verpflegung im Hospital zu Waterval. Er hatte dort einen schweren ärztlichen Dienst, in welchem er selbst erkrankte. Er starb als Opfer seines Berufes am Typhus und liegt in Pretoria begraben.

Ueber 100 gefangene Offiziere wurden in Pretoria in der Staatsmodellierschule untergebracht. Sie konnten im Freien Sportspiele veranstalten. Die Bewachung derselben war im Anfange sehr mangelhaft, so daß es verschiedenen, in einer Nacht einmal sieben, in einer andern einmal zwölf, gelang, zu entkommen. Es wurde deshalb später das Straßenviereck, welches die Staatsmodellierschule umgab, halbwegs vollkommen abgesperrt. Fuhrwerke durften dort überhaupt nicht mehr vorbeifahren, die elektrischen Straßenlampen brannten während der ganzen Nacht und Schutzleute mit scharfgeladenem Gewehr hielten Wache. Trotzdem gelang es noch einigen Offizieren, unter anderen auch dem Sohne Lord Churchills, Spencer Churchill, welcher als Kriegskorrespondent der „Morning-Post“ das englische Heer begleitet hatte und südlich von Eskourt in einem entgleisten Panzerzuge von den Buren gefangen genommen worden war, durch Bestechung einer Wache zu entkommen. Spencer Churchill erzählt dies selbst in der Vorrede seines Buches: „Von London nach Ladysmith über Pretoria“.

Später wurden deshalb die gefangenen englischen Offiziere aus der Staatsmodellierschule weg nach einem elektrisch beleuchteten Barackenlager außerhalb der Stadt, im Osten, in der Nähe des Wonderboomforts, untergebracht.

Man hat viele Versuche gemacht, die gefangenen Offiziere, die den ganzen Tag in dem Garten der Staatsmodellierschule auf und ab spazierten, zu photographieren; aber alle Versuche mißlangen; denn sobald die Engländer sahen, daß jemand in verdächtiger Weise vor dem Eisengitter des Gartens stehen blieb, oder am Ende gar einen Kodak sehen ließ, so zeigten sie sofort ihre Kehrseite und warfen auch mit Steinen heraus. Einem Bekannten von mir ist aber trotzdem dieses Amateur-Attentat zweimal gelungen; das erste Mal photographierte er sie aus dem Gebüsche eines gegenüberliegenden Privatgartens heraus, wobei ich ihm die störenden Baumzweige vor der Linse unauffällig entfernte; das andere Mal mietete er eine Droschke und ließ dieselbe an dem benachbarten Krankenhaus vorfahren; der wachhabende Schutzmann fragte natürlich den wagenlenkenden Kaffern, auf wen er warte; derselbe mußte antworten: »Ick wacht voor den Dokter« und während dieser Zeit machte der Attentäter durch einen Schlitz des herabgelassenen Vorhanges die Aufnahme. Vollkommen befriedigt rollte er dann mit seinem Wagen wieder von dannen. —

Der Gesundheitszustand der gefangenen englischen Offiziere war vorzüglich. Die Verköstigung derselben wurde sehr oft durch einen Abgeordneten der transvaalischen Regierung beaufsichtigt, außerdem erhielt die fortwährende Bewegung in frischer Luft die Gefangenen gesund.

Kapitel XI.

Transport der Ambulanzgüter nach Elandslaagte und Modderspruit. — Typhus und Ruhr in Rietfontein. — Die Fahrt über den Klipriver nach Colenso. — Kommandant Richiardi. — Die ersten englischen Granaten bei der Zoutpansbergposition.

In diesen Tagen erhielt ich noch fünf Reitpferde für die Ambulanz und so konnte die Verladung der Ambulanzwagen und des Gepäckes auf die Bahn nach Modderspruit unter Beihilfe von sechs Kaffern vor sich gehen. Es ist unglaublich, wie viel Geduld ein solcher Transport beansprucht; ich habe schon im Jahre 1897 im griechischen Feldzug bei den Türken Warten gelernt, aber mehr noch als das türkische Jawasch! Jawasch! (Langsam! Langsam!) kann einem das afrikanische »Wacht—een—bitje« die Geduld bis zum Aeußersten spannen. Je mehr man sich ärgert und je schneller man nach europäischen Begriffen vorwärtskommen will, desto schlechter geht es und desto leichter geht das ganze Unternehmen in die Brüche. Es gibt nur ein Mittel unter der heißen Sonne Afrikas und das heißt „Warten mit Geduld und selbst handeln"; dabei muß man alles Mögliche als Privatdozent nebenbei noch selber lernen: englisch sprechen, afrikanisch praten, Kaffern schimpfen, Maulesel einfangen (was sehr gefährlich ist), reiten, mit trockenem Kuhmist Feuer machen u. s. w., kein Wunder, wenn dabei der ganze europäische Schliff über Bord geworfen werden muß; denn mit dem kommt man in Afrika nicht weiter.

Unter solchen Reflexionen und manchen Gedanken an die liebe Heimat mit ihren wohlgeordneten Verhältnissen, unter großer, afrikanischer Sonnenglut, wo an Stelle des guten Münchener Bieres der Wassersack mit seinem trüben Inhalt treten mußte, kamen wir in Elandslaagte mit all dem Gepäck an und waren froh, daß von unseren Ambulanzgütern auf der weiten Reise auch nicht ein einziges Stück verloren gegangen war; denn Güter der Ambulanz sind unterwegs manchen Angriffen von Seite derer ausgesetzt, die ahnen können, daß unter denselben vielleicht eine Kiste Wein oder Whisky verborgen ist. Eine kleine Lüge erlebte ich hiebei noch von seiten eines alten, graubärtigen Buren vom Kriegskommissariat, der mir sicher versprach einen Weißen als Mauleseltreiber an den Bahnhof zu schicken. Maulesel sind sehr schwer zu treiben; die Kaffern fürchten sie. Der Treiber kam aber nicht, wurde überhaupt nicht nachgeschickt. Zum Glück konnte einer unserer Krankenpfleger damit umgehen.

Von verschiedenen Buren, die mit uns dieselbe Strecke fuhren, wurden wir Aerzte öfters wegen Erkrankungen auf der Reise in Anspruch genommen, und so hatten wir Gelegenheit, unterwegs schon mehrmals thätig zu sein. Man brachte in Elandslaagte eben die Leichen mehrerer Buren zur Bahn, welche in den Kämpfen am oberen Tugela gefallen waren; sie waren durch den Kopf oder durch den Bauch geschossen. Einen merkwürdigen Glücksschuß mit schlitzförmig kleinem Ein- und Ausschuß behandelte ich auch hier ambulant bei einem jungen Buren; der Schuß ging rechts am Hals seitlich hinein, links hinten am Schulterblatt heraus; die Wunden waren innerhalb weniger Tage gut verklebt; der Verletzte kam wohlgemut, ohne Schmerzen, selbst zu mir zum Eisenbahnwagen, um sich frisch verbinden zu lassen. —

Elandslaagte liegt in einer leicht welligen, fast baumlosen, reich mit Termitenhügeln besäten, von ausgetrockneten Wasserrinnen durchfurchten Fläche, wo die beiden großen Straßen von Natal herauf nach Dundee einander näher kommen. Eine solche Straße nach afrikanischen Begriffen ist eine unebene, teilweise morastige Bahn, welche durch die grasreiche Steppe, durch den Sonntagsfluß ziemlich geradlinig, weithin sichtbar, trostlos und öde dahinzieht. Die Spuren der schweren Ochsenwagen sind auf der Fläche in großer Breite sichtbar; wenn eine Stelle durch Wasser oder Erdfurchen unwegsam geworden ist, macht sich der Bure daneben eine neue Bahn. Im Westen von Elandslaagte liegen in der Ferne die zackigen Höhen der Drakensberge, welche einige Ausläufer herüberssenden. Neben der Bahnstation liegen mehrere Blechhäuser, die Proviantmagazine der Buren, wo ein reges Treiben herrscht, und weiter nach Westen die wenigen Häuser um eine Kohlenmine. Hier müssen alle Wagen und Tiere von der Bahn abgeladen werden; es ist die Endstation für das schwere Gepäck und die Wagen. Zahlreiche Kommandos sammeln sich hier, um nach der Front weiterzureiten.

Das Ausladen der Tiere macht viel Arbeit und muß von uns selbst besorgt werden. Noch am gleichen Tage ziehen wir, nachdem das Geschirr der Wägen geordnet war, nach Modderspruit über Nicholsons-Nek, wo die Buren am 30. Oktober 1899 1300 Engländer abgefangen haben. Es ist dies eine flache Einsenkung auf den Ausläufern der Drakensberge im Westen. —

Viele vertrocknete Pferdeleichen, über denen noch die Aasgeier ihre Kreise in den Lüften ziehen, viele zertrümmerte Ueberreste der früheren Lagerstätten zeigen uns den Weg. Die untergehende Sonne vergoldet die Berge am fernen Horizont und tiefblauer, wolkenloser Himmel breitet sich über das weite, stille Feld aus. (Siehe Bild Seite 140.)

Gerade mit einbrechender Dunkelheit, die in dieser Gegend ganz unerwartet rasch den Tag verdrängt, gelangen wir nach Modderspruit, wo wir neben der Bahnlinie unsere Zelte aufschlagen. —

Noch am Abend ritt ich zum zweiten Mal zur holländischen Ambulanz auf der mir schon bekannten nahen Farm Rietfontein hienüber, wo die drei vorausgereisten Krankenpflegerinnen von uns einstweilen untergebracht waren. Doch waren dieselben für unser Zeltleben nicht sehr eingenommen und entschlossen sich, am nächsten Morgen nach Pretoria zurückzureisen. Sie gingen dann zu dem schon oben erwähnten, holländischen Hospital am Modderrivier bei Kroonstad. Meine anfängliche Enttäuschung wurde gar bald durch Genugthuung ersetzt, indem ich einsehen

Elandslaagte nach Norden.

lernte, daß ein weiteres Umherziehen mit Krankenpflegerinnen dicht hinter der Front mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten verknüpft war.

Eine weitere unangenehme Erfahrung mußte ich hier noch mit einigen Ausländern machen, welche, ohne krank zu sein, die Ambulanzzelte häufig mit Besuchen beehrten um auf Kosten der Ambulanz zu leben. Manche Flasche Wein, manches notwendige Küchengerät ging dabei verloren. Es waren dies die Tage nach den Gefechten am Spionkop (23.—25. Jan. 1900), da trieben sich viele hier hinter der Front herum, während sie doch am nördlichen Ufer des Tugela so nötig gewesen wären.

Ich glaubte, daß südwestlich von Ladysmith unsere Hilfe am notwendigsten wäre und beschloß, mit einem leichten Ambulanzwagen dorthin vorzugehen und zwei Wärter mit dem großen Gepäck bei Modderspruit auf meine weitere Bestimmung warten

zu lassen. Südlich von Ladysmith, bei Colenso, war auch das Zoutpansberg-Kommando wieder zu finden, wohin ich in der letzten Woche meinen Kollegen geschickt hatte. Mit diesem mußte ich wieder Fühlung bekommen.

Am nächsten Morgen in aller Frühe um vier Uhr hieß es daher einspannen; aber unsere Kaffern waren sorglos gewesen und hatten die Tiere über Nacht nicht in der Nähe der Wagen neben den Pferden angebunden. Wir standen daher bei aufgehender Sonne ratlos ohne Zugtiere da, ich glaubte schon alles verloren. Allein ganz merkwürdig rasch fanden die Kaffern mit ihren scharfen Augen bald heraus, daß weit weg auf der baumlosen Fläche am Horizont, in nebliger Ferne, Tiere zu sehen seien; dorthin waren sie nach Wasser gezogen. Einer der Kaffern schwang sich auf ein ungesatteltes Pferd und in einer halben Stunde kam er mit der Herde von Ochsen und Mauleseln herangetrollt.

Als wir mit dem Einspannen fertig waren, brachte man eben einen Trupp gefangener Engländer ein, unter denen auch einige Verwundete waren; sie kamen aus den Gefechten am oberen und mittleren Tugela und wurden in die Farm Rietfontein zur holländischen Ambulanz gebracht. Die Gefangenen sahen schrecklich aus; über und über mit Schmutz bedeckt, in vielfach zerrissenen Khakiuniformen legten sie sich, ermattet von der langen Fußwanderung, am Eingang zum Garten der Farm einfach auf den feuchten Steppengrund nieder. Man konnte sich keine Vorstellung machen, daß dies Soldaten Englands seien.

Gleichzeitig mit diesen Engländern kam auch ein Bure von 18 Jahren, J. J. Pinaar aus Johannesburg, in der Farm an, (auch aus den Gefechten am Tugela), mit einem schweren Schuß am linken Unterarm; er hatte viel Blut verloren und war notdürftig verbunden. Der Einschuß war klein, dagegen hatte beim Ausschuß das Geschoß fast sämtliche Weichteile des Unterarmes (Muskeln und Haut) in Fetzen losgerissen, die Knochen aber waren unverletzt. Nach seiner Angabe war er aus nächster Nähe geschossen worden; er hatte einem verwundeten, am Boden liegenden Tommy*) auf sein Verlangen nach Wasser zu trinken geben wollen; als sich der Bure ihm näherte erhielt er von ihm den Schuß. Das Bild auf Seite 142 zeigt die Straße, die im Norden von Ladysmith über Aktonhomes, Potgieterfarm nach Modderspruit in östlicher Richtung vom oberen Tugela kommt. Der Eingang zum Garten der Rietfonteiner Farm ist sichtbar. Vor demselben stehen einige Ambulanzleute (Ambulanzkerels, wie sie der Bure nennt), und der junge Pinaar mit dem Arm in der Schlinge. Daneben

*) Tommy (Thomas) Atkins (ein Eigenname) heißt der Engländer die gemeinen Soldaten in der Umgangssprache.

halten zwei Ambulanzwägen mit je vier bis fünf Paar Maulesseln welche das über und über besetzte holländische Spital entlasten und eine große Anzahl Typhuskranke auf die Eisenbahnendstation Modderspruit bringen sollen. Die Kranken werden von hier durch einen von unserem Kollegen Dr. Tilemann beaufsichtigten Ambulanzzug nach Pretoria evakuiert.

Mangel an gutem Trinkwasser war die Ursache der Seuche. Ich war froh, aus dem Blechfaß, welches das Regenwasser von

Ambulanzwagen der Buren auf der Farm Rietfontein.

dem Dache aufbewahrte, noch etwas zu bekommen. Außerdem mußten wir uns mit abgekochtem Wasser mit Thee begnügen.

Modderspruit, war ein wirkliches Sumpfloch zwischen Lombardkop und Nicholson-Nek im Norden, wo der Modderspruit aus dem morastigen Boden als trübe, braune Brühe, fast ohne Strömung, herauskommt um nach Südosten zum Klipriver abzufließen.

Am Tage war es drückend schwül, nachts empfindlich kühl, dazu kam die große Ansammlung von Menschen, die Ueberreste und der Unrat der Lagerstätten. Da ist es ganz erklärlich, daß sich hier die Brutstätten für eingeschleppte Seuchen bildeten.

Eine unglaubliche Menge von Fliegen, die jedes zum Munde geführte Stückchen Fleisch sofort besetzten, trugen das ihre dazu bei, faulige Stoffe von und zum Krankenhaus auf der Rietfonteiner Farm zu tragen.

Ich war daher froh, aus dieser Gegend fortzukommen, um so mehr, als dort kein Ort der Thätigkeit war.

Vor unserer Weiterfahrt frugen uns natürlich viele, wohin wir zögen. Da erinnere ich mich noch deutlich eines jungen

Johannesburgers zwischen 20 und 30 Jahren mit rotblonden Haaren und Spitzbart, der ohne Gewehr in der Nähe des Proviantlagers war. Er sprach rein deutsch, fast ohne Dialekt, war fein in Khaki und Reitstiefeln gekleidet. Er meinte, es sei nicht zu raten mit der Ambulanz so weit nach Colenso sich vorzuwagen; die Engländer hätten sehr gute Stellungen südlich vom Tugela erlangt, die Buren hätten keine Lust mehr, nach den wochenlangen Kämpfen am oberen Tugela weiterhin Widerstand zu leisten und viele Kommandos gingen zurück. Auch der Long Tom, das schwere Posttionsgeschütz vom Lombardkop, werde in die Biggarsberge nach Norden zurückgebracht, General Joubert habe seine Frau aus dem Lager entfernt u. s. w. Thatsächlich herrschte damals eine Stille in dem ganzen Lager; nach den Gefechten am Spionskop hörte man gar nichts mehr über das Verbleiben der Engländer, man erfuhr nur, daß das Artilleriefeuer am mittleren Tugela fortdauere. Von den Plänen der Buren war überhaupt nichts zu erfahren. Es hieß, man lasse die Tommies an die festen Stellungen nördlich vom Tugela anlaufen und schlage sie überall zurück.

Nur das Eine war mir klar, daß es südlich von Ladysmith noch einmal zum entscheidenden Schlag kommen müsse, da konnten wir nötig sein. Sollte inzwischen Ladysmith fallen — es wurde dies von den Buren täglich erwartet, weil während des Tages dort unten in den englischen Schanzen immer Totenstille herrschte, kein Rekognoszierungsballon mehr aufstieg, aber des Nachts über beständig Notsignalraketen aufstiegen und der Scheinwerfer in der Richtung gegen Süden hin zu General Buller arbeitete — so hoffte ich auch da Arbeit zu finden. Ich lachte daher dem Johannesburger ins Gesicht und schüttelte den Kopf. Bald darauf sahen wir wieder vom Lombardkop den weißen, dicken Rauch aufsteigen, dem Kanonendonner folgte, ein Beweis, daß die Buren wieder den regelmäßigen Morgengruß nach Ladysmith sandten; das bestärkte mich in meinen Plänen und wohlgemut fuhren wir nach Colenso mit einem leichten Ambulanzwagen, vier Mauleseln, zwei Reitpferden, drei Zelten, den nötigen Verbandmitteln und spärlichem Mundvorrat für acht Tage; das andere sollte ja nachkommen. In südöstlicher Richtung ging es mit dem schnellen Gang der Maulesel rasch hinter dem Lombardkop herum. Dort lag noch das Hauptlager Jouberts wie früher in friedlicher Ruhe.

Auf der Fahrt mußte ich noch öfter an den Johannesburger denken. Hatte er es ehrlich gemeint? Stand es wirklich so schlecht um die Buren? War es keiner von denen, die gerade in Johannesburg es nicht ungern sahen, wenn einmal die Engländer kämen und Ordnung in die Lage brächten!

Die Buren hatten verschiedene in Johannesburg von der Ausweisung zu Beginn des Krieges verschont und zu

halten zwei Ambulanzwägen mit je vier bis fünf Paar Maulesseln welche das über und über besetzte holländische Spital entlasten und eine große Anzahl Typhuskranke auf die Eisenbahnendstation Modderspruit bringen sollen. Die Kranken werden von hier durch einen von unserem Kollegen Dr. Tilemann beaufsichtigten Ambulanzzug nach Pretoria evakuiert.

Mangel an gutem Trinkwasser war die Ursache der Seuche. Ich war froh, aus dem Blechfaß, welches das Regenwasser von

Ambulanzwagen der Buren auf der Farm Rietfontein.

dem Dache aufbewahrte, noch etwas zu bekommen. Außerdem mußten wir uns mit abgekochtem Wasser mit Thee begnügen.

Modderspruit, war ein wirkliches Sumpfloch zwischen Lombardkop und Nicholson-Nek im Norden, wo der Modderspruit aus dem morastigen Boden als trübe, braune Brühe, fast ohne Strömung, herauskommt um nach Südosten zum Klipriver abzufließen.

Am Tage war es drückend schwül, nachts empfindlich kühl, dazu kam die große Ansammlung von Menschen, die Ueberreste und der Unrat der Lagerstätten. Da ist es ganz erklärlich, daß sich hier die Brutstätten für eingeschleppte Seuchen bildeten.

Eine unglaubliche Menge von Fliegen, die jedes zum Munde geführte Stückchen Fleisch sofort besetzten, trugen das ihre dazu bei, faulige Stoffe von und zum Krankenhaus auf der Rietfonteiner Farm zu tragen.

Ich war daher froh, aus dieser Gegend fortzukommen, um so mehr, als dort kein Ort der Thätigkeit war.

Vor unserer Weiterfahrt frugen uns natürlich viele, wohin wir zögen. Da erinnere ich mich noch deutlich eines jungen

Johannesburgers zwischen 20 und 30 Jahren mit rotblonden Haaren und Spitzbart, der ohne Gewehr in der Nähe des Proviantlagers war. Er sprach rein deutsch, fast ohne Dialekt, war fein in Khaki und Reitstiefeln gekleidet. Er meinte, es sei nicht zu raten mit der Ambulanz so weit nach Colenso sich vorzuwagen; die Engländer hätten sehr gute Stellungen südlich vom Tugela erlangt, die Buren hätten keine Lust mehr, nach den wochenlangen Kämpfen am oberen Tugela weiterhin Widerstand zu leisten und viele Kommandos gingen zurück. Auch der Long Tom, das schwere Positionsgeschütz vom Lombardkop, werde in die Biggarsberge nach Norden zurückgebracht, General Joubert habe seine Frau aus dem Lager entfernt u. s. w. Thatsächlich herrschte damals eine Stille in dem ganzen Lager; nach den Gefechten am Spionskop hörte man gar nichts mehr über das Verbleiben der Engländer, man erfuhr nur, daß das Artilleriefeuer am mittleren Tugela fortdauere. Von den Plänen der Buren war überhaupt nichts zu erfahren. Es hieß, man lasse die Tommies an die festen Stellungen nördlich vom Tugela anlaufen und schlage sie überall zurück.

Nur das Eine war mir klar, daß es südlich von Ladysmith noch einmal zum entscheidenden Schlag kommen müsse, da konnten wir nötig sein. Sollte inzwischen Ladysmith fallen — es wurde dies von den Buren täglich erwartet, weil während des Tages dort unten in den englischen Schanzen immer Totenstille herrschte, kein Rekognoszierungsballon mehr aufstieg, aber des Nachts über beständig Notsignalraketen aufstiegen und der Scheinwerfer in der Richtung gegen Süden hin zu General Buller arbeitete — so hoffte ich auch da Arbeit zu finden. Ich lachte daher dem Johannesburger ins Gesicht und schüttelte den Kopf. Bald darauf sahen wir wieder vom Lombardkop den weißen, dicken Rauch aufsteigen, dem Kanonendonner folgte, ein Beweis, daß die Buren wieder den regelmäßigen Morgengruß nach Ladysmith sandten; das bestärkte mich in meinen Plänen und wohlgemut fuhren wir nach Colenso mit einem leichten Ambulanzwagen, vier Mauleseln, zwei Reitpferden, drei Zelten, den nötigen Verbandmitteln und spärlichem Mundvorrat für acht Tage; das andere sollte ja nachkommen. In südöstlicher Richtung ging es mit dem schnellen Gang der Maulesel rasch hinter dem Lombardkop herum. Dort lag noch das Hauptlager Jouberts wie früher in friedlicher Ruhe.

Auf der Fahrt mußte ich noch öfter an den Johannesburger denken. Hatte er es ehrlich gemeint? Stand es wirklich so schlecht um die Buren? War es keiner von denen, die gerade in Johannesburg es nicht ungern sahen, wenn einmal die Engländer kämen und Ordnung in die Lage brächten!

Die Buren hatten verschiedene in Johannesburg von der Ausweisung zu Beginn des Krieges verschont und zu

ihrer eigenen Truppe kommandiert, die später, als die Engländer in der Nähe waren, mit diesen sofort gemeinsame Sache machten und ihre Häuser beim Einzug der Engländer mit englischen Flaggen über und über behingen; sogar ihre Kinder mußten recht auffallend in englischen Farben gekleidet auf der Straße erscheinen. Solchen Kameraden verdankten die Buren wahrscheinlich die Explosion der Bombenfabrik in Johannesburg und noch viel mehr. Ich sah diese Verhältnisse mit eigenen Augen in Johannesburg später, als die Engländer da waren. Ich sah damals auch in Johannesburg, in Gesellschaft von englischen Offizieren, mit seinem Wagen, guten Pferden einen graubärtigen Westfalen umherkutschieren, der mit uns auf dem „Herzog" nach Durban gefahren war. Er fiel mir schon damals durch seinen Umgang mit dem englischen Richter von Sansibar auf, der auch nach Port Natal reiste. Der Westfale gab an, daß er wegen Kohlenminen nach Natal gehe. Gehörte er, wie jener junge Johannesburger, zu einer Gattung? Möglich!

Mit solchen Gedanken über die Zufälligkeiten im Leben kamen wir südöstlich von Ladysmith bei einer verlassenen, aber noch gut erhaltenen Farm vorbei. Die Gegend war herrlich, Feigenbäume, Weinreben gediehen im schönen Garten, der von Pfirsichbäumen, Eukalyptus und Mimosen umzäunt war. Hier mußten wir ein Querscheit unseres Wagens notdürftig ausbessern, weil die wilden Maulesel dasselbe abgerissen hatten. Totenstille herrschte in dem kleinen, öden Farmhause, das auf einer Anhöhe am Abhange des Klipriver lag.

Dann ging es über eine von den Buren während der Belagerung gut gebaute Holzbrücke südlich von Ladysmith in südwestlicher Richtung weiter über den Klipriver. Am jenseitigen Ufer machten wir Mittagsrast, die ich zu einem Bade benützte. Die Ufer sind tief eingeschnittener Lehmgrund, der Fluß hat langsamen Lauf, seine trüben Fluten von brauner Farbe waren nicht gerade einladend zum Baden; aber die große Hitze machte eine Abkühlung zum Bedürfnis. An dieser Stelle war das Wasser nicht ganz mannstief und fiel über eine schwarze Schieferwand in einer Stromschnelle herab. Solche Steinbänke wurden als Furten benützt.

Eine halbe Stunde oberhalb, da wo der Fluß durch zwei Kopjen eingeengt war, hatten die Buren durch Hunderte von Kaffern gerade damals den Fluß mit Sand- und Zementsäcken abdämmen lassen, um mit Beginn der Regenzeit die in den Ufern des Flusses in Ladysmith vor den Burenbomben Schutz findenden englischen Soldaten aus ihren Erdhöhlen durch Ueberschwemmung herauszutreiben. Aber zum Ersten kam der gewöhnlich am Ende des Sommers einsetzende, große Regen diesmal später und zum Zweiten hatte der Klipriver den Damm schon vorher selbst zerstört.

General Joubert hatte merkwürdigerweise dem englischen General vor Anlegung des Dammes mitteilen lassen, er möge das neutrale Hospital- und Frauenlager (Intombi Camp, nach dem gleichnamigen Spruit benannt) aus dem Ueberschwemmungsgebiet des Klipriviers auf die Höhe verlegen. Merkwürdig bleibt es auch, warum er überhaupt eine solche neutrale Stätte, die natürlich nie von den Buren beschossen wurde, innerhalb des Belagerungsgürtels gestattete. Die Buren verließen sich wohl darauf, daß die Engländer diese Neutralität streng wahrten. Einmal haben sie einen Eisenbahnzug, der von Ladysmith nach diesem Lager fahren wollte, vom Lombardkop aus zusammengeschossen. Ich habe die Trümmer selbst am Eisenbahndamm dort liegen sehen. Ob aber die englischen Soldaten nicht des Nachts durch die vielen Hohlwege dieser Gegend zum neutralen Lager und zurück wanderten, ließ sich doch wohl schwer bestimmen. Jedenfalls war dies ein klarer Beweis für die humane Kriegsführung der Buren Frauen und Kranken gegenüber.

Nach der Mittagsrast, während welcher uns die Kaffern etwas Thee mit Brot und Pfirsichkonserven in Zinnbüchsen zurichteten, die Maulesel auf der dürren Steppe einiges Futter suchten, wurde wieder eingespannt und weiter ging es durch die freie Fläche, welche südlich von Ladysmith auf mehrere Stunden im Umkreis sich ausdehnt. Eine Ruhe herrschte in dieser menschenleeren Gegend, bei welcher niemand auch nur ahnen konnte, daß man in nächster Nähe des Kriegsschauplatzes sich befand. Auch nicht auf den Bergen am Tugela, weiter südlich, welche die Ebene um einige hundert Meter überragten, konnte man etwas Auffälliges, welches auf Anwesenheit von Menschen oder Pferden schließen ließ, wahrnehmen. Man hatte das Gefühl, wirklich ganz allein zu sein, nur auf sich selbst in einer weiten Welt angewiesen, und doch hatten auf all diesen Höhen die Buren ihre Beobachtungsposten (Brandwachten). Hinter den ersten Höhen kamen wir zur nächsten Eisenbahnstation südlich von Ladysmith bei Pieters (es ist die Bahn von Harrysmith über Ladysmith, aus dem Freistaat nach Natal). Auch diese hatten die Buren besetzt und benützten eine Lokomotive und einige Wagen zum Transport nach der Eisenbahnbrücke bei Colenso. In Pieters war auch noch eine Burenambulanz, die südlichste, unter Dr. van den Merwe von Krügersdorp, einem liebenswürdigen afrikanischen Kollegen, mit welchem ich später in Krügersdorp zusammen arbeiten sollte, ohne daß ich damals eine Ahnung davon hatte. Von Pieters wandte sich unser Weg bergan, rein südlich zwischen hohen Kopjen hindurch (Pietershill westlich, Bartonhill östlich), die einige Wochen später von den irischen Dubliner Füsilieren unter General Barton mit aufgepflanztem Bajonett, aber fast ohne Wider-

stand genommen wurden. Der Weg wurde bald so eng, daß zwischen den steinigen, mit Buschwald bewachsenen Höhen nur Raum für die schlechte Straße blieb, die sich dann rasch durch eine steile Schlucht zum Ufer des Tugela an dem hölzernen Steg und der eisernen Eisenbahnbrücke, den Blechdächern des armseligen Colenso gegenüber, herabsenkte.

Hier am Fuße eines steinigen Hügels waren die Zelte des italienischen Kommandanten Richiardi, wo wir gastliche Aufnahme fanden. Obwohl ich durch den langen Ritt ermüdet war, blieben wir mit dem italienischen Korps, bei dem auch mehrere Deutsche waren, noch lange bis tief in die Nacht hinein sitzen und plauderten über die neuesten Nachrichten, auf die wir schon lange gewartet hatten.

Hier draußen im Felde erfährt man, wenn man nicht gerade selbst dabei ist, viel weniger über die wichtigsten Ereignisse vom Kriegsschauplatz, als man denken sollte.

Richiardi hatte nämlich eine fliegende Kolonne der verwegensten Leute gebildet, die zu den kühnsten Unternehmungen fähig waren. Nur solche Leute konnte er brauchen, die als Scouts allein oder in kleinen Gruppen bis dicht an die feindlichen Vorposten heranritten, Umschau hielten, vielleicht auch eine exponierte englische Wache angriffen und aufhoben und ebenso rasch wieder verschwanden. Es waren auch Leute in Khaki dabei, die fließend englisch sprachen, spät am Abend nach Colenso und weiter südlich vorgingen, sich gelegentlich zu den Engländern gesellten und mit wichtigen Nachrichten wieder heimkamen. Dem General Botha hatte der Kommandant Richiardi schon manchen guten Dienst erwiesen. Richiardi kam gerade an dem gleichen Abend wie wir in sein Lager zurück voll Wut und Aerger und schimpfte in seiner italienischen Heftigkeit über die Lässigkeit der Buren, welche die Höhen südlich von Colenso, Hussar Hill, heute am 10. Februar schlecht besetzt hatten, so daß die Engländer von Chieveley Camp aus südlich und östlich von Colenso gute Stellungen hatten einnehmen können. Die Buren wußten doch von der ersten Schlacht bei Colenso, am 15. Dezember 1899, her, wie wichtig gerade diese Positionen waren. Fast ohne Kampf und ohne Grund hatten sie jetzt die Höhen preisgegeben. Aber gegen die Starrköpfigkeit der Buren war nichts zu machen; sie wollten den Feind an das nördliche Ufer des Tugela herankommen lassen und dann »lekker*) Engelsche schieten«.

Richiardi beschloß daher, am nächsten Morgen mit den Seinen die aufgegebenen Positionen wieder zu besetzen. Eine wohlaufbewahrte Flasche Champagner, nebst kohlensaurem Wasser aus Sodorkapseln bereitet, besiegelte den Entschluß. Jeder

*) »Lekker« heißt der Bur alles, was ihm angenehm ist: ein »lekker« Pferd, ein »lekker« Essen, »lekker« reiten, gleichbedeutend mit unserem deutschen „fein".

von uns reichte seinen emaillierten Blechbecher und bekam eine kleine Portion des seltenen Trankes.

Ohne eine solche Blechtasse ist man in Transvaal arm daran; daraus trinkt man Wasser, Kaffee oder was man sonst bekommt.

Am nächsten Morgen, als wir mit Morgengrauen auf unseren Matratzen erwachten, waren auch wirklich die Italiener schon auf und davon. In dem Zelte sah es schrecklich bunt aus; ich hatte Not, aus all den Decken und Polstern meine sieben Sachen wieder herauszusuchen. —

Meine liebe Tasse aber von gestern abend und mein Eßbesteck fand ich nicht mehr; sie waren vielleicht „Beut' gemacht", wie hier im Felde der beschönigende Ausdruck dafür lautet, wenn ein anderer findet, daß er solche Gegenstände auch brauchen kann. Ich gönnte sie ihm; aber wenn ich nur ein paar andere noch gehabt hätte! Die Ambulanzen sind nicht immer so reich, daß man bei ihnen alles borgen kann! —

Mein Kollege hatte sich mit etwas Verbandzeug den Scouts angeschlossen; ich aber hatte an den Abenteuern derselben keine besondere Freude; bevor er ging, machte ich mit ihm aus, daß wir uns beim Zoutpansberg-Kommando, das ich aufsuchen wollte, wieder zusammenfinden sollten. — Die Maulesel mit Ambulanzwagen ließ ich einstweilen bei einem Kaffern in Richiardis Lager zurück.

Das Auffinden der Kommandos ist nicht so leicht in dieser steinigen, wegarmen Gegend; die einzelnen Buren, denen man begegnet, wissen die Lager der verschiedenen Kommandos auch nicht immer genau; diese wechseln oft sehr rasch mit ihren Pferden den Ort, sind weit in der langen Front ausgezogen; dazu kommt noch, daß die Wegangaben, die man von den Buren bekommt, ähnlich wie bei unseren Gebirgsbewohnern, oft so eigentümlicher Natur sind, daß sich nur der Eingeweihte darnach, dann aber auch ganz genau und gut, richten kann. Der Bur hat ein ungemein scharfes Auge, gewöhnt an den Ausblick in die weite, endlose Steppe, prägt sich die Form der Berge am Horizont, ihre Farbe genau ein und diese sind ihm seine Wegweiser; er kennt nur wenig geographische Namen, spricht von rooirandje, wenn eine flache, kantige Erhebung die rotbraune Erde zeigt, Klipkopje, Bushrand, Groenheuvel (grünem Hügel), Platrand u. s. w.

Daher kommt es auch, daß in den verschiedensten Gegenden die gleichen Namen immer wieder vorkommen. Die Entfernung von dem ersten solchen Hügel zum zweiten Rand schätzt er immer in Stunden zu Pferd; ein anderes schnelles Verkehrsmittel kennt ja der Bur für gewöhnlich nicht. —

Ich erfuhr also, daß das Zoutpansberg-Kommando etwa zwei Stunden zu Pferd nach Westen am mittleren Abschnitt des Tugela läge, und machte mich auf meinem Braunen, am

nächsten Morgen schon frühzeitig auf den Weg, der anfangs als gute Straße längs des Tugela stromaufwärts ging.

Der Tugela ist ein Fluß mittlerer Größe, wie unser Main, und macht, gerade wie dieser, dicht oberhalb Colenso zwei und unterhalb eine große Biegung nach Süden. Dieser Verlauf, seine abschüssigen Ufer und durch Schieferwände bedingten Stromschnellen machten den Engländern ungeheure Schwierigkeiten in dem gebirgigen Gelände. Seine rotbraunen Fluten hätten erzählen können, mit welchen Anstrengungen die Briten während des Januar 1900 auf fast bodenlosem Untergrund bei strömendem Regen von Freere über Chieveley nach Spearmans Camp mit Tausenden von Wagen stromaufwärts zogen, eine eigene Feldbahn dorthin bauten, um die Schiffskanonen vorzuschieben. Sie glaubten nach der unglücklichen Schlacht vom 15. Dezember 1899 bei Colenso, die Tugelastellung der Buren westlich umgehen zu können. Mit mehr als einem Dutzend Pontonbrücken kreuzten sie die steilen Flußufer, gingen bei Nacht und Nebel, Mann für Mann sich die Hände reichend, auf den steilen Wasserwänden über den Tugela. Am Spionkop aber trafen sie, anstatt auf den rechten feindlichen Flügel, auf eine ungemein feste Frontstellung, wurden wieder zurückgetrieben (am 24. Jan. 1900) und erreichten in kläglichem Zustande das südliche Ufer. Botha konnte seine Leute nicht folgen lassen, weil sie zu müde waren; er hatte ja keine frische Reserve. Nur dem Umstand allein verdanken es die Engländer, daß sie, mit der ihnen innewohnenden eisernen Zähigkeit und Willenskraft den Brakfonteiner Höhen und Vaal Krantz gegenüber (am 20., 22. Januar und 6., 7., 8. Februar) den Uebergang am mittleren Tugela wieder mit frontalem Angriff versuchen konnten. Ueber 60 Feuerschlünde spieen während dieser Wochen vom frühen Morgen bis spät in die Nacht unter schrecklichem Getöse ihren eisernen Inhalt und gelben, stinkenden Lyddidampf vom Spearmans Hill, Mount Alice, Zwaartkop vergeblich auf die obengenannten Höhen des nördlichen Tugela-Ufers. — Die Buren saßen ganz wohlgemut und ruhig in ihren vorzüglich ausgearbeiteten Verschanzungen und Laufgräben, die sie durch Dorngestrüpp und Felsen bis zur Unkenntlichkeit maskierten. Wieder war der Angriff abgeschlagen worden und die meisten auf Burenseite glaubten, daß Sir Redvers Henry Buller, die Vergeblichkeit seiner Bemühung einsehend, nach dem Süden abziehen werde; daß er nochmals bei Colenso, wo er bereits auf das Haupt geschlagen war, angreifen werde, daran dachten nur wenige. Ich habe die Buren öfters auf diese Möglichkeit vor Bullers endgültigem Rückzug aufmerksam gemacht, da schüttelten aber die meisten ungläubig lachend die Köpfe, und gerade diese Sorglosigkeit, die zu spät versuchte Verstärkung des linken, östlichen Flügels gab einer

umfassenden Bewegung der Engländer nur zu bald den Erfolg. „Laßt nur die Englischen kommen, wir werden sie schon zurückschlagen", war immer die Antwort der Buren. —

Es war ein herrlich klarer Morgen, wie die letzten Wochen fast täglich, und freute ich mich so recht, einmal ganz allein hinaus ins Feld reiten zu können.

Nachdem ich ungefähr zwei Stunden bergauf und bergab geritten war, machte ich die Wahrnehmung, daß drei Buren denselben Weg rasch hinter mir dreingeritten kamen. Es stellte sich heraus, daß sie zum Zoutpansberg-Kommando gehörten und eben auf dem Heimweg begriffen waren. Ich machte mich mit ihnen bekannt, da wir ja das gleiche Reiseziel hatten. Von ihnen erfuhr ich, daß sie vom jenseitigen Ufer des Tugela, südlich von Colenso, kamen, wo die Buren, die Heidelberger und die Zoutpansberger, nur mit zwei Mann Verlust verschiedene Positionen aufgegeben hatten. Auf meine Aufmunterung, sie müßten die alten Positionen wieder nehmen, schüttelten sie die Köpfe und sagten, in den nächsten zwei Tagen nicht, weil die Engländer dort mit einer großen Uebermacht anrückten und die Buren erst Verstärkung bekommen müßten. Ich erkundigte mich später bei ihnen, wo denn eigentlich das Zoutpansberg-Kommando stehe; darauf antworteten sie mir: »Daar so achter de pult linker hant van de groote klipkopje sijn ons menschen.«*)

Wir ritten also die Anhöhe hinan und drüben ging es ziemlich rasch bergab. Meine Begleiter gewannen hier einigen Vorsprung und bogen dann im Galopp links ab zur Niederung des Flusses. Es war mir dies auffallend, doch folgte ich ihnen ziemlich rasch hinterdrein. Sie drehten sich öfters nach mir um und ich hörte noch, wie sie einander zuriefen: »Geek jong ons dokter kom meet ons in de positie.«**)

Ich sah sie dann in einen Hohlweg, der zum Fluß herabführte, verschwinden; da kam auch schon die erste englische Granate über unsere Köpfe dahergesaust. Ich hatte noch nie Granaten fliegen hören, kann aber offen gestehen, daß mir sehr unheimlich zu Mute wurde, doch begriff ich die unangenehme Situation sofort. Mich ducken, vom Pferde springen, und dasselbe seitlich in eine Regenrinne reißen, war eins. Diese Regenrinnen, »shloots«, geben für einen Mann, in halb sitzender oder auch stehender Position, oft sogar für Mann und Reiter, eine vorzügliche Deckung; man kann in ihnen während der trockenen Jahreszeit, wie in einem leeren Flußbett, oft stundenlang weiter wandern, ohne von der Ebene aus gesehen zu werden.

*) Da so hinter der Höhe linker Hand von dem großen Steinberg sind unsere Leute.

**) Schau Jung! unser Doktor geht mit uns in die Position.

Dort unten also wartete ich ruhig noch verschiedene Granaten ab, bis es den Engländern am jenseitigen Ufer des Tugela gefiel, die Beschießung einzustellen; dieselbe war ja auch eigentlich zwecklos, denn die Buren hatten ihre Positionen wie Mauselöcher in das Ufer des Tugela hineingegraben, und auf der freien Fläche, welche von den Höhen den Zugang zu den Schanzgräben vermittelte, und die hauptsächlich unter das englische Feuer genommen wurde, war für gewöhnlich kein Mensch zu sehen. Wir wenigen Reiter hatten demnach das englische Geschützfeuer gerade auf uns gezogen, und als wir verschwunden waren, war auch alsbald alles wieder ruhig.

Ich war also in die Zoutpansberg-Position gekommen, während das eigentliche Lager zwei Stunden weiter nördlich hinter den Bergen lag. Dorthin schlich ich mich nun in einer tiefen Wasserrinne samt meinem Pferde durch die vom feindlichen Feuer bestrichene Ebene empor. Auf diesem Wege kam ich, meinen unerschrockenen, gutmütigen Braunen immer am Zügel führend, zwischen zwei felsenreichen, mit Aloë und Mimosen bewachsenen Kopjen in eine herrliche Schlucht mit einem wunderschönen, blauen, kleinen See, der mich an unsere Alpenseen erinnerte. Das Wasser war so schön klar, daß ich es nicht unterlassen konnte, zu baden; mein währenddem kniegehalftertes Pferd wäre mir dabei fast durchgegangen.

Es ist unglaublich, wie geschickt diese Tiere zwischen den Steinen den Berg emporklimmen können; der Riemen, welcher den Kopf der Pferde an dem einen Vorderfuße festbindet, hindert sie dabei nicht, indem sie den Kopf senken.

Am Ende der Schlucht kam ich auf die Hauptstraße, welche in nordwestlicher Richtung von Colenso gegen Ladysmith führte. Ich war diesen Weg nicht sehr weit geritten, als mir der gesuchte Kollege ganz zufällig entgegenkam; er wollte seine Leute unten in der Position am Tugela, wie gewöhnlich alle Tage, besuchen und nach Kranken oder Verwundeten sehen; wir ritten nunmehr nach dem Lager, wo er in nächster Nähe davon ein kleines Feldlazarett in Zelten eingerichtet hatte.

Kapitel XII.

Das Artilleriegefecht am Buschrand. — Unser Feldlazarett. — Unser Kommandant von Rendsburg. — Der ärztliche Kommandodienst. — Urlaubsgesuche. — Krankheiten der Buren. —

Mein Kommen war dem Kollegen sehr erwünscht, vor allem hatte er ziemlich Mangel an Proviant gelitten, weil der Transport von Lebensmitteln nach dieser sehr entfernten Position mit verschiedenen Schwierigkeiten verknüpft war.

Er hatte aus den Tagen der Gefechte am mittleren Laufe des Tugela verschiedene Verwundete, Bein- und Armschüsse, bekommen, darunter auch einen Deutschen, Freiherrn von Malzhahn, der sich mit einer kleinen Patrouille im Kundschafterdienst ziemlich weit vorgewagt hatte; die Kundschafter sahen englische Pferde laufen und wollten sich dieselben holen; da bekamen sie von mehreren Seiten Feuer und mußten rasch zurück; von Malzhahn drehte sich dabei nochmal um und wurde in das Unterkiefer getroffen; das Geschoß ging zum Mund wieder heraus.

Außerdem fanden sich im Feldlazarett einige Fälle von Malaria und Lungenentzündung. Die Lage des Lazarettes war in einer grünen Mulde, rings umgeben von Bergen, wirklich idyllisch und gesund. Eine frische Quelle, wie ich sie nie mehr so klar gerade aus dem Felsen heraus in Südafrika habe entspringen sehen, war in nächster Nähe.

Wir beschlossen daher, am gleichen Tage noch meinen Ambulanzwagen und die Pferde heraufzuholen. Der Kollege nahm seinen Ambulanzwagen mit, um das Gepäck von meinem Ambulanzwagen teilweise überzunehmen. Unterwegs holte er den Besuch in der Zoutpansberg-Position am Tugela nach, während ich am Rande der Höhenzüge auf seine Rückkunft wartete. Im Laufe des Nachmittags entwickelte sich aber ein so heftiges Artillerie-Feuer gegen unsere Positionen, daß ich es für nicht geraten hielt, durch die offene Fläche nach Colenso durchzureiten. Der Kollege hatte inzwischen mit seinem Ambulanzwagen einen schweren Standpunkt, und erst am Abend trafen wir uns wieder.

Die Engländer unterhielten eine ununterbrochene Kanonade mit ihren schweren Schiffsgeschützen gegen die Höhen südlich und östlich von Colenso von den Höhen von Chiveley aus. Es handelte sich um das vorbereitende Artilleriefeuer für den

Angriff, welcher die Stellungen der Buren am kleinen und großen Buschrand (Monte Christo) in den Flanken fassen sollte. Es war ein Lärm und Getöse, daß man glauben mochte, die Grundfesten der Erde möchten erzittern; in kurzen Zwischenräumen ging ein Sausen und Heulen durch die Luft, das langsam und undeutlich drüben am südlichen Ufer des Tugela begann und immer unheimlich lauter näher kam, um dann drüben auf den Bergen von Colenso im Osten ein Ende zu finden. Ich konnte so von unseren Höhen am nördlichen Ufer des mittleren Tugela das ganze Schauspiel deutlich beobachten. Ich saß mitten unter der Flugbahn der Geschosse, hörte sie heulend näher kommen, gleichzeitig mit dem Knall des Abfeuerns; zum Schlusse folgte dem Aufsteigen einer gelben, großen Rauchwolke am Orte der Explosion der dumpfe Knall.

Es schienen alle bösen Geister der Hölle gegen uns losgelassen zu sein; namentlich das Sausen der näherkommenden Geschosse war unheimlich, so daß man unwillkürlich niederduckte.

In den letzten Wochen hatte es in der Gegend am Tugela keinen Tropfen geregnet, das Buschfeld war dürr und trocken und fing unter der Explosion der Lyddit-bomben*) alsbald zu brennen an. Die Berge bei Colenso glichen daher alsbald feuerspeienden Bergen; ihr grauer Rauch bekam durch den braunen Rauch jeder neu angekommenen platzenden Bombe frische Nahrung. Als es dämmerte, sah man deutlich drüben im englischen Lager das Aufblitzen der Kanonen, dem auf der Burenseite unter mächtiger Feuererscheinung die Explosion der Geschosse folgte.

Die Buren antworteten dieser feurigen Begrüßung anfangs gar nicht, später fuhr der „Long Tom", der früher in unserer Nähe postiert war, hinter einigen Erdhügeln nahe dem Flusse zu den Füßen unserer Berge auf und antwortete einige Zeit lang den feindlichen Geschützen; allein der Long Tom feuerte mit rauchstarkem Pulver, die Engländer hatten rasch seine Stellung hinter dem »rooi randje« (roten Rand) erkannt; Geschoß auf Geschoß sauste zu ihm herüber und brachte ihn zum Schweigen.

Gegen Abend ritt ich in die Ebene hinunter und fand dort meinen Kollegen wieder. Wir holten noch in derselben Nacht all unser Gepäck mit dem Ambulanzwagen herauf. Mein Kaffer hatte inzwischen unsere Maulesel treu gehütet. Auf unserem nächtlichen Ritte zum Zoutpansberg-Lager zurück begegneten wir dem Artillerie-Ingenieur Ehlers, der mit einer langen Reihe von Zugochsen den Long Tom in rückwärtige sichere Stellung bei Pieters brachte, denn die ganze untere Straße

*) Der Name kommt von Lydd, einem kleinen Orte in der englischen Provinz Kent, wo dieses gelbe Sprengpulver aus Pikrinsäure fabriziert wird.

am Tugela entlang nach Colenso wurde bald von den feindlichen Geschützen bestrichen. Ehlers war sehr traurig und meinte, daß die Sache für die Buren gar nicht gut stünde.

Die nächsten Tage verliefen bei uns im Lager ziemlich ruhig, der Kanonendonner zog sich mehr nach Osten in die Ferne. Die Genesung unserer Kranken und Verwundeten machte gute Fortschritte. Da schickte eines Abends der graubärtige Kommandant der Zoutpansberger, van Rendsburg, zu uns ins Feldlazarett, um den Ambulanzwagen. Er hatte schon früher einmal denselben als Transportmittel benützt und war mir dies neue Verlangen nicht angenehm.

Dieser alte Bure war nämlich sehr eigentümlich unzugänglich, verschlossen und teilte uns nie seine Absichten mit. Einmal als unsere Ambulanz recht stiefmütterlich mit Proviant (Zucker, Kaffee, Mehl u. s. w.) versehen war, luden wir ihn zu unserem letzten Glas Whisky ein; er schüttelte, als er trank, mit sauerer Miene den Kopf, verlangte darnach sofort Wasser und meinte, es sei kein »mooi drank«, aber schlecht schmecke er doch nicht, indem er den Becher wieder zum Füllen herreichte. Wortkarg blieb er, wie früher.

Ich wurde mit dem Kollegen eins, ihm den Ambulanzwagen nicht zu geben. In der Nacht darauf schickte er seine Kaffern nochmals ins Lazarett mit dem Auftrag, unseren Wagen doch einzuspannen. Das war mir denn doch zu viel und schnurstracks jagte ich die Schwarzen von dannen. Sie kamen nicht wieder in unser Lazarett.

Am nächsten Morgen wurde es uns alsbald klar, was der Kommandant eigentlich mit unserem Wagen vom Roten Kreuz gewollt hatte. Die Umgehungsbewegungen der Engländer östlich von Colenso machten sich immer mehr fühlbar, die Straße von Pieters zur Eisenbahnbrücke bei Colenso, wo ich die letzte Woche mit dem Ambulanzwagen durchgekommen war, wurde bereits ab und zu von englischen Granaten bestrichen und so wollte van Rendsburg seine Frau, die ihn weit aus dem nördlichen Transvaal hierher begleitet hatte, nicht länger im Lager bei sich behalten, sondern vor Tagesanbruch in unserem Ambulanzwagen an Colenso vorbei nach Pieters, Modderspruit zur Bahnstation fahren lassen. — Diese Absicht wäre ja an und für sich sehr lobenswert gewesen und hätte ich auch nicht die geringste Einwendung dagegen gehabt, sogar mich selbst zur Begleitung angeboten, wenn es nicht im Kriege gewesen wäre. Wir konnten jeden Augenblick zum Verwundetentransport unsern Wagen sehr nötig haben; daß dies richtig war, sollte uns die allernächste Zukunft mit eiserner Gewalt nur allzuraſch lehren. Ueberdies konnte die Frau Kommandant den ungefährlichen, aber weiteren Weg westlich um Ladysmith

zur nächsten Bahnstation (Smiths-crossing) von Harrysmith durch den Freistaat nehmen. —

Ich kenne sehr wohl Schillers Worte: „Ehret die Frauen", und habe mich bemüht, darnach stets dankbar zu handeln; ich weiß, wie unentbehrlich notwendig die Hand der Schwester zur Krankenpflege im Hospital ist, wie viel Gutes sie dort schaffen kann; die Frau eines bei Colenso durch den Kopf geschossenen Buren hat im Krügersdorp-Hospital wochenlang neben dem Bett ihres Mannes gewacht und ihn gepflegt; ich werde die Aufopferung dieser Frau nie vergessen, aber ins Feldlager gehören die Frauen nicht.

Ich weiß recht wohl, daß behauptet worden ist, gerade durch die Anwesenheit ihrer Frauen im Lager werden die Buren zur Ausdauer und zu verzweifeltem Widerstand angespornt, aber ebenso sicher ist es, daß Cronje sich aus der englischen Umklammerung hätte befreien können, wenn er nur seine Reiter und Kanonen allein gehabt hätte. Er hat ja wenige Tage noch vor der Uebergabe, am 27. Februar 1900, am Paardeberg den Engländern die Köpfe blutig geschlagen, wollte aber die Frauen und Kinder den Engländern nicht preisgeben. De Wet und andere ritten um diese Zeit zu ihm durch die englischen Linien, einzelne Kommandos, von denen ich Leute in Krügersdorp persönlich gesprochen habe, entkamen noch unter dem Schutze der Nacht, aber Cronje ließ sich nicht überreden.

Wie es weiter mit der Frau unseres Kommandanten im Zoutpansberg-Lager gegangen ist, habe ich nicht erfahren; wahrscheinlich hat sie später mit dem allgemeinen Rückzug den nordwestlichen Weg von Ladysmith benutzt. —

Mit dem ärztlichen Dienst beim Zoutpansberg-Kommando war auch ein sehr beschwerlicher täglicher Besuch der Lager verbunden; es kamen nicht allein von diesem, sondern auch aus den benachbarten Kommandos tagtäglich Buren mit leichten Erkrankungen, kleinen, eiternden Verletzungen, durch Steine, Dornbusch verursacht, zur ambulanten Behandlung in unser Feldlazarett und bei der Abneigung der Buren gegen eine ständige Spitalbehandlung mußten auch die zugehörigen Kommandos jeden Tag abgeritten werden, um kranke Buren, die lieber in und unter ihrem Ochsenwagen lagen, als ins Spital sich aufnehmen zu lassen, zu besuchen. Wir kämpften vergeblich gegen das Verbleiben der Kranken in ihren Lagern an; es war eben einfach nichts dagegen zu machen, eine Ordnung und Disziplin war auch in dieser Hinsicht nicht einzuführen. Der ärztliche Kommandodienst mußte gemacht werden und wurde mit der längeren Dauer des Krieges, als sich das Burenheer in immer kleinere Kommandos teilte, für den Arzt immer schwerer; die einzelnen Kommandos lagen oft sehr weit auseinander. Dazu kam auf der andern Seite, daß die Zahl derer, die sich

krank meldeten, je länger sich das ohrenbetäubende Artilleriefeuer der Engländer an der Südseite des Tugela hinausdehnte, von Tag zu Tag wuchs.

Mich hat es immer mit Staunen und Bewunderung erfüllt, wie gleichmütig diese undisziplinierten Truppen wochenlang die englische Kanonade aus 60 und mehr Geschützen, hinter Felsen in Erdlöchern liegend, aushielten. Einer von ihnen wurde immer als Wache auf Auslug gestellt und wenn er drüben eine Kanone aufblitzen sah, so rief er den Seinen »Obspei« (Obacht!) zu; alles duckte sich in die Erdhöhlen und die Eisen- und Steintrümmer gingen darüber hinweg. So erhielt das ganze Schauspiel fast einen komischen Anstrich. — Es wird ja manchen Drückeberger gegeben haben; ich habe verschiedene Selbstschüsse durch Mittelhand, Daumenballen, Wade mit Kleinkaliber aus nächster Nähe gesehen; so etwas kommt aber bei jedem Heere vor (ich habe derartige verdächtige Verletzungen ebenso bei den Engländern in Krügersdorp auch gesehen). Auch gab es manche, welche wegen des »vreeselijk stank« (fürchterlichen Gestanks) der Lyddit-bomben über Schmerzen in der Brust und im Kreuz klagend um Urlaub (verlof at huis to gaan) beim Arzte baten. Mit diesem Urlaub wurde namentlich nach den ersten siegreichen Gefechten in Natal großer Unfug getrieben. Ganze Kommandos verließen auf diese Weise die Front. Staatspräsident Krüger und Steijn drohten deshalb mit schweren Geldstrafen und Konfiskation der Güter. Wie eine Schwester der holländischen Ambulanz, die mit mir später im Krügersdorp-Spital gearbeitet hat, erzählte, war es ihrer Ambulanz in Kroonstad sogar verboten worden an die Front zu gehen, weil sie bei der Regierung unter dem Verdacht stand, solche Urlaubscheine auszuteilen. Bald aber kam es an den Tag, daß einige afrikanische „Dokters" damit einen förmlichen Handel zu 6 bis 20 Schilling für jeden Schein trieben. — Solche Urlaubsdrängler gab es auch hie und da bei uns am Tugela, aber im allgemeinen, trotz der immer mißlicheren Kriegslage, selten. Es kamen vielmehr recht oft alte, abgemagerte Buren mit thatsächlich schweren rheumatischen und gichtischen Erscheinungen und trotzdem verlangten sie vom Arzte nur etwas »Smeergoed voor de stijfen arm« (Einreibung für den steifen Arm), um recht bald wieder »lekker Engelsche te schieten«.

Der geehrte Leser möge es mir nicht verübeln, wenn ich hier einige medizinische Bemerkungen über die Arten der Krankheiten, wie sie der Bur sehr ausführlich klagt und schildert, einfließen lasse. — Nach seiner Erfahrung unterscheidet der Bur vier Arten von Krankheiten: entweder »werkt de maag niet« (der Magen verdaut nicht), dafür will er »olie«, Ricinusöl, oder er hat »pijn in de rug en in de arm« (Schmerzen im

Rücken und Arm), dafür will er »smeergoed«, oder er hat »koorts gefat«, er hat ein Fieber bekommen. Bei den Fiebern unterscheidet er ein kaltes und ein hitziges; mit dem ersteren (»koude koorts«) bezeichnet er jede Erkältung und den Frost in der Malaria. Außerdem klagt er noch gelegentlich einmal über Schmerzen in »de borst« (Brust).

Schwere Formen von Tuberkulose der Lunge habe ich nur zweimal gesehen in Krügersdorp bei jungen Frauen. Tuberkulöse Knochengeschwüre bei Kindern sah und operierte ich öfters. Unter den Erkältungskrankheiten kamen hauptsächlich Lungenentzündung, auch die leidige Influenza zur Beobachtung. In Transvaal, dem Freistaat und Natal herrscht bei wochenlang klarem Himmel untertags eine sehr große Hitze, die Nächte aber sind immer feucht, sogar empfindlich kalt, am Morgen ist das Gras stets naß vom Tau; daher macht sich die Trockenheit nie so stark fühlbar, desto leichter erkältet man sich; ohne mehrere wollene Decken ist dort nicht auf die Dauer auszukommen.

Außerdem brachten gerade die Zoutpansberger aus ihrer ungesunden Heimat nördlich von Pietersburg fast regelmäßig Malaria mit, die bei der schlechten Ernährung im Feldlager, bei den Anstrengungen des Krieges oft sehr schwere Formen zeigte. Die jungen Leute der Zoutpansberger machten auf mich fast alle einen bleichen, blutarmen, hochgeschossenen, mageren Eindruck, waren aber sehr zäh und tapfer, gleichmütig und genügsam. Das beste Gegenmittel gegen Malaria blieb Chinin. —

Kapitel XIII.

Ueber unser Lazarett fliegen die Bomben. Verlegung desselben nach MacDulingfarm am Onderbroekspruit. Die Fahrt nordwestlich um Ladysmith nach Modderspruit und zurück nach MacDulingfarm. Das Schlachtfeld vom Spionkop. Unser Lazarett auf MacDulingfarm zur Zeit der Gefechte bei Pieters. — Wirkung der Geschosse. — Unsere Toten. — Die Schlacht bei Colenso und Pieters. — Die Beschießung der Roten Kreuzfahne. — Die Aufgabe der Belagerung von Ladysmith durch Joubert.

Das Kommando der Zoutpansberger zählte mehrere hundert Mann; aber auch das Heidelberger, Krügersdorper, Standerton-, Vrijheid-Kommando, welche in der Nähe, hinter den Tugelahöhen nördlich von Colenso, lagen, baten wiederholt um unseren ärztlichen Besuch, so daß mein Kollege, der den Lagerdienst übernommen hatte, oft den ganzen Nachmittag zu reiten hatte, um die Arbeit zu bewältigen; ich besorgte, unserer Verabredung gemäß, den Dienst im Feldlazarett. Alle vierzehn Tage wollten wir wechseln. —

Wegen der Nähe des Feindes, auch wegen der besseren Versorgung der Kranken beschlossen wir, das Lazarett bei dem täglich größeren Andrang von Kranken eine gute Stunde rückwärts in eine Farm weiter nördlich zu verlegen und dicht beim Zoutpansberg-Lager nur einige Zelte zu belassen. Wir mußten in dieser Hinsicht vollkommen selbständig handeln, da über die eigentliche Kriegslage aus den Kommandanten und Feldkornetten nichts Rechtes herauszubekommen war; mir machte es den Eindruck, als wenn sie selbst keinen rechten Plan, jedenfalls keinen Offensivplan, hatten, sondern die Engländer gegen ihre Tugelaposition, wie gegen eine feste Burg anstürmen lassen wollten. Es fehlte ihnen die eigentliche Initiative einer einheitlichen energischen Leitung.

Ich und ein Ambulanz-Mann ritten also, wiewohl ich sagen mußte, daß ich mich nur ungern von unserem hübschen Zeltlazarett, dicht neben einer klaren Quelle, hinter einer Kopje gelegen, trennte, nach Norden weiter in das Thal des Onderbroekspruits, überschritten diesen Bach und kamen alsbald zu drei Farmhäusern. Das dem Bach nächstgelegene war ein Hotel, dessen Wirt nicht sehr freundlich war und nur englisch sprach, das nächste war eine englische Missionsstation, auch dort war unsere Niederlassung nicht sehr erwünscht, das dritte lag mehr nordwestlich auf der Höhe, in einem schönen Baumgarten, und gehörte einem alten Natalburen,

Rücken und Arm), dafür will er »smeergoed«, oder er hat »koorts gefat«, er hat ein Fieber bekommen. Bei den Fiebern unterscheidet er ein kaltes und ein hitziges; mit dem ersteren (»koude koorts«) bezeichnet er jede Erkältung und den Frost in der Malaria. Außerdem klagt er noch gelegentlich einmal über Schmerzen in »de borst« (Brust).

Schwere Formen von Tuberkulose der Lunge habe ich nur zweimal gesehen in Krügersdorp bei jungen Frauen. Tuberkulöse Knochengeschwüre bei Kindern sah und operierte ich öfters. Unter den Erkältungskrankheiten kamen hauptsächlich Lungenentzündung, auch die leidige Influenza zur Beobachtung. In Transvaal, dem Freistaat und Natal herrscht bei wochenlang klarem Himmel untertags eine sehr große Hitze, die Nächte aber sind immer feucht, sogar empfindlich kalt, am Morgen ist das Gras stets naß vom Tau; daher macht sich die Trockenheit nie so stark fühlbar, desto leichter erkältet man sich; ohne mehrere wollene Decken ist dort nicht auf die Dauer auszukommen.

Außerdem brachten gerade die Zoutpansberger aus ihrer ungesunden Heimat nördlich von Pietersburg fast regelmäßig Malaria mit, die bei der schlechten Ernährung im Feldlager, bei den Anstrengungen des Krieges oft sehr schwere Formen zeigte. Die jungen Leute der Zoutpansberger machten auf mich fast alle einen bleichen, blutarmen, hochgeschossenen, mageren Eindruck, waren aber sehr zäh und tapfer, gleichmütig und genügsam. Das beste Gegenmittel gegen Malaria blieb Chinin. —

Kapitel XIII.

Ueber unser Lazarett fliegen die Bomben. Verlegung desselben nach MacDulingfarm am Onderbroekspruit. Die Fahrt nordwestlich um Ladysmith nach Modderspruit und zurück nach MacDulingfarm. Das Schlachtfeld vom Spionkop. Unser Lazarett auf MacDulingfarm zur Zeit der Gefechte bei Pieters. — Wirkung der Geschosse. — Unsere Toten. — Die Schlacht bei Colenso und Pieters. — Die Beschießung der Roten Kreuzfahne. — Die Aufgabe der Belagerung von Ladysmith durch Joubert.

Das Kommando der Zoutpansberger zählte mehrere hundert Mann; aber auch das Heidelberger, Krügersdorper, Standerton-, Vrijheid-Kommando, welche in der Nähe, hinter den Tugelahöhen nördlich von Colenso, lagen, baten wiederholt um unseren ärztlichen Besuch, so daß mein Kollege, der den Lagerdienst übernommen hatte, oft den ganzen Nachmittag zu reiten hatte, um die Arbeit zu bewältigen; ich besorgte, unserer Verabredung gemäß, den Dienst im Feldlazarett. Alle vierzehn Tage wollten wir wechseln. —

Wegen der Nähe des Feindes, auch wegen der besseren Versorgung der Kranken beschlossen wir, das Lazarett bei dem täglich größeren Andrang von Kranken eine gute Stunde rückwärts in eine Farm weiter nördlich zu verlegen und dicht beim Zoutpansberg-Lager nur einige Zelte zu belassen. Wir mußten in dieser Hinsicht vollkommen selbständig handeln, da über die eigentliche Kriegslage aus den Kommandanten und Feldkornetten nichts Rechtes herauszubekommen war; mir machte es den Eindruck, als wenn sie selbst keinen rechten Plan, jedenfalls keinen Offensivplan, hatten, sondern die Engländer gegen ihre Tugelaposition, wie gegen eine feste Burg anstürmen lassen wollten. Es fehlte ihnen die eigentliche Initiative einer einheitlichen energischen Leitung.

Ich und ein Ambulanz-Mann ritten also, wiewohl ich sagen mußte, daß ich mich nur ungern von unserem hübschen Zeltlazarett, dicht neben einer klaren Quelle, hinter einer Kopje gelegen, trennte, nach Norden weiter in das Thal des Onderbroekspruits, überschritten diesen Bach und kamen alsbald zu drei Farmhäusern. Das dem Bach nächstgelegene war ein Hotel, dessen Wirt nicht sehr freundlich war und nur englisch sprach, das nächste war eine englische Missionsstation, auch dort war unsere Niederlassung nicht sehr erwünscht, das dritte lag mehr nordwestlich auf der Höhe, in einem schönen Baumgarten, und gehörte einem alten Natalburen,

MacDuling, schottischer Abstammung, der sich den großen „Trekks“ nach der englischen Annexion nicht angeschlossen hatte. Er hatte eine geborene Afrikanerin zur Frau, vier Kinder, darunter eine größere Tochter und einen älteren Sohn. Er lebte zufrieden und hatte sich nach Ausbruch des Krieges neutral verhalten. MacDulings sprachen englisch und wollten uns gerne ihren Baumgarten und ein allerdings ärmliches Wirtschaftshaus für unser Spital überlassen. Im Notfalle wäre auch noch ein Zimmer im Wohnhaus zu erhalten gewesen. Sie rechneten es sich zur Ehre das Rote Kreuz aufnehmen und unter seiner Flagge Schutz auch für ihre Habe finden zu können. Wir wählten also diese Farm zur Verlegung des Hospitals in den nächsten Tagen, da die Besitzer freundlich waren.

Als wir zu unseren Lazarettzelten zurückgeritten waren, erfuhren wir, daß unser Kollege wieder einmal eine Auseinandersetzung mit dem Kommandanten wegen mangelhafter Verproviantierung des Lazarettes gehabt hatte. Es waren verschiedene Säcke Zucker und Mehl im Lager angekommen und wir hatten davon nichts bekommen. An Alkohol war schon lange nicht mehr zu denken, obwohl wir etwas Cognac für einen Kranken mit Lungenentzündung sehr nötig gehabt hätten. Da kam gerade ein gut gekleideter junger Bur zur ambulanten Behandlung von eiternden Hautabschürfungen, die infolge des Kriechens und Fallens auf den steinreichen Kopjen sehr häufig waren, in mein Zelt. Dem klagte ich mein Leid. Als ich immer ärgerlicher wurde über die schlechte Verpflegung, hieß er mich nach Anlegung des Verbandes mit ihm in sein Zelt kommen. Da suchte er lange nach dem Schlüssel zu einem Koffer, um mir daraus eine Flasche Whisky zu geben. Aber er fand den Schlüssel nicht. Traurigen Herzens zog ich wieder von dannen. Der Bur versprach mir, die Flasche zu senden; sein Zelt war in unserer grünen Mulde keine dreihundert Schritt weg, aber gesehen habe ich die Flasche nie. Mag sein, daß er rasch wieder abziehen mußte; denn am Abend vorher hatte er erst sein Zelt dort unten aufgeschlagen.

Am gleichen Abend, den 23. Februar, kam der Kollege von seinem Ritt in die Lager zurück mit der Alarmnachricht, daß die Straße, welche von uns südlich hinunter in das Thal, dem Tugela entlang nach Colenso führte, dieselbe, auf welcher in der letzten Woche der Kommandant Van Rendsburg seine Frau nach Modderspruit hatte fahren lassen wollen, nicht mehr frei, sondern vollkommen unter englischem Feuer wäre.

Am nächsten Morgen, früh 6 Uhr, als ich meinen Braunen zu der Quelle nach Westen auf ungefähr eine Viertelstunde Entfernung hinabführte und ihm einige „Beut' gemachte“ Bündel Hafer (der Hafer wird mit der Sichel in halber Länge abgeschnitten und in kleine Bündel zur Fütterung zusammengebunden) hin-

streute, hörte ich auf einmal das mir wohlbekannte Sausen und Heulen ganz nahe ober mir in der Luft und sah gleich darauf die Explosion auf den nahen Kopjen, nördlich von unserem Lager. Dem einen Schuß folgten natürlich viele und schleunigst ging ich wieder zum Lazarett hinauf, weil mir unsere Lage sehr gefährlich erschien. Mein Kollege lag noch auf seinem Feldbett, hatte wohl die englische Kanonenmusik, an der man je nach der Höhe und Stärke des heulenden Tones ziemlich genau die Entfernung, den Bogen der Schußlinie, das Herankommen des Geschosses unterscheiden konnte, gehört, schenkte ihr aber keine Bedeutung, weil während der Kämpfe am mittleren Tugela gegenüber dem Vaalkrantz, auf jenen Höhen westlich von uns, der „Long Tom" gestanden war; damals schossen die Engländer auch in dieser Richtung. Mein Kollege meinte, die Engländer vermuteten dort oben wiederum eine Burenbatterie. Aber es kam ja keine Antwort von dort oben!

Ich war vielmehr der Ansicht, daß die Engländer zurückziehende Kommandos gesehen hatten und hinter unseren Kopjen Burenlager vermuteten, vielleicht auch ausgespäht hatten. Diese Auslegung war doch sehr natürlich, nachdem wir tags vorher gesehen hatten, daß die Position am Tugela-Ufer von den Zoutpansbergern aufgegeben worden war. Mehr konnten wir von den Buren nicht in Erfahrung bringen; ich schlug daher vor, das ganze Lazarett nach der gestern von uns für das Hospital ausersehenen Farm zu verlegen und zwar sofort. Allein ich traf auf Widerstand; inzwischen — es war etwa 7 Uhr morgens geworden — hatte die Kanonade wieder aufgehört. Aber gleich darauf kam eiserne Bekräftigung meines Vorschlags in Form einiger Granaten, die uns dicht über den Köpfen wegsausten und einige hundert Meter entfernt in das lockere Erdreich sich einwühlten, eine braune Staubwolke aufwirbelnd. Es waren Blindgänger, die keinen weiteren Schaden machten. Das war das kräftige Signal zum Aufbruch nicht allein für uns, sondern auch für die Buren im nahen Lager: wie rasch sie Deckung fanden in einer nahen Wasserrinne, die steilrandig in der grünen Mulde abwärts zog! — In wenigen Minuten war alles menschenleer; auch unsere leichteren Patienten waren verschwunden; sogar ein Kranker mit Schuß durch die Achillessehne hatte ein Pferd gefunden und galoppierte davon. — Dann trat wieder eine Pause ein; es zogen östlich von uns auf der Straße, welche durch einen Einschnitt gedeckt südlich zum Tugela hinabführte, viele nordwärts flüchtende Buren mit Wagen und Troß eilig herauf und suchten Schutz hinter unseren Kopjen. Darunter waren auch zwei Wagen mit großen, weithin sichtbaren Roten Kreuz-Flaggen, die Boksburg-Ambulanz. Kaum hatte diese die Jochhöhe der Straße erklommen, welche jenseits des Tugelas allein sichtbar sein konnte, als neben ihr

mehrere Lyddit-bomben einschlugen und das Ganze haushoch in gelben Dampf hüllten; aber Schaden hatte niemand genommen. —

Mein neuer Vorschlag, daß ich jetzt vorausreiten und MacDuling-Farm besetzen sollte, damit uns niemand dort zuvorkam, wurde gutgeheißen. Merkwürdig war es noch, daß einige Buren, die uns zur Hilfe bei der Ambulanz zugeteilt waren, auch verschwunden waren. Mein Kollege mußte erst ins Lager hinauf und sich einige Leute durch den Feldkornet kommandieren lassen; dann wurden die übrigen Kranken auf unsern großen Ambulanzwagen aufgeladen; in den kleinen kamen die Zelte, die in aller Eile abgebrochen wurden. Zum Schlusse hatte der Feind die Liebenswürdigkeit, noch einige Shrapnels in steilem Bogen, wahrscheinlich aus einer Haubitze, über unsere Kopje herüberzusenden, die geradewegs in unser Lazarett flogen. Ich war inzwischen vorausgeritten und sah noch hinter mir verschiedene Bomben braunen Staub aufwirbeln. Mein Brauner verstand die Gefahr und ging einen guten Galopp. Ich kam am Heidelberger Lager vorbei und hörte hinter mir einige Kleinkaliber-Geschosse vorbeipfeifen; wem sie gegolten haben, weiß ich nicht; die Engländer waren ja noch jenseits der Kopjen am Tugela. Als ich auf MacDuling-Farm ankam, machte der Bur ein langes Gesicht und wollte mich und das Spital nicht aufnehmen; ich erinnerte ihn an seine Zusage von gestern. Da meinte er, wenn ich einen schriftlichen Auftrag von unserem Kommandanten brächte, daß die Buren seine Farm als Spital notwendig bräuchten, dann habe er nichts dagegen. „Denn," sagte er, „ich will neutral bleiben und mich für alle Fälle sichern, ich kann Ihnen nichts geben, aber wenn Sie es kommandieren und nehmen, steht Ihnen alles zur Verfügung." Das war eigentlich vernünftig und schlau gesprochen. Ich sagte ihm zu, die Unterschrift des Kommandanten später zu bringen, worauf er uns gerne aufnahm. Einige Stunden nachher brachte ich ihm auch, auf einem Zettel mit Bleistift geschrieben, das freundliche Ersuchen unseres Kommandanten um Aufnahme des Spitals.

Des Farmers Töchterlein brachte mir in der Laube vor dem freundlichen Hause eine Tasse Kaffee, mein Pferd bekam wieder einmal seit langer Zeit gutes Futter im Stall.

Bald darauf sah ich auch schon unseren Ambulanzwagen mit der lustig im Winde flatternden Roten Kreuz-Fahne das Thal heraufahren, und so waren wir wenigstens für die nächste Zeit geborgen.

Die Kanonade, die uns heute morgen so unverhofft aus der Ruhe gestört hatte, dauerte, wie in den letzten Wochen, auch diesmal wieder einige Tage fast ohne Unterbrechung an, machte aber beinahe gar keinen Schaden. Die Burenlager hinter den Kopjen wurden etwas weiter zurückverlegt, und der

heitere wolkenlose Himmel lachte ununterbrochen über der Gegend wie sonst an einem ruhigen Sommertage.

Die Umgebung der Farm, wo wir uns häuslich niedergelassen hatten, war von Pfirsich- und Feigenbäumen üppig bewachsen, das Welschkorn zu mächtigen Stauden emporgeschossen und der Reife nahe; doch litt das grüne Wachstum der Gegend etwas unter der Trockenheit, weil es seit vielen Wochen in der ganzen Gegend nicht mehr geregnet hatte. Mag es sein, daß die Kanonade der letzten Wochen jede Wolkenbildung verhindert hatte; dann wäre dies ein Anhaltspunkt für diejenigen, welche glauben, daß man durch starke Lufterschütterungen die Bildung von Wetterwolken verhindern kann.

Das Wohnhaus unseres Farmers war einfach eingerichtet; wie alle Farmen nur mit einem Erdgeschoß ausgestattet, ringsherum mit einer freundlichen Geisblattlaube und einer mehrfachen Reihe von Pfirsichbäumen umgeben, so daß es eigentlich im Grünen ganz versteckt war.

In Bild auf Seite 185 befindet sich rechts der Laubeneingang zur Farm, links im Vordergrund steht der alte Farmer mit seinen Söhnen, im Hintergrund sind die Berge nach Süden gegen den Tugela, links die tafelförmige Kopje, hinter welcher unser Lazarett aufgeschlagen war, als die englischen Bomben über den Tafelberg herüberkamen.

Durch einen kleinen Hausgang kam man in das größere, sehr einfache Wohn- und Eßzimmer und von da zur Küche; rechts und links vom Hauseingang lag ein Schlafzimmer und ein sehr nett und wohlhabend mit modernen englischen Möbeln, unter welchen ein gutes Piano nicht fehlte, eingerichtetes Empfangszimmer. In diesem waren auch drei 4—6 m lange und ziemlich breite Schlangenhäute aufgehängt, die mir der älteste Sohn stolz als seine Jagdtrophäen zeigte; sie stammten von einer Riesenschlangenart, die hier wie in Deutsch-Südwest-Afrika nicht selten vorkommt; sie hat die Größe und auch die braunschwarze Zeichnung der südamerikanischen Boa constrictor; auch an Kraft steht sie dieser nicht nach. Sie kann die großen Kuh-Antilopen umschlingen und erdrücken; giftig ist sie nicht. Der junge Farmer hatte seine Exemplare am oberen Tugela geschossen.

MacDulings Gattin war eine kleine, zartgebaute Frau, welche wie die Kinder in der Bewirtschaftung des Hauses mithalf.

Die Wirtschaftsgebäude und der Garten gaben ein deutliches Zeugnis für den Fleiß der Familie.

Im unteren Teile des Gartens stand ein einfaches Gartengebäude mit einem Kochherd, wahrscheinlich für die Knechte bestimmt; hier schlugen wir Wohnung auf; der Raum mit dem Kochherd wurde unsere Küche, eine abgeschlossene Kammer mit besonderem Eingang die Apotheke, ein weiterer daran-

stoßender Raum das Verbandszimmer. Für die Kranken und uns schlugen wir in dem Wiesengarten unter den Pfirsich- und Feigenbäumen unsere Zelte auf, denn in kühlen Sommernächten schläft es sich in dieser Gegend im Freien außerordentlich gut.

Unsere Zelte waren einfache Giebel-Dach-Zelte mit zwei senkrechten Holzpfosten, unsere Betten anfangs Tragbahren, später Feldbetten mit Draht-Rost und mehrere wollene Decken. Für unsere Pferde und Maultiere hatten wir am anderen Ende des Gartens im Freien ebenfalls Raum geschaffen. Dort in der Nähe befand sich auch die Quelle (Fontein), die mir unser Farmer als sehr gut angepriesen hatte. Ich war aber sehr erstaunt, als ich mir dieselbe näher betrachtete; denn die Wasser-

Ein Lazarettzelt im Garten von MacDuling-Farm.

frage war die wichtigste für unser Lazarett: Einen Wassergraben, der etwa zehn Meter unterhalb der Wirtschaftsgebäude in einem lehmreichen Erdloch seinen Anfang hatte und eine gelbbraune, trübe Brühe, auch nach wochenlanger Trockenheit, lieferte, das nannte der Bure eine mooi fontein! Dazu kam noch, daß einige Meter unterhalb des Wassergrabens in einem zweiten Erdloch die Kaffernweiber alle Wäsche reinigten.

Wie groß meine Enttäuschung war, kann derjenige verehrte Leser begreifen, der sich bei Wanderungen in unserem schönen Alpenland an seinen klar und munter sprudelnden Quellen gelabt hat. Wie an manches andere, mußten wir uns in Südafrika auch an diese Entbehrung gewöhnen und konnten froh sein überhaupt Wasser zu bekommen. Wir tranken dasselbe natürlich nur gekocht in Form von Thee oder Kaffee; die Buren

aber ließen sich von ihrer Gewohnheit, dasselbe auch ungekocht zu trinken, schwer abbringen. Viele von den Typhus- und Ruhr-Erkrankungen mußten auf solches Wasser zurückgeführt werden, das während der langen Dauer des Krieges durch den vielen Gebrauch verunreinigt worden war. An und für sich auf dem weiten und menschenarmen „Veld" konnte es ja vor dem Kriege frei von Krankheitskeimen gewesen sein.

Noch am gleichen Abend, als wir das Spital eingerichtet hatten, entschloß ich mich, mit einem alten Buren von der Ambulanz und einem Wagen mit vier Mauleseln aufzubrechen und in nordwestlicher Richtung über Potgietersfarm und Springstation (Smithcrossing), die Station der Eisenbahn nach Harrismith, um Ladysmith herum nach Modderspruit zu fahren. Dort hatte ich ja zwei deutsche Krankenwärter, einen Ochsenwagen, mehrere Zelte und noch viele Verband- und Proviantgüter der Ambulanz zurückgelassen; besonders die letzteren waren uns sehr von nöten, da wir auf eine regelmäßige Proviantzufuhr von seiten der Buren nicht rechnen konnten.

Bei Vollmond, der in diesem Hochland ungemein hell leuchtet, kamen wir nach mehreren Stunden ziemlich weit auf der Straße nach Dewdrop vorwärts, wo wir im Freien in der Nähe der verlassenen Roodepoort-Farm (Inne's) übernachteten. Am nächsten Morgen brachen wir bei Zeiten auf, den Buren ließ ich mit dem langsamer fahrenden Wagen über Potgieters-Farm nach Modderspruit voraus, während ich auf der Straße nach Acton-Homes einen Ritt nach dem nahen Mount Maria dicht beim Spionkop machte, um die Schlachtfelder (vom 24. Januar 1900) zu besuchen. Die Gegend, in der wir uns befanden, war eine wellige Hochebene (etwa 1000—1500 m über dem Meeresspiegel), freies Steppenland ohne Baumwuchs; keine Menschen, keine Lager konnte das Auge weit und breit entdecken, nur ganz in der Ferne gegen Osten sah man bei der klaren Luft in der Thalmulde zwischen niederen Hügelreihen die Blechdächer von Ladysmith in der Sonne glänzen, während im Westen am Horizont die blauen Spitzen des Mount Maria, des Spion- und Vecht-Kop und weiter hin nach Norden die schroffen Felszacken der Drakensberge, den Dolomiten ähnlich, emporstiegen. Zwei Buren, welche ich auf dem Wege durch die Hochebene nach Westen antraf, begleiteten mich.

Durch diese Fläche (Blakte, wie sie die Buren nennen) wollte Buller nach Erstürmung des die ganze Umgebung beherrschenden Spionkop geradewegs nach Ladysmith durchbrechen.

Der englische Angriff auf den Spionkop wurde um 1 Uhr morgens am 24. Januar von General Woodgate mit Lancashire-Fusileers, Royal-Lancaster-Regiment, South-Lancashires und Mounted-Infantry unter Colonel Thorneycroft unternommen, nach-

dem ein vom 20.—23. Januar mit der ganzen Infanteriemacht, sechs Feld- und vier Haubitzen-Batterien unternommenen Angriff auf den Vechtkop (Bastionhill) von den Buren mit sieben 7,5 cm-Kanonen und zwei automatischen 3,7 cm-Schnellfeuergeschützen wiederholt und mit schweren Verlusten abgewiesen worden war. Die Engländer gaben selbst die Ueberlegenheit, vorzügliche Feuerdisziplin und Treffsicherheit der transvaalischen Artillerie zu. Die Kanonen waren besser bedient, namentlich die einfache Maschinerie der aus Deutschland bezogenen Geschütze funktionierte tadellos; daneben verfehlte das unheimlich in rascher Folge erdröhnende Feuer der kleinen Granaten der beiden Nordenfeldt-Maxim-kanonen in den englischen Reihen seine Wirkung nicht. Schon der kurze, hohl und dumpf klingende Schlag des Schusses: Pom — Pom — mehrmals in der Minute, zuerst zwei-, dann dreimal, versuchsweise, dann auf einmal fünfundzwanzigmal wiederholt, hatte sicher eine unheimliche, demoralisirende Wirkung. — Wer dies einmal in der dampf- und stauberfüllten Steppe, wo noch dazu die Rauchsäulen der Grasbrände den Ausblick hindern, gehört hat, vergißt es nie wieder; man glaubt den Kriegsgott zu vernehmen, wie er seine Opfer sucht. Besonders im Flankenfeuer sollen diese kleinen Sprenggranaten wegen ihrer raschen Folge eine verheerende Wirkung gehabt haben.

Die Buren wußten gerade bei diesen Angriffen auf Vecht- und Spionkop ihre Geschütze in den Flanken ihrer halbkreisförmigen Stellung so zu richten, daß die Engländer häufig in gekreuztes Feuer kamen. Die letzteren selbst sagten uns später, daß sie vergeblich mit ihrer Artillerie die in den kouliffenartig eingeschnittenen Felsschluchten verborgenen Burengeschütze ausfindig zu machen suchten. Das rauchlose Pulver der Kruppgeschütze kam hier besonders zu statten. Die englische Artillerie schoß weit über Vecht- und Spionkop hinaus in die Blakte, wo bei einer Farm die Burenambulanz von Pretoria unter Dr. Reinhard und Johannesburg unter Dr. Lilpop stand; dort hat Dr. Reinhard mehrere in dem weichen Erdreich und sumpfigen Grund nicht explodierte Lyddit-bomben ausgegraben.

Dazu kam noch eins: die Engländer hatten keine genaue Orientierung in den Bergverhältnissen nördlich vom Tugela, während ich bei den Buren eine im Generalgeometer-Cantoor von Pretoria gezeichnete gute Karte von Natal gesehen habe, und der Bur, wie schon erwähnt, durch sein Leben in der Steppe eine sehr geübte Ortskenntnis, ich möchte sagen, ein natürliches Gefühl für eine »mooi positie«,*) besaß; denn sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß Woodgate gerade mit

*) Gute Stellung.

der Stirne gegen die festeste Burenstellung, den Felsenkranz des Spionkop, den ja Buller den Schlüssel zur Burenstellung genannt hatte, angerannt wäre. Er brachte seine Truppen gegen 4 Uhr morgens auf das Plateau des Spionkop, etwa 300—500 m hoch, vertrieb eine kleine Burenbesatzung eines gemischten Ausländer-Kommandos, deren Führer als einer der ersten den Berg verließ, aus den vordersten Steingräben. Als aber der Nebel des Morgens sich verzogen hatte, sah er sich auf 30 und 50 m Entfernung am nördlichen Rande des Berges einer neuen Reihe von Schanzgräben gegenüber, aus denen, weil sie höher lagen, er mit Erfolg beschossen werden konnte. Die Buren mit einigen dreißig ausländischen Freiwilligen hatten, indem sie sagten: wir brauchen keinen Führer, den nördlichen Hang des Berges unter dem Schutze des Nebels wieder erklommen. Der kritische Augenblick für die Buren war also vorbei. Dazu kam, daß der felsige Grund fast glatt war, den Engländern wenig Deckung bot, Wassermangel bei ihnen eintrat, und über den südlichen steilen Abhang keine Geschütze heraufgebracht werden konnten. Mit Verstärkung durch die Scottish Rifles, die 3rd Kings Royal Rifles konnten sich die Engländer in der schlechten Stellung wohl noch des Tages über trotz furchtbaren Shrapnelfeuer der Buren halten, verließen aber unter dem Schutz der Dunkelheit wieder den Berg; einzelne hatten sogar die weiße Flagge gehißt. Am Morgen des 25. Januar waren die Buren wieder im Besitz ihrer Schanzen. Sie versorgten die Verwundeten und zahlreichen Toten, welche die Engländer auf der Wahlstatt gelassen hatten. In den Steingräben hinter den Schanzen wurden sie schichtenweise eingebettet und notdürftig mit Erde bedeckt.

Als ich dort war, sah man überall noch die Zeichen der grausigen Zerstörung; Bäume waren zersplittert, Steintrümmer durch die geplatzten Bomben überall umhergestreut; die Laufgräben, jetzt Grabstätten, waren von weitem an den Hängen des Berges erkenntlich.

Dr. Lilpop erzählte mir, daß auf dem Verbandplatz dort ein englischer Militärarzt ihn auf die Häufigkeit der Kopfschüsse bei den Engländern mit Herausschleuderung des Gehirns aufmerksam gemacht habe unter dem vorwurfsvollen Hinweis, daß die Buren offenbar mit Dum-Dum geschossen haben. Dem mußte entgegengehalten werden, daß das Kleinkaliber bei Nahschuß sehr oft diese explosive Wirkung hat, übrigens haben die englischen Soldaten zuerst Dum-Dum verwendet. —

Gegen Abend holte ich kurz vor Modderspruit in leichtem Galopp meinen Wagenlenker wieder ein. Die Artilleriepositionen der Buren waren dort noch am alten Ort, unsere Krankenwärter bei den zurückgebliebenen Ambulanzgütern warteten schon ungeduldig auf mich. Am nächsten Morgen zogen wir denselben

Weg mit dem beladenen Mauleselwagen, dem Ochsenwagen, verstärkt durch einen Krankenwärter, zwei Kaffern und drei Pferden wieder westwärts zurück, während der letzte Krankenwärter in Zelten mit zwei Kaffern an der Eisenbahnstation in Modderspruit mit dem Rest der Güter noch weiter warten mußte.

Man mußte in dieser Gegend im Beladen der Wagen wegen der vielen sandigen Furten sehr Maß halten. Das sollten wir bald erfahren. Zwischen Modderspruit und MacDuling-Farm hatten wir nämlich nicht weniger als sechs Flüsse zu durchfahren mit sandigen und lehmigen Furten.

Durch die ersten beiden Zuflüsse des Klipriver kamen wir glücklich hindurch, aber mitten im Klipriver, der etwa so breit wie die Isar ist und steile, vier Meter hohe Böschungen hat, (siehe Bild Seite 201) blieben wir stecken; der schwere Ochsenwagen sauste den steilen Uferweg rasch hinunter, hinter den 16 Ochsen her; aber diesen gefiel es in dem Wasser so sehr, daß sie trotz unzähliger Peitschenhiebe nicht am jenseitigen Ufer hinaufzubringen waren. Die Jocheinspannung der Tiere (Bilder Seite 108 und 201) allein, ohne Seitenstränge, gestattete ihnen volle Freiheit in der seitlichen Bewegung, so daß wir sie nicht wieder zum Anziehen brachten; die ersten Leitochsen wollten nicht. Währenddem versanken die Räder bis zur Achse im Sand des Flußbettes. Ich dachte schon, wir müßten abladen und dann sehen, wie wir aus dem Wasser herauskämen. Da lernte ich aber kennen, wie rasch und bereitwillig der Bur seinem Freunde hilft. Hinter uns kamen Buren mit vielen Transportwagen. Ohne viel Bitten oder Fragen spannten die nächsten hinter uns ihre 16 Ochsen vor die unsrigen, und mit 32 Ochsen Bespannung sauste unser Wagen das jenseitige Ufer durch eine Gasse von Peitschenhieben empor. Die ganze mir sehr bedenklich erscheinende Stockung war so rasch erledigt ohne viel Dankesworte, daß ich einmal wieder ordentliche Achtung vor den Buren bekam. Jetzt konnte ich auch begreifen, wie überlegen schnell und pünktlich zur rechten Zeit sie ihre Artillerie bald da, bald dort erscheinen lassen konnten.

Die nächsten Furten machten keine Schwierigkeiten, da die Ufer nicht steil waren. Der Sandspruit bot uns ein willkommenes Bad; auch Buren badeten dort fleißig; ich habe Photographien davon.

Die Engländer glaubten allgemein, die Buren wären schmutzig, halb verwildert; auch Mischlinge mit Schwarzen wären darunter; all dies ist nicht wahr! Ich sah im Krügersdorper Hospital unzählig viel mehr Ungeziefer bei den englischen Soldaten als bei allen Buren zusammen. — Während wir badeten, bereiteten uns unsere Kaffern in einem ausgehöhlten Termitenhaufen mit Kuhmistfeuerung (Holz war weit und breit keines zu finden) unser einfaches Abendessen, das in Thee, Brot

mit Butter und Marmelade und etwas geschmortem Fleisch bestand. Auch Krabben, die gesotten wie unsere Krebse gegessen wurden, waren leicht im Flusse mit etwas Fleisch an einer Schnur zu fangen. In den Bächen Natals und Transvaals gab es überall diese Schalentiere in bedeutender Menge und Größe. Auch Leguanen schlüpften, als wir badeten, von dem grasigen Ufer in das Wasser. —

Den Buren schickte ich noch am selben Abend mit dem Mauleselwagen voraus nach MacDuling-Farm, während ich mit dem Krankenwärter nur langsam weiterfahren konnte, da die Ochsen immer nach drei bis vier Stunden Fahrt eine Stunde lang zur Fütterung ausgespannt werden mußten. Wir blieben aus demselben Grunde in der Nähe des Blauwbankspruits über Nacht; in meinem Schlafsack schlief ich ausgezeichnet im Freien. Am nächsten Morgen in aller Früh fuhren wir dann wieder über die Hochebene am Mount Maria vorbei den Rest des Weges bis MacDuling-Farm. —

Dort angekommen, fand ich keine wesentliche Veränderung der Lage, die Buren kämpften noch immer auf den Höhen nördlich des Tugela, wohin die englischen Schiffsgeschütze Tag für Tag ihre eisernen Grüße mit gewohnter Regelmäßigkeit sandten. Einige wenige Verwundete wurden bei uns eingebracht, darunter auch ein 13jähriger Junge aus dem Krügersdorp-Lager, der einen Schuß durch den Armbeugemuskel hatte; nach Anlegung des Verbandes ließ er sich nicht im Spital halten, sondern kämpfte weiter.

In meiner Abwesenheit hatten sich auch wieder einige von den Europäern, welche bei den Buren mitfochten, zum Besuch bei unserer Ambulanz eingefunden. Wir luden sie zum Essen ein, dabei ging wieder verschiedenes Eßbesteck verloren. —

Den Krankenpfleger sandte ich am nächsten Tage abermals mit dem Ochsenwagen nach Modderspruit zurück, um den Rest der Ambulanzgüter auch hierher zu bringen. Kaum war er einige Stunden fort, so kamen verschiedene Verwundete mit der Nachricht, daß die Buren die Colenso-Position aufgegeben und auf den Kopjen bei Pieters weiter rückwärts neuerdings Stellung genommen hätten; aber auch diese Positionen würden schon sehr stark beschossen und könnten wahrscheinlich nicht lange mehr gehalten werden. Thatsache war es, daß der Kanonendonner von uns aus sich immer mehr gegen Osten entfernte. Es war dies am 26. Februar 1900.

In der ganzen folgenden Nacht hörten wir die Bomben in immer weiterer Ferne vorbeisausen, ungefähr so, daß der mittlere Teil der Flugbahn uns näher war, daher deutlicher gehört werden konnte, während das Ende derselben schon sehr weit hinter uns aus weiter Ferne die Explosionsstelle vernehmen ließ. Am nächsten Morgen, den 27. Februar, früh 7 Uhr

ließen wir den Feldkornet der Heidelberger, der gerade in der Nähe war, zu uns ins Lazarett kommen und fragten ihn, wie die Kriegslage wäre. Derselbe meinte, die Buren seien wohl vor der englischen Uebermacht etwas zurückgegangen, hätten die Zelte abgebrochen und die Ochsenwagen nach rückwärts verbracht, aber die Bürger seien alle noch da auf dem alten Fleck und es käme heute zu einem entscheidenden Kampf. Von den Mißerfolgen der Buren im Freistaat erzählte er uns nichts.

Wir im Lazarett nun hatten keinen Ochsenwagen, um die Ambulanzgüter nach rückwärts zu bringen; unsere zwei Ambulanzwagen brauchten wir für den Ernstfall; was von den leichter Verwundeten und Kranken gehen konnte, entließen wir zu Fuß zu ihren Lagern. Um 10 Uhr vormittags, als wir selbst Ausschau hielten nach dem Stand der Dinge, sahen wir weit und breit keine Zelte, keine Wagen, keine Buren mehr, so schnell war alles auf und davon. Da erinnerte ich mich zum erstenmal wieder des rotblonden Johannesburgers, der mir in Modderspruit damals sagte: „Sie haben eben die Buren noch nicht flüchten sehen; wenn dieselben einmal zu laufen anfangen, dann laufen sie alle und furchtbar weit."

Verschiedene Ambulanzwagen, so der vom Johannesburger-, der vom Ermelo-Lager, setzten bei uns Schwerverwundete ab, der ganze Wiesenplan des Gartens war in kurzer Zeit bedeckt; während wir mit den Neuangekommenen die Hände vollauf zu thun hatten, entfernten sich die übrigen Verwundeten und Kranken unseres Hospitals, die noch einigermaßen gehen konnten, selbst unbemerkt. Verschiedene von ihnen werden wohl mit den entleerten Ambulanzwagen weiter gezogen sein. So erinnere ich mich besonders zweier älterer Buren, die infolge einer Lyddit-Explosion halb bewußtlos geworden waren und seit 14 Tagen weder ordentlich gehen noch sprechen konnten (wir hatten sie aus unserem ersten Feldlazarett beim Zoutpansberg-Lager in das Hospital auf MacDuling-Farm mitgenommen); sie beide waren, als ich nach dem Verband der frisch Verwundeten mich um unsere früheren Kranken wieder umsehen wollte, mit allen übrigen verschwunden.

Das Einbringen der neuen Verletzten, welche aus den Gefechten bei Pieters kamen, geschah mit einer bewundernswerten Ruhe; ich habe bei keinem einzigen Buren eine besondere Aeußerung der Angst oder des Schmerzes vernommen. Während auf dem Rasen des grünen Baumgartens die Verwundeten in aller Stille warteten, bis einer nach dem andern verbunden werden konnte, kehrten die Ambulanzwagen immer wieder von neuem beladen zu der Farm zurück, und dabei lag der helle, freundliche Sonnenschein eines klaren Sommermorgens über der Gegend; aus weiter Ferne nur hörte man das Dröhnen der Geschütze und Knattern der Gewehrsalven. —

Das Kleinkalibergeschoß machte in den meisten Fällen nur kleine Hautwunden, die wenig bluteten; ich sah daher auf-

Bur mit Lee-Metford-Schuß quer durch die Bauchmuskeln und linken Arm.

fallend wenig Blutungen, aber von dem mächtigen Eindruck der Verletzung waren die Geschossenen alle bleich und ruhig

Bur mit einem Lee-Metford-Schuß durch linken Arm und Brust.

geworden. Unter den Schußwunden waren sehr viele, bei welchen ein Geschoß einen Arm und den Körper zugleich durch-

bohrt hatte; solche Verletzungen durch Kleinkaliber-Geschosse waren fast alle punktförmig (siehe Bild Seite 169). Diese frischen Wunden wurden gar nicht oder nur wenig mit entsprechend verdünnter Sublimatlösung ausgewaschen, mit sterilisierter, trockener Verbandgaze, welche ich in kleinen Baumwollpaketchen meterweise eingewickelt von München*) mitgenommen hatte, bedeckt; darüber kamen zur Befestigung einige Streifen Heftpflaster. Unter diesem einen Verbande heilten die meisten Schußwunden, auch wenn das Geschoß durch den ganzen Rumpf gegangen war, innerhalb 14 Tagen. Von feuchten Verbänden mit fäulniswidriger Flüssigkeit unter Guttaperchadecke sah ich bei frischen Verletzungen nie viel Gutes.

Auch die Verletzungen durch Granatsplitter und Shrapnel-Kugeln heilten unter diesem Verband sehr gut; ich beobachtete fast nie Wundfieber und Eiterungen, in keinem einzigen Falle Wund-Rose. Eiterung trat jedoch in allen Fällen ein, wenn die Wunden vorher mit den Fingern oder mit der Sonde berührt oder mit einem in seiner Reinheit zweifelhaften Verbande bedeckt waren.

Die Wunden durch Granatsplitter oder Shrapnel-Kugeln zeigten meistens einen breiten, mit Blut unterlaufenen Rand. —

Was die von den Engländern erwartete heftige Wirkung der Lyddit-Explosion anlangt, so war sie jedenfalls nicht größer als die ähnlicher Sprengstoffe. An der durch die Zeitung gegangenen Behauptung, daß die bei der Explosion des Lyddits entstehenden Gase viele Menschen in weitem Umkreise getötet haben, war kein wahres Wort; auch die Zahl der kleinen scharfen Splitter war bei zersprengten Lydditbomben nicht größer als bei anderen Granaten. Die Buren erzählten nur immer von dem Gestank der gelben Lydditdämpfe. Die Engländer aber fragten jedesmal, wenn sie mit uns in Berührung kamen, über die Wirkung der Lydditbomben. Sie meinten immer, die Menschen in der Nähe einer solchen Explosion müßten alle vernichtet worden sein. Da würde es schon lange keine Buren mehr gegeben haben; denn die Engländer haben am Tugela viel Lyddit verpufft. Allerdings sah ich öfters, daß Buren, in deren Nähe eine solche Bombe geplatzt war, wochenlang an Haut, Haaren und Kleidern citronengelb gefärbt waren; diese Färbung war sehr schwer abzuwaschen und hatte denselben bitteren Geschmack wie Pikrinsäure.

---

*) Aus der Rosen-Apotheke. — Solche Verbandpäckchen lassen sich auch zweckmäßig luftdicht in kleinen Blechbüchsen mit doppeltem Deckel einlöten; der innere Deckel ist aufgelötet, dünnwandig; der äußere dicker, drehbar aufgesteckt, am Rande verklebt, hat auf der Innenfläche einen vorstehenden Sporn, welcher beim Drehen den inneren Deckel kreisförmig aufschneidet. In die geleerte Blechbüchse thaten die englischen Aerzte einige wenige Instrumente in Carbollösung für den Notfall. —

Die Lyddit-bomben explodierten nicht immer beim Aufschlagen; es waren viele Blindgänger dabei.

Die englischen Shrapnels waren eiserne Hohlcylinder von 19—20 Centimeter Länge und 7 Centimeter Durchmesser, im Innern ausgestattet mit einem Draht- und Blechgerüste, zwischen welchem 200—250 Bleikugeln mit Sprengpulver eingebettet waren. Diese Bleikugeln hatten ein Gewicht von 11 und 12 Gramm. Die Shrapnels wurden auf 1000—2000 Meter geschossen, explodierten mit weißen Rauchwölkchen etwa 30 bis 60 Meter oberhalb der Verschanzungen in der Luft und streuten ihren Inhalt in 60 Meter Entfernung nach vorwärts auf die Erde. Die eiserne Hülse fiel, nachdem der kegelförmige Kopf des Shrapnels durch die Explosion aus derselben herausgerissen war, meist als ganzes Stück oder in der vorderen Hälfte in mehrere Lappen zerrissen und umgebogen mit wenig Kraft zur Erde. Wegen des großen Streuungskegels verursachte ein Shrapnel meistens viele Verletzungen durch die einzelnen Kugeln. Sie trafen die liegenden Schützen im Rücken, in den Schultern, doch drangen sie wegen der geringen Kraft selten tief unter die Haut ein. —

Unter unseren Verletzten waren einige sehr schwere. Ein Bur hatte einen Lee-Metford-Schuß quer durch den Körper und das Rückenmark bekommen; er war schon vor acht Tagen getroffen worden und während dieser Zeit im Lager liegen geblieben. Durch den raschen Transport beim Rückzug der Buren hatte sich sein Zustand derart verschlimmert, daß er noch am Nachmittag der Ankunft bei uns starb. Ein anderer junger Bur, Beamter vom Post-Kantoor in Pretoria, hatte, als er aus dem Laufgraben aufstand und fliehende Bürger zurückhalten wollte, einen Schuß schief durch den Leib bekommen, lief noch einige hundert Schritt weiter und fiel dann unter Erbrechen zu Boden. Nach seiner Ankunft in unserem Spital (24 Stunden nach der Verletzung) war sein Befinden verhältnismäßig gut, es ließen sich keine Zeichen einer inneren Blutung oder Bauchfellentzündung finden. Die beiden kleinen Wunden waren ohne Eiterung verkrustet; da trat nach weiteren 48 Stunden, spät am Abend, wiederum Erbrechen ein. Ich hatte für den nächsten Morgen zur Operation die Instrumente und Verbandstoffe bereits ausgekocht; allein, als die Sonne wieder aufgegangen war, war der Verfall der Kräfte des Armen schon so weit vorgeschritten, daß an eine Rettung nicht mehr zu denken war. Bei der großen Menge von Fliegen in unserem Spital wäre auch eine Bauchoperation sehr bedenklich gewesen. Vor seinem Tode trug er mir noch Grüße an seine alte Mutter in Rustenburg auf, die ich durch einen afrikanischen Kollegen aus dieser Stadt überbringen ließ. —

Die Buren sahen es nie gerne, wenn die Aerzte Sektionen vornehmen wollten; doch mußte es für künftige Fälle wertvoll

sein, den Weg des Geschosses durch den Bauch bei dem Verstorbenen und die Ursache des raschen Todes zu finden; deshalb ließ ich die Leichenöffnung vornehmen: das Geschoß war ohne Verletzung des Darmes oder eines großen Blutgefäßes durch die Gekröswurzel der Eingeweide gegangen; es war zu einer Verklebung zwischen Magen und Dünndarm gekommen, dabei hatte sich der Darm um seine Längsrichtung gedreht und auf diese Weise abgeschnürt.

Das Bild zeigt unsern toten Buren, gebettet auf der Gartenmauer von MacDuling-Farm, im Hintergrund nach Westen den Thaleinschnitt des Onderbroekspruit und darüber die tafelförmigen Höhen vom mittleren Lauf des Tugela, wo die Buren wochenlang den Engländern widerstanden hatten.

Toter Bur, im Hintergrund die Berge nördlich vom Tugela.

Am gleichen Abend noch senkten wir ihn und seinen Kameraden am südlichen Ende des Gartens mit dem Ausblick auf die Gegend von Colenso in die rotbraune, harte Erde. Des Farmers Söhne hatten ihren Stammesgenossen dort unter Mimosen und Weidenbäumen ein Plätzchen der Ruhe gegeben und einfache Holzsärge besorgt. Das Trauergeleite war klein, ein kurzes Gebet schloß die ernste Feier. Die letzten Kanonenschläge von Pietershill waren der Abschiedsgruß der aus Natal zurückweichenden Buren.

Auch dieser Dienst gehört zu den Pflichten unter dem Roten Kreuz.

Die Kinder des Farmers setzten auf jeden Grabeshügel ein schlichtes Holzkreuz, das täglich mit frischen Blumen geziert war, so oft ich vorbeikam. —

Bis hierher hatten die kriegerischen Ereignisse folgenden Verlauf genommen: Die Buren hatten am 7. Februar den Angriff der Engländer auf den Vaalkrantz wie früher am Spionkop abgewiesen, waren ihnen aber wieder nicht thatkräftig über den Tugela nachgefolgt, so daß Sir Redvers Buller seinen Rückzug ungestört vom 8. bis 12. Februar nach Chieveley-Station durchführen konnte, ohne einen Mann, ein Pferd, ein Pfund verloren zu haben, wie er sich rühmte. Daß die Buren den abziehenden Feind nicht vernichteten oder, besser gesagt, wegen Mangel an Reserven es nicht konnten, sollte sich bald rächen. Die erste Schlacht von Colenso am 15. Dezember 1899 war gerichtet gegen die rechte Flanke der Buren, weil Buller glaubte, diese sei längs des Flusses die schwächere. Nun kamen aber Nachrichten in das englische Lager von der Schwäche des linken Burenflügels, von Ermüdung und Uneinigkeit der einzelnen Kommandos, so daß es Buller wagte, diesen linken Flügel anzugreifen. Es war ja eigentlich auch der nächste und mehr durch flaches Land führende Weg nach Ladysmith. Außerdem hatte Buller Verstärkung erhalten von 22,000 auf 36,000 Mann, worunter namentlich die Irregulare Horse, South African Light Horse, die Natal-Carabineers, als Aufklärungstruppe mit dem Lande und der Fechtweise der Buren vertraut, auch in der Treffsicherheit den Buren gewachsen waren. Die Buren hatten im Anfang 12,000 Mann mit etwa zwölf sehr guten Geschützen, mußten aber bald zur Verteidigung des Freistaates, als Cronje in Schwierigkeiten kam, mehrere tausend Mann abgeben. Dagegen verfügte Buller über 66 Geschütze, darunter zehn Schiffskanonen, welche 7—9 englische Meilen weit reichten.

Die Buren hatten es unterlassen, die südlichen Vorberge von Colenso stark zu besetzen oder konnten es vielleicht nicht genügend; auch ihr östlicher Flügel war, wahrscheinlich aus dem gleichen Grunde, nicht sehr kräftig und reichte nicht bis auf die östlichen Ausläufer der Tugelahöhen am rechten Ufer dieses Flusses. Daher konnten die Engländer nach kurzem Gefecht, in welchem sechs Buren getötet wurden, den nördlich von Chieveley gelegenen Hussarhill mit den South African Light Horse als Vorhut, denen die Royal Welsh Fusiliers unter General Barton folgten, am 12. Februar nehmen. Die Buren meinten, die Engländer könnten sich dort wegen Wassermangels nicht halten; allein unter großen Schwierigkeiten versorgten diese ihre Befestigungen auf dem Hussarhügel mittels regelmäßigem Wassertransport auf Ochsenwagen und eisernen Tanks. (Siehe Abbildungen Seite 108 und 201.)

Darauf folgte für mehrere Tage wieder eine furchtbare, ununterbrochene Kanonade, mit welcher die Engländer immer die feindliche Stellung zuerst erschüttern wollten, die aber nie viel Schaden verursachte.

Am 17. Februar morgens bewegte sich die englische Armee nach Osten vom Hussarhügel, diesen als Stützpunkt benützend, und Lord Dundonald bog mit seiner Kavallerie-Brigade, den Natal-Carabineers und Imperial Light Horse an der Spitze, durch Buschwald und felsige Einsenkungen möglichst weit nach Osten aus. Hätten die Buren hier auf ihrem östlichen Flügel gute Vorposten gehabt (der Patrouillen- und Nachrichtendienst wurde auf Seite der Buren überhaupt erst durch die mitkämpfenden Europäer eingerichtet), so hätten sie die ganze Kavallerie, welche zu Fuß sich durch Gestrüpp den Weg bahnen mußte, vernichten können. Durch dieses sehr schwierige Gelände gelang es Lord Dundonald, unbemerkt den Gipfel des Monte Cingolo zu erreichen und den höchstens 100 Mann starken vorgebogenen Teil des linken Burenflügels auf dessen Hauptstellung über Cingolo Nek auf den Monte Christo nach Norden zurückzuwerfen. Die Kanadier, ebenfalls eine ausgezeichnete Truppe und die Infanterie folgte dieser Bewegung nach und verschanzte sich auf dem Monte Cingolo. Durch weitere Umgehung warf Lord Dundonald mit seiner Kavallerie den nunmehr zurückgebogenen linken feindlichen Flügel am 18. Febr. auch vom Monte Christo. Die Buren nannten diese Höhe den großen Buschrand; er beherrschte den westlich von ihm gelegenen kleinen Buschrand, Green Hill, den Buller durch einen fast gleichzeitig angeordneten frontalen Angriff ebenfalls am 18. Febr. gewann.

Monte Christo, der sich als eine langausgezogene Höhe von Norden nach Süden erstreckte, gewährte eine vollkommene Einsicht in den östlichen Teil der Tugelaposition der Buren und ebenso in die weiter nördlich liegende Position von Pieters, auf welche die Buren nunmehr zurückgingen. Am Nordabhang des Monte Christo floß durch eine enge Schlucht mit Stromschnellen der Tugela zuerst nach Norden, dann nach Osten, und von der Höhe dieses Berges konnte man das acht englische Meilen entfernte Ladysmith und den Lombardkop (Bulwana Hill) erblicken. Es war also der wirkliche Schlüssel zu den Burenpositionen; von hier aus brachte Buller dieselben auch zum Aufrollen von Osten nach Westen.

Ich sah die ununterbrochene Kanonade von 60 englischen Geschützen, welche auf den Höhen bei Chieveley (Gun Hill und Hussar Hill) standen, auf den kleinen und großen Buschrand Tag und Nacht gerichtet vom Onderbroekplateau aus. Mehrere tausend Geschosse durchsausten wohl bei wolkenlos heiterem Himmel die Luft mit dem unheimlichen Zischen und Heulen und setzten zum Schluß den ganzen Buschrand mit seinem dürren Gestrüpp in Brand, so daß seine Umrisse noch lange fortglühend bis tief in die Nacht hinein aufleuchteten. (Siehe S. 151 und 152.)

Auf Seite der Buren sind damals manche Fehler gemacht worden, die den Verlust dieser beherrschenden Höhe zur Folge

hatten. Ein Europäer, welcher die Kämpfe mitmachte, erzählte mir, daß der Feldkornet einer Abteilung des Middelburgkommandos (40 Mann stark!) am Samstag den 17. Febr. 1900 von den Abhängen des großen Buschrand aus um Verstärkung an General Lukas Meijer sandte; dieser aber, der sich auch sonst durch eigene Handlungsweise auszeichnete und auch bei Elandslaagte beim Ueberfall auf das englische Lager am 10. April 1900 seine Buren nicht aus den Bergen herausbrachte, sandte die Verstärkung erst am Sonntag Nachmittag durch Krügersdorper. Am Samstag den 17. Februar aber hatten die Engländer den südlichen Teil des kleinen Buschrandes bereits gestürmt und ebenso auf den südlichen Teil des großen Buschrandes Kanonen heraufgebracht. Infolgedessen stand die Sache am Sonntag Morgen schlecht für die Buren; am Sonntag Abend gingen die Engländer zum Teil vom kleinen Buschrand zurück, die Buren aber auch auf dreimaligen Befehl von General Meijer, trotzdem der Feldkornet sich geweigert hatte. (Dieses Verlassen oder Aendern der Positionen mit einbrechender Dunkelheit war von nun an gewöhnlich; möglicherweise, weil man Umzingelung bei Nacht vermeiden wollte.)

Am Montag den 19. Februar früh wurde durch das Scouting Corps unter Richiardi die Holzbrücke über den Tugela gesprengt aber schlecht, weil Dynamit mangelte; (die Eisenbahnbrücke war schon früher vernichtet worden), darauf kamen noch sechs Buren einzeln vom kleinen Buschrand herübergeritten an den Tugela und fragten, warum die Brücke gesprengt sei, auf dem kleinen Buschrand sei weder ein Bur noch ein Engländer. Um 8 Uhr früh desselben Morgens wurden die Engländer durch das Sprengen der Brücke aufmerksam und bewarfen die Straße von Colenso nach Pieters am linken Ufer des Tugela mit Granaten. Alle Buren zogen sich auf ihre rückwärtige Position (deren Zentrum der Railway Hill, Pieters-Hill an der gleichnamigen Eisenbahnstation südlich von Ladysmith, im Osten der Barton Hill, im Westen Inniskilling Hill, Dornkloof und Onderbroekplateau bei MacDuling-Farm bildete) zurück.

Obwohl Monte Christo den östlichen Teil auch der Pieters-Position beherrschte, nahm Buller diesen Berg zunächst nicht als Stützpunkt zu einer zweiten Aufrollung des östlichen Burenflügels, sondern versuchte wieder einen frontalen Angriff auf Pieters Hill mit Ueberbrückung des Tugela bei Colenso am 21. Februar nachmittags, weil er die Buren in vollem Rückzug wähnte, die Buren ihre Zelte abbrachen und lange Reihen von Ochsenwagen westlich von Ladysmith über die Hochebene abzogen; aber die Bürger mit ihren Pferden waren noch hinter Pieters Hill und bereiteten den durch das enge Thal längs der Eisenbahn heraufziehenden Engländern an der eisernen Brücke über den Onderbroekspruit eine mörderische Füsilade.

Die Shrapnels der Buren platzten wohlgezielt über den englischen Schanzen, verwundeten oft acht Mann und mehr auf einmal; die Pom-Pom-Geschütze der Buren, wovon die Engländer damals noch keine hatten, sondern erst um diese Zeit von London nachgeschickt bekamen, arbeiteten mit tödlicher Sicherheit.

Wer weiß, wie die Sache sich noch gewendet hätte, wenn nicht gerade in diesen Tagen die traurigen Berichte von Cronje und das Vordringen Lord Roberts in den Freistaat bekannt geworden wären; die Buren am Tugela mußten 5000 Mann nach dem Freistaat abgeben.

Ein Kriegs-Berichterstatter der »Morning Post« schrieb damals über die Schlacht bei Pieters:

The Boers*) on their part had made some new trenches in advance of those on the crest of the hill, so that the opposing firing lines were scarcely three hundred yards apart, which meant that everyone in them must lie still or run grave risks. Thus they remained all day, firing at each other continually, while on the bare ground between them the dead and wounded lay thickly scattered, the dead mixed with the living, the wounded untended, without dressings, food, or water, and harassed by the fire from both sides and from our artillery. It was a very painful thing to watch these poor fellows moving about feebly and trying to wriggle themselves into some position of safety, and it reminded me of the wounded Dervishes after Omdurman — only these were our own countrymen.

Ja! Ja! Das waren seine Landsleute! Der Engländer wurde mitten in seinem Elend an das grausige Hinmorden und Verstümmeln der Derwische im Sudan durch Explosivgeschosse erinnert; das mag vielleicht das Gewissen gewesen sein, welches sich damals bei ihm ein wenig regte! —

Die Buren hatten auch in diesen Kämpfen wie immer sehr geringe Verluste. Sie verloren in den ganzen Kämpfen am Tugela einige hundert Mann, sehr wenig Gefangene.

---

*) Die Buren hatten ihrerseits auf dem Kamme des Berges (Inniskilling-Hill) vorwärts rückend einige neue Verschanzungen angelegt, so daß die Feuerlinien kaum 300 Yards von einander entfernt waren und jeder dazwischen ruhig liegen bleiben oder in die größte Lebensgefahr kommen mußte. So blieben sie den ganzen Tag auf beiden Seiten ununterbrochen feuernd, während auf dem nackten Grunde dazwischen Tote und Verwundete in dichten Haufen lagen, schon Gestorbene unter Lebenden, die Verwundeten unversorgt, ohne Verband, ohne Speise und Trank und dazu ausgesetzt dem Gewehr- und Artilleriefeuer von beiden Seiten. Es war schrecklich anzusehen, wie sich die Armen schwach aufrichteten, um sich selbst hin- und herbewegend an eine schutzbietende Stelle zu bringen; das erinnerte mich an die verwundeten Derwische bei Omdurmann — doch dies hier waren unsere eigenen Landsleute.

Um diese Zeit, am 24. Februar, als der Tod wieder einmal ein großes Erntefest feierte, da ereignete sich noch folgender Zwischenfall: Mit Tagesanbruch kamen die Buren, weil sie die Verwundeten und Toten der Anstürmenden näher bei ihren Schanzen in ihrem Elend liegen sahen, mit einer Roten Kreuz-Fahne auf das freie Feld; das Kleingewehr-Feuer hörte infolgedessen an diesem Punkte alsbald auf. Die Buren nahmen ihre wenigen Verwundeten auf und gaben verschiedenen von den englischen Verwundeten Wasser zu trinken.

Dann nahmen sie denselben die Patronentaschen und Gewehre ab. Dem einen oder anderen zogen sie vielleicht auch die Schuhe ab, weil sie selbst infolge der langen Kämpfe am Tugela damit schlecht bestellt waren.

Daß sie aber, wie die englischen Berichte meldeten, die Verwundeten und Toten beraubt und ihnen die Taschen ausgeleert hätten, das glaube ich nie und nimmermehr.

Ich habe nie einen Buren gesehen, der etwas derartiges gethan hätte; denn eine solche Handlungsweise läßt sich mit dem Charakter desselben, der mit den Gefangenen und Verwundeten stets das größte Mitleid hat, Gefangene lieber freilaufen als elend umkommen läßt, die Toten des Feindes wie seine eigenen bestattet, nicht vereinen. Im Anfang des Krieges, als sie selbst noch Kleider genug hatten, habe ich nie bei den Buren einen englischen Khakirock gesehen.

Kurz gesagt, die englischen Soldaten schossen auf die Buren, welche mit der Roten Kreuz-Flagge bei den Verwundeten knieten. Das war aber das Zeichen zu erneutem Feuer auf beiden Seiten, welches mit schrecklicher Heftigkeit den ganzen Tag über andauerte. —

Buller sah ein, daß sein Frontalangriff ungeheuere Opfer kostete, vielleicht unmöglich war, und beschloß daher den Rückzug und einen zweiten Flankenangriff auf den östlichen Flügel der Buren. Mit Tagesanbruch des 25. Februars, eines Sonntags, sandte er einen Parlamentär zum Feinde um Waffenstillstand für Versorgung der Toten und Verwundeten.

Merkwürdig war es, daß die Engländer jedesmal einen Waffenstillstand verlangten, wenn sie sich in mißlicher Lage befanden. Die Buren gewährten ihn meistens, während, wie der weitere Verlauf des Krieges gezeigt hat, die letzteren, wenn sie einen solchen verlangten, denselben nicht immer zugestanden erhielten.

General Botha gewährte auch damals eine Waffenruhe für den Sonntag bis 9 Uhr abends; die Engländer benutzten denselben aber nicht allein zur Beerdigung ihrer Toten, sondern auch zu militärischen Bewegungen, zum Rückzug über den Tugela und zur Vorbereitung des östlichen Flankenangriffes; das erfuhr ich nicht allein von den Buren, welche zu jener

Zeit in unser Lazarett kamen, sondern auch aus englischen Berichten. Ich ärgerte mich damals sehr über die Gutmütigkeit der Buren. Ich weiß nicht, warum sie den Waffenstillstand in einem Augenblick, wo das Handeln so wichtig gewesen wäre, überhaupt gewährten, nachdem sie selbst tags vorher trotz der Roten Kreuz-Fahne beschossen worde waren! —

Am Majubatag, den 27. Februar 1900, war alsdann die Ueberflügelung der linken Burenflanke von Monte Christo aus vollendete Thatsache; es wurde zuerst der Bartons Hill, dann der Railway Hill (auch Pieters Hill), zum Schluß Inniskilling Hill genommen. Die Buren leisteten nur mehr geringen Widerstand, verloren 48 Gefangene und einige Tote und flüchteten in nordwestlicher Richtung. Ladysmith war damit frei; denn Kommandant-General Joubert, der überhaupt wegen Kränklichkeit in den Kämpfen am Tugela wenig beteiligt und die meiste Zeit in seinem Lager hinter dem Lombardkop zu finden war, hatte eingesehen, daß er die Belagerung nicht aufrecht erhalten konnte.

Hier wäre noch das Verhalten des Kommandant-Generals Joubert in den letzten Monaten zu beleuchten.

Es war ja damals schon allgemein bekannt, daß Joubert während der Belagerung von Ladysmith nicht auf die Häuser schießen ließ. Man sagte, es hätte dieses keinen besonderen Zweck, weil die größtenteils aus Blech und Holz bestehenden Häuser leer wären.

Dies war ja richtig; aber ich habe später selbst gesehen, wie gut die englischen Truppen nach dem Entsatze die unbeschädigten Häuser gebrauchen konnten.

Man hat auch Joubert zum Vorwurf gemacht, daß er unthätig vor Ladysmith liegen geblieben ist. Dieser Vorwurf war nicht gerecht; denn Joubert war nach Einschließung Ladysmiths für Fortsetzung der Offensive bis nach Pietermaritzburg, während ein unter Hinzuziehung der Präsidenten der beiden Republiken Mitte November 1899 abgehaltener Kriegsrat ihn veranlaßte, seine Truppen hinter den Tugela zurückzuziehen.

Auch der Sturm auf Ladysmith wurde öfters vorgeschlagen und beraten. Allein es konnte weder im Anfang des Januars 1900 noch in einem am 10. Februar abgehaltenen Kriegsrat von allen Kommandanten der Entschluß zum Sturm gefaßt werden. Damals meinte General-Kommandant Joubert, daß sich Ladysmith noch zwei bis drei Monate halten könnte.

Am 6. Januar beschlossen das Heidelberg- und Harrismith-Kommando für sich allein die südlichen englischen Vorposten am Plattrand, Wagon Hill, Caesar Camp zu überrumpeln. Man konnte daraus ersehen, wie schwer ein einheitliches Zusammenwirken bei den Buren zu erreichen war; hätten damals die verschiedenen Kommandos durch einen allseitigen Angriff einander unterstützt, so wäre Ladysmith höchst wahrscheinlich gefallen.

Es fehlte eben an der zentralen, thatkräftigen Leitung. Das war der Hauptfehler des alten kränklichen Generalkommandanten. Er war ein politisch und strategisch schwacher Charakter, aber kein Verräter.

Dazu kommt noch, daß der Bure zur Ausführung einer langdauernden Belagerung, zu einer großen Feldschlacht nicht geeignet ist. Es haben dazu schon die nötigen Truppen mit zahlreicher Artillerie gefehlt. Nie haben die Buren feste Plätze, selten ihre eigenen Dörfer behauptet. Im Gegenteil sind sie beim Herannahen der Engländer immer von den Dörfern fern geblieben, damit diese nicht zusammengeschossen würden; sie haben Johannesburg, Pretoria fast ohne Kampf verlassen, um nicht in eine Mausefalle zu kommen. Desto bedeutender, ja unübertrefflich sind sie im Kleinkrieg, im Ueberrumpeln von Kolonnen und Forts. Das hat der ganze spätere Krieg bewiesen. Sobald die Engländer größere Truppenkörper sandten, verließen sie wieder ihre Stellungen, nachdem sie sich vorher noch mit Proviant und Munition versehen hatten.

Der Charakter der Buren war also zum Teil schuld an dem Gang der Ereignisse um Ladysmith.

Kapitel XIV.

Das Leben und die Gebräuche der Kaffern. — In englischen Händen. — Die Flucht zweier verwundeter Buren. — Das Verhalten der Kap- und Natalburen. — Englische Patrouillen und Aerzte besuchen unser Lazarett; sie zeigen uns Dum-Dumgeschosse der Buren. — Lord Dundonald in Mac-Duling-Farm. — Die Genfer Konvention. — Das englische Hospitallager Intombicamp bei Ladysmith. — Die Typhusepidemie in diesem Lager. — Die Wasserversorgung des englischen Lagers. — Die zweite holländische Ambulanz in englischen Händen. — Unsere gefangenen kranken und verwundeten Buren. — Ein englischer Feldkaplan. — Bei dem Polizeiamt zu Ladysmith und dem Sekretär Bullers. — Bullers telegraphischer Befehl zur Ueberbringung der Ambulanz auf die Burenseite. — Ein Arzt wird verhaftet.

Von dem englischen Anmarsch auf Ladysmith selbst merkten wir auf MacDuling-Farm wenig; fast alle Truppenkolonnen gingen ostwärts in ziemlicher Entfernung an uns vorbei; haupt-

Verwundete Buren im Garten von MacDuling-Farm.

sächlich die langen Reihen der Munition- und Proviantkolonnen, die schwere Artillerie kamen die staubige Straße am Onderbroekspruit heraufgezogen, so daß oft stundenlang die ganze Gegend in Staubwolken gehüllt war. Wir selbst blieben für die nächsten Tage von jedem Besuche verschont und konnten in aller Ruhe unsere Kranken pflegen.

Aber in mancher Hinsicht merkten wir doch eine Veränderung. Früher gingen wir regelmäßig nach dem Abendessen hinauf in das Farmerhaus, wo wir uns noch ein Stündchen mit MacDuling und seiner Familie unterhielten. Die ältere Tochter spielte Klavier, und deutsche, transvaaler, auch englische Lieder wurden dazu gesungen. Die Kinder des Farmers versorgten früher unsere Kranken öfters mit guter Suppe und frisch gebackenem Brot; aber seitdem die Buren abgezogen, war dies alles anders geworden. Wir sahen den Farmer und seine Familie nur wenig mehr, wenn wir gerade an seinem Hause vorbeikamen. Zu uns ins Spital herunter kamen die Leute überhaupt nicht mehr auf Besuch.

Die Töchter MacDulings, einige verwundete Buren und unser Koch in unserem Spital; links ein Krankenzelt, rechts ein Ambulanzwagen.

Wir hatten zwei Milchkühe und zwei Kälber bei der Ambulanz und waren oft froh, anstatt der sonst üblichen kondensierten Milch, unseren fiebernden Kranken etwas frische Milch geben zu können; von diesen Kühen war nun bald die eine auf unerklärliche Weise abhanden gekommen, während von der anderen der Farmer behauptete, sie gehörte seinem Bruder und sei diesem weggelaufen. Das war nun ganz und gar nicht möglich, denn wir hatten beide Kühe von Modderspruit mitgebracht.

Auch die Kaffern, welche in der Umgegend ziemlich zahlreich angesiedelt waren, wurden seit dem Entsatze von Ladysmith täglich unfreundlicher, sogar frech.

Es begegnete uns zum Beispiel einmal, als wir zu zweien an einem Kafferndorf vorbeiritten, daß uns ein Kaffer auf

der Straße in der Nähe seiner Hütte vorbeizureiten verbieten wollte. So etwas wäre unter transvaalischer Regierung nicht möglich gewesen. Ich habe schon oben bemerkt, daß der Transvaaler die Eingeborenen viel richtiger behandelt als der Engländer; daher nimmt sich der Schwarze dem Weißen gegenüber in der Republik auch nicht so viel heraus. — Im Kriege wurden die Kaffern von den Republiken zum Dienst im Lager, bei den Pferden und Fuhrwerken kommandiert; von den Engländern aber erhielten sie für solche Arbeit gute Bezahlung; daher freuten sich die Kaffern sehr über die Ankunft der Engländer und liefen diesen in hellen Haufen zu.

Kaffernfamilie mit ihrer Hütte am Onderbroekspruit; im Hintergrund die Tafelberge nördlich von Ladysmith.

Der Bure hält den Kaffer streng, aber nicht schlecht. Der Kaffer wird vom Buren in seiner Familie mit seinen eigenen Kindern zusammen erzogen. Ich habe oft gesehen, daß der Kaffer die Kinder des Buren treu beschützt und mit ihnen spielt, wie es eine Kindsmagd nicht besser thun kann.

Hat sich ein Kaffer eines Vergehens schuldig gemacht, so wird er bei den Buren nach dem Gesetze strenge bestraft. Die Prügelstrafe mit der Nilpferdpeitsche wird vom Richter unter Aufsicht eines Arztes, der dafür eine Guinea (19½ Mark) erhält, nicht selten angewendet.

Es ist aber nicht gebräuchlich, daß der Bure den Kaffer ohne richterliches Urteil schlägt. Es hat dies auch gar keinen Zweck, denn wenn der Kaffer einmal geschlagen worden ist, so läuft er seinem Herrn alsbald davon.

Die auf einer Farm dienenden Kaffern haben in der Nähe der Farm meist ein kleines Grundstück zur eigenen Bebauung von ihrem Herrn angewiesen bekommen; auf diesem bauen sie ihre halbkugelförmigen Hütten selbst. Das nebenstehende Bild stellt den Eingang zu einer solchen Kaffernhütte dar. Der Kaffer mit seiner Familie diente auf MacDuling-Farm. Die flache Gegend des Hintergrundes zeigt links hinter dem Zaun der Hütte eine helle Linie, die Straße, welche nordwestlich von Ladysmith an verschiedenen tafelförmigen Bergen vorbei über die Hochebene nach Harrismith führt.

In Natal und im südlichen Teil von Transvaal sind die Kaffernhütten vollständig halbkugelig aus einem Flechtwerk von Stroh und Weiden sehr kunstvoll zusammengefügt, ihr Innenraum durch einen senkrechten Baumstamm in der Mitte gestützt, während im Norden von Transvaal (in den Zoutpansbergen) die Kaffern ihre Hütten ringförmig aus Lehm erbauen und mit schirmartigen Strohdächern versehen.

Solche Hütten stehen immer zu mehreren beisammen, sind mit einer Einzäunung aus Weidengeflecht umgeben; man nennt dies einen Kaffernkraal. Oft verzweigte und geschlungene schmale Fußwege, welche wie eine Wildfährte um die Felsen und Dornbüsche herum immer in der gleichen Linie stark ausgetreten sind, führen nach verschiedenen Himmelsrichtungen von einem Kraal zum andern. Die Kaffern kennen ihren Pfad ganz genau und bringen sich in raschem Laufe Nachrichten zu; man hat diesen sicheren Nachrichtendienst als Kaffernpost durch das ganze Land schon oft mit Vorteil verwendet. Ein Kaffer läuft bis zum nächsten Kraal und gibt dort die Nachricht an einen andern weiter.

In einer Hütte wohnt gewöhnlich nur ein Kaffer mit seinen Frauen und Kindern. Nur seine alte Mutter behält der Kaffer bei sich, während die Schwiegermutter seinen Kraal nie betreten darf und nur an der Umzäunung mit abgewendetem Gesichte die Tochter sprechen darf. Es gibt sogar eine besondere Ceremonie, bei welcher der Kaffer nach seiner Hochzeit mit Speer und Schild die Schwiegermutter aus der Behausung forttreibt.

Solange der Kaffer noch ledig ist, geht er in ein Dorf oder in die Stadt und verdingt sich bei den Weißen. Hat er sich Geld erspart, so kehrt er in den Kraal zurück und kauft sich eine Frau, die den Wert von einem oder mehreren Ochsen hat.

Die Frau muß für ihn die ganze Feld- und Hausarbeit besorgen; jemehr er sich also Frauen erworben hat, desto besser ist er daran, weil er zum Schlusse gar nichts mehr zu arbeiten braucht. Die älteren Kaffern führen daher ein wahres Faulenzerleben, werden fett dabei. Fettleibigkeit gilt als Vorzug. Sie

gehen auch auf die Jagd oder machen Besuche in den benachbarten Niederlassungen, rauchen und trinken den ganzen Tag, obwohl es in Transvaal strenge verboten ist den Kaffern Schnaps zu verkaufen. Die Kaffern rauchen gerne heimlich indischen Hanf (Tacha) aus Thonpfeifen und betäuben sich damit. Sie haben auch bestimmte Festtage, die sie durch Zusammenkünfte feiern. Dabei geht es in dem Kraale hoch her, es wird Kaffernbier, das aus Kafferkorn in großen Holzgefäßen als eine trübe gelbbraune Flüssigkeit gebraut wird, getrunken. Die Kaffern hocken bei dieser Gelegenheit auf dem platten, festgestampften Boden ihrer dunkeln Hütte im Kreise umher, und der mit dem säuerlich schmeckenden, ziemlich alkoholreichen Bier gefüllte Kürbisbecher kreist beständig in der Runde, bis die ganze Gesellschaft in angeheiterte Stimmung versetzt ist.

Ich habe eine solche Feier auch einmal mitgemacht und wurde mir in höflicher Weise der Becher mit dem Biere jedesmal zuerst gereicht und zugetrunken. Bei diesen Zusammenkünften wird Tauschhandel mit Fellen, Perlschnüren, kunstvollen Strohgeflechten getrieben. Die Neger Südafrikas (Kaffer ist eigentlich ein Schimpfwort auch dem Schwarzen selbst gegenüber) gehören zu der großen Völkergemeinschaft der Bechuanen; Stämme davon sind die kriegerischen Zulus, die sehr arbeitsamen Basutos und andere mehr. Sie haben alle den charakteristischen Negertypus mit den langen Armen, dem hohlen Kreuz, dem eigentümlichen Kafferngang mit der Beweglichkeit des Beckens, verbreiten alle den unangenehmen Kafferndust. Unter den Basutos habe ich sehr schöne, muskulöse, aufgeweckte Menschen gesehen. Die Kaffern, die wir hatten, waren meist Basutos, gutmütig wie Kinder. Später in Krügersdorp bekam ich zwei vom Stamme der Masutos zur Ambulanz. Diese waren bei Mafeking zu Hause, hatten etwas hellere Hautfarbe, braunes, fast rotes Wollhaar, braune Augen, längliche Kopfbildung, waren schwächlich und klein von Wuchs.

Die Kaffern sind auch jetzt noch sehr oft Heiden, verehren eine unbestimmte Gottheit in Bäumen, Steinen; sie beerdigen ihre Toten in der Weise, daß sie dieselben in hockende Stellung bringen und ihnen Speise und Trank als Wegzehrung mit ins Grab geben. Viele von ihnen sind jedoch Christen geworden. Ich fand unsere Kaffern bei Glenkoe oft am Abend am Feuer sitzen und in einer von der Missionsgesellschaft in Berlin herausgegebenen Fibel Erzählungen aus der Bibel in der Basutosprache lesen; sie hatten eine riesige Freude, wenn ich versuchte, sie im Lesen des mir bekannten Stoffes zu unterstützen. —

Am 1. März in der Frühe machte ich von unserer Farm aus mit einem Krankenpfleger einen Ritt nach Norden auf die Höhe von Ladysmith. Wir begegneten dort einer englischen Munitionskolonne, die uns nach dem nächsten

Wege nach Ladysmith befragte, sich aber weiter nicht um uns kümmerte.

Erst am Freitag, 2. März 1900, morgens kamen zwei englische Offiziere, die, wie das Bild zeigt, vor dem Hause mit dem alten Farmer und seinen Söhnen zusammentrafen. Die Gegend zeigt im Hintergrund nach Westen die Berge des Onderbroekplateaus. Sie erkundigten sich bei dem Farmer nach der Zahl unserer Kranken und schickten zwei Soldaten ohne Waffen in unser Lazarett herab in den Farmgarten um weitere Auskunft über die verwundeten Buren zu erhalten. Sie ließen mich zu den englischen Offizieren vor das Farmhaus bitten.

Englische Patrouille auf MacDulings-Farm; links im Hintergrund gegen Süden die Kopje, hinter welcher zuerst unser Feld-Lazarett stand.

Ich ging dorthin, auch mein Kollege kam nach. Die beiden Offiziere erklärten uns in höflicher Weise, daß wir einstweilen auf der Farm bleiben sollten, bis wir weitere Nachrichten erhielten. Eine englische Wache bekamen wir im Anfang nicht. Ich hielt dies für die gebührende Achtung der Neutralität unseres Spitals. Doch sprachen täglich englische Soldaten im Farmhaus auf kurze Zeit vor.

Beim Rückzug der Buren waren uns am 28. Februar außer anderen Verwundeten auch der Kommandant-Stellvertreter des Johannesburg-Lagers, Du Preez aus Krügersdorp, und der Feldkornett Moustard vom gleichen Kommando schwer verwundet gebracht worden; der erstere hatte einen queren Schuß durch beide Brustseiten mit Verletzung der Lunge, dem letzteren war durch

ein Shrapnel der Unterkiefer zerschmettert worden, außerdem hatte er noch zwei Shrapnelschüsse durch Schulter und Rücken und einen Lee-Metfordschuß durch das linke Ellbogengelenk. Trotz dieser schweren Verletzungen war ihr Zustand, wie ich es bei den Buren immer wieder erlebt habe, sehr gut. Ich habe beide Verwundete nach vielen Wochen gesund in Krügersdorp wiedergesehen.

Diese beiden Buren trachteten, nachdem sie verbunden waren, wie die anderen, noch vor Ankunft der Engländer das Hospital zu verlassen.

Inneres eines unserer Krankenzelte auf MacDuling-Farm.*)

Wie ich oben bereits erwähnt habe, waren auch möglichst viele Verwundete und Kranke vor Ankunft der Engländer fortgeschickt worden, allein um noch mehr Schwerverwundete wegzubringen, hatten wir nicht Wägen genug, die Buren schickten uns keine.

Am Abend des 2. März nach dem Besuch der ersten englischen Militärpatrouille ersuchten die beiden Buren, die ich gerne schon früher fortgeschickt hätte, meinen Kollegen ihnen beiden allein unseren kleinen Ambulanzwagen mit vier Mauleseln und einem Treiber zur Flucht nach dem Norden zu überlassen. Ich warnte sofort vor diesem Schritt und war, als ich merkte, daß trotzdem weiter verhandelt wurde, ganz entschieden dagegen. Bevor ich mich schlafen legte, nahm ich ihnen das Versprechen ab, am nächsten Tage nichts unternehmen zu wollen, bevor ich nicht selbst nach Ladysmith geritten war. Allein mit Tagesanbruch waren die Maulesel bereits eingespannt und unsere beiden Buren reisefertig. Sie wurden angeblich vom Kollegen

*) Im Hintergrund mit eingebundenem Kopf sitzt Moustard, rechts der Zweite ist Du Preez.

nach dem nächsten nördlichen Feldlazarett von Dr. Koster, der zweiten holländischen Ambulanz, geschickt. Ich protestierte noch einmal, erklärte das Wegschicken von Verwundeten, nachdem bereits eine englische Patrouille da war, für einen Bruch der Genfer Konvention und wies jede Verantwortung dafür zurück.

Es half alles nichts, die beiden Buren machten sich schleunigst aus dem Staube und nahmen nicht einmal einen alten Kameraden vom Johannesburg-Lager, der einen Schuß durch Arm und Rücken hatte und sich gerne zu Hause bei Weib und Kind weiter verpflegt hätte, mit. (Siehe Bild Seite 35.) Dagegen fehlte nach ihrem Weggang die letzte gute Hose des Kollegen. Der Kommandant Du Preez hatte außer dem Mauleseltreiber noch seinen Adjutanten bei sich, der ihn zu uns ins Hospital verbracht hatte. —

Sie fuhren gar nicht erst nach dem nächsten nördlichen holländischen Lazarett bei Springstation*) — das hätte, wie ich schon damals behauptete, auch gar keinen Zweck gehabt, weil dasselbe, ein bis zwei Stunden nördlich von Ladysmith gelegen, gleichzeitig mit uns in englische Hände kam — sondern geradenwegs sofort über van Reenens Paß nach Harrismith, wo sie von Dr. Schelkly, einem Badenser, bei der zweiten holländischen Ambulanz, den ich noch aus der Münchener chirurgischen Klinik kannte, vollkommen geheilt wurden. Dem Du Preez wurde dort das in den Brustmuskeln stecken gebliebene Lee-Metfordgeschoß herausgenommen. Du Preez traf ich später in Krügersdorp, wo er reich begütert war, zufällig an dem Tage wieder, als die Engländer dort einzogen. Er war wiederhergestellt worden, so daß er reiten und arbeiten konnte; er schaute mit der Pfeife im Munde dem Einzug der englischen Truppen zu; gefochten hat er nicht wieder. Im Spital zu Krügersdorp, wo ich schon seit vier Wochen arbeitete, hat er mich oder die verwundeten Buren nie besucht.

Einige Wochen früher traf ich auch zufällig in Krügersdorp den Feldkornett Moustard im Grand Hôtel; er war, kurz bevor die Engländer nach Johannesburg kamen, dorthin gesund zurückgekehrt; sein gebrochenes Unterkiefer war ebenfalls von Dr. Schelkly, später von der ersten holländischen Ambulanz in Pretoria ohne Entstellung geheilt; ebenso war sein Ellenbogengelenk vollkommen beweglich geworden. Er war auch nicht wieder ins Feld gezogen und war etwas betroffen und kurz angebunden, als ich ihn erkannte. Er war sehr fein, städtisch gekleidet.

Später, als ich der medizinischen Staatskommission (Medische Commissie) in Pretoria das Entrinnen der Verwundeten mit

*) Wie mir später der Mauleseltreiber erzählte, den ich auf der Heimreise am Schiffe noch traf.

unserem Ambulanzwagen mündlich mitteilte, waren die Herren sehr ärgerlich darüber und sagten, daß ihnen an diesen Verwundeten nichts gelegen sei; es wäre ihnen sehr zuwider, daß die rückziehenden Ambulanzen fast alle die Wagen verlören, sie könnten keine neuen beschaffen. —

Der Ambulanz, welche mein Kollege beim Zoutpansberg-Kommando übernommen hatte, war von Pietersburg aus noch ein Ambulanzmann, ein sogenannter Missionardoktor Namens Hewitt, zugeteilt, der früher und auch damals hinter dem Rücken des Kollegen eigenmächtig in den Lagern kurierte und handelte. Der Kollege lag fortwährend im Streit mit ihm, aber brachte ihn nicht los. Als die englische Patrouillen auf der Farm erschienen, verkehrte Hewitt, der fließend Englisch konnte, einer evangelischen Mission angehörte und die afrikanischen Verhältnisse gut kannte, regelmäßig mit diesen und wohnte oben beim Farmer, während er sich vorher in den Lagern der Buren aufgehalten hatte, einmal sogar über den Tugela hinüber ins englische Lager auf eine Nacht gegangen sein soll. Im Farmhaus war eine förmliche Auskunftstelle für die Engländer; es zeigte sich auch, daß der Natalbure MacDuling sehr gut mit den Engländern verkehrte.

Das paßte ganz genau zu dem Verhalten der Natal- und Kapburen während des ganzen Krieges. Man hoffte nämlich (und auch jetzt noch), daß die Kapburen in großem Maßstabe aufstünden und mit den Transvaalburen gemeinsame Sache machen würden. Es wäre ja im Anfang des Krieges und auch später als De Wet, Kruitzinger, Hertzog, Scheepers und andere ihre Streifzüge durch das Kapland machten und die Engländer mit ihren Truppenkörpern weit zerstreut über das Land überall in Schwierigkeiten gerieten, öfter Gelegenheit dazu gewesen; aber sie sind trotzdem nie in größerer Menge aufgestanden. Daran glaube ich, krankt auch heute noch die ganze Sache der Buren. Die Kapburen befanden sich eigentlich unter dem englischen Gouvernement nicht schlecht daran (zum wenigsten so lange das Standrecht in der Kapkolonie nicht erklärt war; vielleicht ändert das jüngste Vorgehen der Engländer in dieser Hinsicht die Verhältnisse); sie waren durch den Handel mit England reich geworden, lebten unter den britischen Gesetzen und Gebräuchen in voller Ruhe mit viel Freiheiten und riskierten beim Bruche der Neutralität zu viel. Wenn die Transvaalburen mit großer Macht weit in die Kapkolonie erfolgreich vorgedrungen wären, dann hätten sie sich sicher ihnen angeschlossen. Aber zu einem selbständigen allgemeinen Vorgehen konnten sich die Kapburen bis heutigen Tags nicht aufschwingen.

So war es auch mit unserem Buren auf MacDuling-Farm. So lange die Buren in der Nähe waren, war er

freundlich mit diesen und uns; als die Engländer kamen, öffnete er auch ihnen sein gastlich Haus und gab ihnen Gehör.

Englische Patrouillen in unserm Spital auf MacDuling-Farm.

Englische Patrouille, rechts das Gartenhaus.

Der oben genannte Hewitt machte nun, wenn in den nächsten Tagen englische Patrouillen zur Farm herein kamen, gleich

oben am Hause ihnen Mitteilungen, ohne daß wir es hindern konnten.

Die Bilder zeigen solche Patrouillen, die unser Lazarett im Farmgarten besuchten, nachdem sie vorher im Farmhause gewesen waren. Rechts auf den Bildern ist das Gartenhaus, welches uns als Küche, Apotheke und Verbandraum diente.

Mit diesen Patrouillen kamen auch mehrmals englische Aerzte zu uns, so unter anderen Dr. Briskow von den Imperial Light Horses, ein freundlicher Mann, der nicht allein die Namen der Kranken aufschrieb, sondern sich auch um ihr Befinden erkundigte. Von ihm erhielten wir interessante Mitteilungen über den Krieg: daß Cronje sich ergeben habe, ferner, daß die kleinen Mausergeschosse ungemein gutartige Ver-

Dr. Briskow
vor dem Gartenhaus.

letzungen machten, infolge deren z. B. englische Soldaten nach Schuß durch den Oberkieferknochen (Ausschuß am Nacken) nach einigen Wochen wieder diensttauglich waren. Er zeigte mir auch einige Patronen mit Dum-Dum-Geschossen, welche aus Patronengürteln der Buren stammen sollten. Ich kehrte aber die Patronenhülse um und zeigte ihm die englische Firma auf derselben, worauf er erwiderte, daß diese ganz gut vor dem Kriege von den Buren aus England bezogen sein konnten. Jedenfalls war es sicher, wie ich schon oben erzählt habe, daß die ersten Dum-Dum-Patronen und Lee-Metfordgewehre im englischen Lager bei Dundee von den Buren erbeutet und dann allerdings von den Buren gebraucht worden sind. Die Dum-Dum-Patrone, welche mir damals Dr. Briskow schenkte, gehörte übrigens zu einem Lee-Metfordgewehr. Eine gleiche Patrone ließ ich mir am nächsten

Morgen, am Sonntag den 4. März, von einem Natal-Karabineer, der zu uns als Patrouille kam, aus seinem Patronengürtel geben. —

Lesenswert ist in Bezug auf diesen Punkt die Klage des englischen Kriegsberichterstatters, den ich schon oben erwähnt habe, nach der Schlacht bei Pieters, als die Engländer Dum-Dum-Geschosse in den Positionen der Buren fanden:

A large proportion from the Mauser ammunition were covered with bright green slime, which the soldiers declared was poison, but which on analysis may prove to be wax, used to preserve the bullet.

The Boers, however, were not so guiltless of other charges. A field officer of the East Surreys, recognising me, came up and showed me an expansive bullet of a particulary cruel pattern. The tip had been cut off, exposing the soft core, and four slits were scored down the side. Whole boxes of this ammunition had been found. An officer who had been making calculations told me that the proportion of illegal bullets was nearly one in five. I should not myself have thought it was so large, but certainly the improper bullets were very numerous. I have a specimen of this particular kind by me as I write, and I am informed by people who shoot big game that it is the most severe bullet of its kind yet invented. Five other sorts have been collected by the medical officers, who have also tried to classify the wounds they respectively produce.

I cannot be accused of having written unfairly about the enemy; indeed, I have only cared to write what I thought was the truth about everybody. I have tried to do justice to the patriotic virtues of the Boers, and it is now necessary to observe that the character of these people reveals, in stress, a dark and spiteful underside. A man — I use the word in its fullest sense — does not wish to lacerate his foe, however earnestly he may desire his life.

(Diese Klage lautet übersetzt: Ein großer Teil der in den Burenschanzen bei Pieters am 28. Februar 1900 nach der Flucht gefundenen Munition war bedeckt mit einem grünen Ueberzug. Unsere Soldaten erklärten ihn für Gift, doch wird es wohl Wachs, zur Konservierung verwendet, gewesen sein. Allein in anderer Beziehung sind die Buren nicht schuldlos. Ein Feldoffizier brachte mir ein Expansiv-Geschoß ganz besonderer Art; die Spitze war abgeschnitten, zeigte das Weichblei und vier Schlitze waren an der Seite eingefeilt. Ganze Kisten dieser Munition wurden gefunden. Das Verhältnis der ungesetzlichen Geschosse war eins zu fünf. Fünf andere Sorten wurden gefunden u. s. w. (vergleiche meine Ausführungen auf Seite 119).

Man kann mir nicht vorwerfen, daß ich unehrlich über den Feind geschrieben habe; wahrhaftig! ich war einzig und allein

bestrebt, die Wahrheit über beide Teile zu schreiben. Ich habe versucht, den patriotischen Tugenden der Buren gerecht zu werden, und nun muß man die Beobachtung machen, daß der Charakter dieses Volkes in der Hauptsache einen dunklen, boshaften Hintergrund hat. Ein Mann — ich gebrauche dieses Wort in seiner vollsten Bedeutung — verlangt nicht, seinen Erzfeind zu zerfleischen, wenn er ihm auch noch so sehr nach dem Leben strebt)

Der grüne Ueberzug, den der englische Berichterstatter erwähnt, kam daher, daß die Buren ihre Patronen mit dem Geschoßende in flüssiges Stearin tauchten, damit der Gewehrlauf geschont wurde. Die Fettsäuren dieses Ueberzugs bildeten mit dem Nickel und Kupfer des Geschoßmantels mit der Zeit ganz unschädliche Oxyde, die sich jedenfalls vom Geschoß abstreiften, sobald es durch den Lauf ging. Ich habe diesen grünen Ueberzug sehr oft beobachtet; die englische Presse hat eine Zeit lang über diese vergifteten Burenkugeln heftige Artikel geschrieben.

Merkwürdig ist es ferner, daß der englische Berichterstatter es so schmerzlich bedauert, daß die Buren Dum-Dumgeschosse verwendet haben; er muß doch wissen, daß seine Landsleute diese Geschosse zuerst nach Südafrika gebracht haben. Diese gegenseitigen Vorwürfe über Mißbrauch der Waffen, Verletzung der Genfer Konvention hat man noch nach jedem Krieg von beiden Seiten gehört. Es frägt sich nur, wer recht hat.

Am Sonntag den 4. März abends bekamen wir in unser Lazarett zwölf Mann Natal-Karabineers mit Gewehr als Wache; es kamen aber auch manche Engländer mit Schußverletzungen und eiternden Wunden zur ambulanten Behandlung.

Die englische Wache wollte es sich anfangs in unserem Gartenhaus und in unseren Zelten bequem einrichten, doch verlangten wir, daß sie sich ihre eigenen Zelte besorgen sollten.

Unser Koch hatte, nachdem unsere eine Kuh abhanden gekommen war, ihr Kalb geschlachtet und ausgezeichneten Bilton aus dem Fleische gemacht. (Das Fleisch wurde in Streifen geschnitten, gesalzen und gepfeffert, über Nacht an Holzfeuer etwas geräuchert.) Dies, unser frisch gebackenes Brot und unser Transvaaltabak schmeckten den Engländern ausgezeichnet.

Am Montag den 5. März zeitlich in der Früh erhielten wir Besuch von Lord Dundonald, Kommandeur der zweiten Kavallerie-Brigade, und seinem Adjutanten. Der Letztere, ein junger, blonder Mann, ich glaube es war Winston Spencer Churchill, der Kriegsberichterstatter, welcher von den Buren bei Escourt gefangen worden war, wieder aus Pretoria durch Flucht entkam und nach Natal über Durban zurückkehrte, ersuchte uns, unser Bild aufnehmen zu dürfen. Fast jeder englische Offizier trug seinen Klappcodak an der Seite. Ich rächte mich dadurch, daß ich dasselbe that, wie das Bild zeigt. In der Mitte des

Bildes steht der Lord, wie er sich nach dem entflohenen Kommandanten und Feldkornet erkundigt; hinter ihm, vor dem

Lord Dundonald in unserem Spital.

Englische Natalcarabineers in MacDuling-Farm.

Ambulanzwagen, sein Adjutant, im Hintergrund des Farmgartens stehen unsere Krankenzelte am Fuße des Onderbroek-Plateaus. Der Lord erklärte dem Kollegen gegenüber, die Ent-

lassung des Kommandanten und Feldkornet, welche die Engländer offenbar hatten zurückbehalten wollen, als eine Verletzung der Genfer Konvention und verlangte, daß mein Kollege in Begleitung von drei Natalcarabineers nach dem obengenannten holländischen Spital nördlich von Ladysmith noch am selben Tag reite, um die beiden verwundeten Buren wieder zu bringen. Das Bild zeigt die ausreitende Kolonne; im Hintergrund befindet sich unsere Küche weit überragt von einem Eukalyptusbaum.

Am nächsten Vormittag kam der Kollege mit seiner englischen Begleitung, wie es ja anders nicht zu erwarten war, unverrichteter Sache ganz ermüdet zurück; in der holländischen Ambulanz auf der Potgieterfarm bei Springstation (bei Dr. Koster) waren die Engländer zur gleichen Zeit wie bei uns eingerückt. Dr. Koster hatte manche von seinen Ambulanzgütern verloren, sein an Wein und Mineralwässern reicher Keller war geleert worden. Er hat, soviel ich weiß, auch später in Holland Entschädigungsansprüche geltend gemacht.

Gegen Mittag am gleichen Tage — 6. März — sandte uns Lord Dundonald, dessen Kavalleriebrigade in unserer Nähe auf der Höhe kampierte, drei Ochsenwagen, um uns, unsere Verwundeten und sämtliche Ambulanzgüter über die Linie auf die Burenseite bringen zu lassen. Aber schon nach einer halben Stunde kam Gegenbefehl von Sir Redvers Buller aus Ladysmith, die verwundeten Buren als Gefangene samt den Ambulanzgütern nach Ladysmith zu verbringen. Ueberbringer dieses Befehles waren zwei englische Truppenärzte, welchen zwei Mauleselwagen beigegeben waren. Für uns Aerzte und die Krankenpfleger hatten die englischen Aerzte keine Bestimmungen erhalten. Sie meinten aber, daß wir frei seien. Wir Aerzte wollten uns nicht so einfach von den Kranken und Ambulanzgütern trennen und zogen daher mit nach Ladysmith.

Die Kranken lagerten wir auf unsere Tragbahren in die Wagen, teils auf Matratzen in den Ochsenwagen. Gegen Abend brachen wir dann nach dem 2—3 Stunden entfernten Ladysmith auf. —

Das Auswechseln der Verwundeten zwischen Engländern und Buren geschah im Anfang des Krieges ziemlich häufig; so z. B. nach dem Gefecht bei Elandslaagte, nach der Schlacht am Spionskop; und noch nach der Schlacht bei Pieters am 27. Februar übergaben die Engländer den zum Schlachtfeld fahrenden Burenambulanzen ihre Verwundeten. Später aber nicht mehr. Lord Dundonald hatte trotz des Zwischenfalls die Absicht gehabt, uns mit den übrigen Verwundeten, unter welchen nur drei Buren und keine Anführer waren, abziehen zu lassen. Deshalb sandte er zwei Ochsenwagen. Die Mauleselwagen Bullers kamen erst später.

Die Buren haben der Genfer Konvention gemäß die englischen Verwundeten auch im Anfang des Krieges an die

englischen Ambulanzen auf dem Schlachtfeld übergeben. Sie kannten die Genfer Konvention sehr wohl durch „Gouvernementskennkisgeving" vom 22. Juli 1896.*)

Die Uebersetzung der in holländischer und französischer Sprache abgefaßten Artikel lautet:

Art. 1. Die Ambulanzen und Militärspitäler sollen als neutral anerkannt werden und als solche durch die kriegführenden Parteien beschützt und beachtet werden, solange Kranke und Verwundete sich darin befinden. Die Neutralität wird aufgehoben, wenn die Ambulanzen oder Spitäler durch eine Kriegsmacht bewacht werden.

Art. 2. Das Personal der Spitäler und Ambulanzen, worin einbegriffen sind die Intendanz, die Aerzte, die Verwaltung, die Krankenträger, ebenso die Feldgeistlichen genießen die Neutralität in Ausführung ihres Dienstes und, so lange sie Verwundete tragen und ihnen beistehen.

Art. 3. Die im vorigen Artikel bezeichneten Personen können selbst nach der Besetzung durch den Feind ihren Dienst fortsetzen in dem Spital oder der Ambulanz, in welcher sie angestellt sind oder sie können sich entfernen, um sich dem Korps anzuschließen, zu welchem sie gehören.

Unter diesen Umständen, wenn die Personen ihren Dienst aufgeben, sollen sie zu den feindlichen Vorposten zurückgebracht werden durch die Fürsorge der bestehenden Armee.

Art. 4. Die Güter der Militär-Spitäler unterstehen dem Kriegsgesetz; die Personen dieser Spitäler können, wenn sie sich entfernen, nur ihr Privateigentum mitnehmen. Unter den gleichen Umständen behält aber ihre Güter die Ambulanz.

Art. 5. Die Einwohner einer Gegend, welche Verwundeten Hilfe bringen, sollen berücksichtigt und frei bleiben u. s. w.

Art. 6. Die verwundeten und kranken Soldaten sollen, ohne Unterschied ihrer Nationalität, aufgenommen und verpflegt werden. Die Oberbefehlshaber sollen die Ermächtigung haben, die verwundeten Soldaten sofort zu den feindlichen Vorposten zurückzusenden, wann es die Umstände erlauben und unter Zustimmung der beiden Parteien.

---

*) No. 261. R. 7352/96.

TER algemeene informatie wordt hiermede gepubliceerd, dat bij art. 981, dato 22 Juli 1896, de Ed. Achtbare Eerste Volksraad aan de HEd. Regeering machtiging verleende, waarvoor bij Uitvoerend Raadsbesluit, art. 512, dato 22 Juni 1896, gevraagd werd, in zake het toetreden van de Zuid-Afrikaansche Republiek tot de Conventie van Genève.

DR. W. J. LEYDS,
Staatssecretaris.

Gouvernementskantoor,
Pretoria, 30 Juli 1896.

De Conventie van Genève luidt als volgt:

OVEREENKOMST voor de verbetering van het lot der gewonde krijgslieden in de legers te velde u. s. w. Art. 1 (wie oben).

lassung des Kommandanten und Feldkornet, welche die Engländer offenbar hatten zurückbehalten wollen, als eine Verletzung der Genfer Konvention und verlangte, daß mein Kollege in Begleitung von drei Natalcarabineers nach dem obengenannten holländischen Spital nördlich von Ladysmith noch am selben Tag reite, um die beiden verwundeten Buren wieder zu bringen. Das Bild zeigt die ausreitende Kolonne; im Hintergrund befindet sich unsere Küche weit überragt von einem Eukalyptusbaum.

Am nächsten Vormittag kam der Kollege mit seiner englischen Begleitung, wie es ja anders nicht zu erwarten war, unverrichteter Sache ganz ermüdet zurück; in der holländischen Ambulanz auf der Potgieterfarm bei Springstation (bei Dr. Koster) waren die Engländer zur gleichen Zeit wie bei uns eingerückt. Dr. Koster hatte manche von seinen Ambulanzgütern verloren, sein an Wein und Mineralwässern reicher Keller war geleert worden. Er hat, soviel ich weiß, auch später in Holland Entschädigungsansprüche geltend gemacht.

Gegen Mittag am gleichen Tage — 6. März — sandte uns Lord Dundonald, dessen Kavalleriebrigade in unserer Nähe auf der Höhe kampierte, drei Ochsenwagen, um uns, unsere Verwundeten und sämtliche Ambulanzgüter über die Linie auf die Burenseite bringen zu lassen. Aber schon nach einer halben Stunde kam Gegenbefehl von Sir Redvers Buller aus Ladysmith, die verwundeten Buren als Gefangene samt den Ambulanzgütern nach Ladysmith zu verbringen. Ueberbringer dieses Befehles waren zwei englische Truppenärzte, welchen zwei Mauleselwagen beigegeben waren. Für uns Aerzte und die Krankenpfleger hatten die englischen Aerzte keine Bestimmungen erhalten. Sie meinten aber, daß wir frei seien. Wir Aerzte wollten uns nicht so einfach von den Kranken und Ambulanzgütern trennen und zogen daher mit nach Ladysmith.

Die Kranken lagerten wir auf unsere Tragbahren in die Wagen, teils auf Matratzen in den Ochsenwagen. Gegen Abend brachen wir dann nach dem 2—3 Stunden entfernten Ladysmith auf. —

Das Auswechseln der Verwundeten zwischen Engländern und Buren geschah im Anfang des Krieges ziemlich häufig; so z. B. nach dem Gefecht bei Elandslaagte, nach der Schlacht am Spionskop; und noch nach der Schlacht bei Pieters am 27. Februar übergaben die Engländer den zum Schlachtfeld fahrenden Burenambulanzen ihre Verwundeten. Später aber nicht mehr. Lord Dundonald hatte trotz des Zwischenfalls die Absicht gehabt, uns mit den übrigen Verwundeten, unter welchen nur drei Buren und keine Anführer waren, abziehen zu lassen. Deshalb sandte er zwei Ochsenwagen. Die Mauleselwagen Bullers kamen erst später.

Die Buren haben der Genfer Konvention gemäß die englischen Verwundeten auch im Anfang des Krieges an die

englischen Ambulanzen auf dem Schlachtfeld übergeben. Sie kannten die Genfer Konvention sehr wohl durch „Gouvernementskennkisgeving" vom 22. Juli 1896.*)

Die Uebersetzung der in holländischer und französischer Sprache abgefaßten Artikel lautet:

Art. 1. Die Ambulanzen und Militärspitäler sollen als neutral anerkannt werden und als solche durch die kriegführenden Parteien beschützt und beachtet werden, solange Kranke und Verwundete sich darin befinden. Die Neutralität wird aufgehoben, wenn die Ambulanzen oder Spitäler durch eine Kriegsmacht bewacht werden.

Art. 2. Das Personal der Spitäler und Ambulanzen, worin einbegriffen sind die Intendanz, die Aerzte, die Verwaltung, die Krankenträger, ebenso die Feldgeistlichen genießen die Neutralität in Ausführung ihres Dienstes und, so lange sie Verwundete tragen und ihnen beistehen.

Art. 3. Die im vorigen Artikel bezeichneten Personen können selbst nach der Besetzung durch den Feind ihren Dienst fortsetzen in dem Spital oder der Ambulanz, in welcher sie angestellt sind oder sie können sich entfernen, um sich dem Korps anzuschließen, zu welchem sie gehören.

Unter diesen Umständen, wenn die Personen ihren Dienst aufgeben, sollen sie zu den feindlichen Vorposten zurückgebracht werden durch die Fürsorge der bestehenden Armee.

Art. 4. Die Güter der Militär-Spitäler unterstehen dem Kriegsgesetz; die Personen dieser Spitäler können, wenn sie sich entfernen, nur ihr Privateigentum mitnehmen. Unter den gleichen Umständen behält aber ihre Güter die Ambulanz.

Art. 5. Die Einwohner einer Gegend, welche Verwundeten Hilfe bringen, sollen berücksichtigt und frei bleiben u. s. w.

Art. 6. Die verwundeten und kranken Soldaten sollen, ohne Unterschied ihrer Nationalität, aufgenommen und verpflegt werden. Die Oberbefehlshaber sollen die Ermächtigung haben, die verwundeten Soldaten sofort zu den feindlichen Vorposten zurückzusenden, wann es die Umstände erlauben und unter Zustimmung der beiden Parteien.

---

*) No. 261. R. 7352/96.

TER algemeene informatie wordt hiermede gepubliceerd, dat bij art. 981, dato 22 Juli 1896, de Ed. Achtbare Eerste Volksraad aan de HEd. Regeering machtiging verleende, waarvoor bij Uitvoerend Raadsbesluit, art. 512, dato 22 Juni 1896, gevraagd werd, in zake het toetreden van de Zuid-Afrikaansche Republiek tot de Conventie van Genève.

DR. W. J. LEYDS,
Staatssecretaris.

Gouvernementskantoor,
Pretoria, 30 Juli 1896.

De Conventie van Genève luidt als volgt:

OVEREENKOMST voor de verbetering van het lot der gewonde krijgslieden in de legers te velde u. s. w. Art. 1 (wie oben).

Diejenigen, welche nach der Heilung kriegsuntauglich sind, sollen in ihr Land zurückgesendet werden.

Die anderen können ebenfalls zurückgeschickt werden unter der Bedingung, daß sie die Waffen während der Dauer des Krieges nicht mehr ergreifen u. s. w.

Die vier letzten Artikel handeln von der Roten Kreuzflagge und dem Beitritt zur Konvention.

* * *

Während in den letzten drei Wochen ununterbrochen heiterer Sonnenschein über der Gegend lag, trat am 6. März nachmittags ein feiner, andauernder, kalter Regen ein, so daß unsere Sachen beim Einpacken ganz durchnäßt wurden. Ein Foxterrier, der mir nach den Kämpfen am Tugela ins Lager zugelaufen war und von der Stunde an mein treuer Begleiter blieb, machte auch die Reise nach Ladysmith mit. Er stammte wahrscheinlich aus einem englischen Lager oder aus einer verlassenen Farm. Aus Dankbarkeit für seine Anhänglichkeit habe ich denselben auch nach München heimgebracht, wo er sich sehr wohl befindet.

Spät am Abend, durchnäßt und müde vom langen Ritt auf schlechtem Wege kamen wir zu Intombi-Camp, dem englischen Hospitallager am rechten Ufer des Klipriver, am westlichen Abhang des Isimbulwanaberges und Lombardkop an, die Stadt Ladysmith ließen wir linker Hand liegen.

Unsere Ankunft bleibt mir unvergeßlich. Die Ambulanzgüter wurden im Dunkeln ohne viele Rücksicht auf einen Haufen am Eingang des Hospitallagers zusammengeworfen und eine englische Wache davorgestellt. Uns begrüßten mehrere Aerzte, welche sehr bedauerten, daß wir so spät kamen, so daß sie uns nichts mehr zum Essen anbieten konnten außer etwas Brandy; dazu hielt mir ein Apotheker einen großen Sack, in welchem harte, kleine Stückchen Zwieback sich befanden, zum Eingreifen hin; ich machte mir davon beide Taschen voll, weil ich viel Hunger verspürte und nicht wußte, ob wir des andern Tags etwas Besseres zu essen bekämen. In englischen Zelten erhielten wir in je vier Bettstellen Nachtlager.

Am nächsten Morgen lachte wieder heller Sonnenschein über der Gegend; wir befanden uns mitten in einer großen Reihe von Zelten und Ambulanzwagen.

Die englischen Ambulanzwägen waren groß gebaut, mit vier bis zehn Mauleseln bespannt und konnten zwei liegende Kranke auf Tragbahren oder zehn Verwundete, auf Bänken sitzend, im Wagen und noch zwei vorn auf dem Kutscherbock aufnehmen. Die Federung der Wägen war hart, doch für die schrecklichen Wege Südafrikas brauchbar. (Siehe Abbildungen Seite 291 und 308). Die untere Hälfte der Wagen war aus Holz, die obere mit Segel-

tuch überspannt. Außerdem besaßen die Engländer in den Ambulanzen der indischen Regimenter, von Kulis (mit der Roten Kreuzbinde am Arm) bedient, ganz vorzügliche zweiräderige, mit einem Ochsen bespannte Karren, welche zwei liegende oder sechs sitzende Kranke aufnehmen konnten. Alle diese Wagen waren mit grünem Segeltuch überspannt. (Siehe Bild Seite 197.)

Das Intombi-Camp lag südlich von Ladysmith und dem Klipriver am nördlichen Abhang des Plattrandes auf einer schnurebenen Steppenfläche, welche die nächsten 11—12 Bilder zeigen. In der Gegend, wo das englische Feldlazarett lag, (es war dies die neutrale Zone, die Generalkommandant Joubert dem General White und den Bürgern von Ladysmith als Hospital und Frauenlager zugestanden hatte) mündete ein Bach, Intombispruit, in den Klipriver.

Englisch-indische zweiräderige Ambulanzkarren. Im Hintergrund ein großes Krankenzelt am Fuße des Platrandes.

Die Gegend war daher etwas sumpfig, vollkommen baumlos; des Tages über brannte die Sonne mit fast senkrechten Strahlen hernieder, des Nachts war es kalt und nebelig. Einmal kam gegen Abend ein furchtbares Hagelwetter mit Sturm, so daß viele Zelte niedergerissen wurden. Die Ebene lag 980 bis 1100 m hoch über dem Meeresspiegel. Man konnte sie von der Artilleriepoſition der Buren bei Modderspruit (siehe Bild Seite 123) vollkommen übersehen. Braunes, zertretenes und von der Sonne verbranntes Steppengras wechselte mit zahllosen Termitenhaufen in einförmiger Weise ab; in der Ferne

blinkten die weißen Zelte der Engländer herüber, am Fuße des felsigen, mit Dornbusch bewachsenen Plattrandes.

Das Lager war abgeteilt in die Frauenabteilung, welche südlich der Eisenbahnlinie aufgeschlagen war, und das eigentliche Lager der kranken Soldaten, welches nördlich derselben näher dem Klippriver lag. In jenem (siehe Bilder Seite 201, 202, 204, 205, 210) befanden sich die Einwohner von Ladysmith, welche wegen der Burengranaten die Stadt verlassen mußten, in diesem (Siehe Bilder Seite 199 und 203) befanden sich die englischen Kranken, meistens Ruhr- und Typhuskranke, einige Malariafälle, wenig Verwundete.

Nur ein einziger Bur, welchem ein Splitter einer Lyddit-bombe die Bauchmuskeln in großer Ausdehnung aufgerissen hatte, wurde hier verpflegt. Er befand sich aber schon auf dem

Englischer Soldatenfriedhof zu Intombicamp. Im Hintergrund nach Süden Platrand und Waggonhill, ferner die großen Krankenzelte.

Wege der Besserung und bekam ebensowenig wie unsere gefangenen Buren den Typhus, ein Beweis, wie widerstandsfähig dieses Volk ist.

Die Engländer waren alle während der Ueberfahrt schon mit Typhus-Heilserum unter die Bauchhaut eingespritzt worden, bekamen auf diese Schutzimpfung hin am nächsten Tag Fieber, fühlten sich aber dann dauernd wohl. Sie sollen nach Aussage der englischen Aerzte den Typhus selten in schwerer Form bekommen haben. Damit stimmten aber nicht die Zahlen von Ladysmith. Auch in Krügersdorp sah ich ungewöhnlich viele Engländer an Typhus unter Herzschwäche sterben, während z. B.

bei einer Burenambulanz in Kroonstadt von 90 typhuskranken Buren keiner starb. Die russisch-holländische Ambulanz in Kroonstadt ließ ihre Typhuskranken täglich mehrmals kalt abreiben, in Krügersdorp erhielten die typhuskranken Soldaten dreimal täglich fünf Tropfen Karbolsäure auf Wasser innerlich und wurden wie von den Engländern kalt gewaschen. —

In Ladysmith starb etwa der zehnte Teil (es waren etwas über 6000 englische Soldaten in Ladysmith) der Garnison an Typhus und Ruhr. Ein Wald von kleinen weißen Kreuzen und lange Furchen von Reihengräbern bezeichnete die Ruhestätte von mehr als 600 Toten am westlichen Abhang des Lombardkop.

Das Bild zeigt gerade die schwarzen Totengräber bei neuer Arbeit; jeden Morgen konnte man durch das von beiden Seiten geöffnete Totenzelt von unseren Zelten aus auf 6 bis 16 neue Opfer

Unsere Ambulanzlente; links indisches Zelt, im Hintergrund kegelförmige Krankenzelte des englischen Spitallagers.

der furchtbaren Seuche blicken; sie waren in braune wollene Decken eingenäht. Allabendlich vor Sonnenuntergang bewegte sich dann der kleine Trauerzug hinter den Toten, die in die britische Flagge eingeschlagen waren, hinaus zu jenem Friedhof. An einem Tage starben 15, an einem anderen 19; das war, glaube ich, die höchste Ziffer, die der Tod noch nach dem Entsatz von Ladysmith an dem Tage forderte, als wir diese traurige Stätte verließen.

Die Belagerung hatte 118 Tage gedauert; von den 6000 Mann waren 30 Offiziere und 575 Mann gestorben; 70 Offiziere und 520 Mann waren verwundet worden. Dazu kamen noch etwa 20 000 Einwohner, welche auch zu zwei Dritteln krank

waren. In den drei letzten Monaten waren 500 Todesfälle vorgekommen. Ueber 8000 Mann waren durch das Lazarett gegangen.

Bis Mitte Dezember war die Ernährung der Truppen in Ladysmith gut. Von da ab erhielt aber jeder Mann anstatt ein Pfund Ochsenfleisch und ein Pfund Brot ein halbes Pfund Pferdefleisch und ein halbes Pfund Bisquit. Zum Schlusse waren von 5500 Kavalleriepferden nur noch 1100 übrig.

Merkwürdig war es, daß auf den Grabkreuzen (nicht alle waren beschrieben, sondern viele nummeriert) sehr oft die Namen von Matrosen der Kriegsschiffe „Terrible“ und „Powerful“ zu lesen waren; wahrscheinlich hatten gerade diese Leute die Strapazen auf dem heißen Boden Afrikas nicht gut ertragen können.

Die Wasserversorgung des englischen Lagers zu Intombicamp aus dem Klipriver.

Die englischen Zelte waren in drei Gattungen vertreten. Das indische Giebeldachzelt für vier Betten berechnet, erschien mir sehr praktisch. (Siehe links der Abbildung Seite 199.) Dieselben hatten ein doppeltes Dach und zwischen den beiden Zeltbahnen befand sich ein mehrere Centimeter breiter Luftraum, so daß der Innenraum des Zeltes durch diese Luftströmung immer kühl erhalten wurde.

Ferner waren im Gebrauch kegelförmige Zelte für etwa sechs Kranke. Diese Zelte hatten ebenfalls eine doppelte Bedachung mit Luftzwischenraum und unterhalb der Spitze zur Vermehrung der Luftströmung noch besondere Oeffnungen. Die innere Bedachung konnte außerdem noch vom Erdboden emporgerafft

werden. (Siehe Bilder Seite 199 und 204.) Leider lagen in diesen Zelten die Kranken oft auf einem wasserdichten Tuche am Boden.

Die dritte, besonders für Schwerkranke bestimmte Art von Lazarettzelten waren förmliche Häuser mit Giebeldächern aus Leinwand. (Siehe Bilder Seite 197 und 198.) In denselben befanden sich eiserne Bettstellen für 20 bis 36 Kranke.

Die Vernichtung der Abfallstoffe geschah durch Verbrennung oder auch in großen Gruben, die dann immer wieder mit Erde zugeschüttet wurden; doch geschah manchmal die Behandlung des Unrats hinter den Krankenzelten in einer Weise, die sicher nicht zur Gesundung des Lagers beigetragen hat. Der Sturmwind, der oft über die Steppe hinwegbrauste, jagte ganze Staubwolken von roter Erde über die Zelte hinweg in die

Wasserwagen zu Intombicamp, im Hintergrund das Frauenlager und Platrand.

Lagerstätten, so daß dadurch eine Uebertragung der Krankheiten stattfinden konnte. Mehrere unserer Ambulanzleute bekamen auch bald nach unserer Ankunft in Ladysmith Bronchialkatarrh, wahrscheinlich durch diesen Staub.

Die Wasserversorgung war auch nach dem Entsatze noch die denkbar schlechteste. Aus dem langsam und trüb daherfließenden Klipriver wurde unterhalb Ladysmith aus einer Sandbank durch eingegrabene Schächte das Wasser mittelst einer Feuerspritze, die den Namen Ladysmith trug, von Indiern (siehe Bild Seite 200) emporgeholt. Es lief über das steile Ufer durch einen Schlauch zu Wasserfässern auf zweiräderigen Ochsen-

karren (siehe Bild Seite 201.) Das nächste Bild (Seite 202) zeigt einen ähnlichen eisernen Wasserwagen mit mehreren Hähnen an der Rückseite, der zu einer englischen Sanitätsabteilung gehörte. Er war mit nassen Tüchern zur Abkühlung des Wassers bedeckt. Dieses Bild zeigt auch die lockere Einspannung der Ochsen vermittelst eines Nackenquerholzes. Im Hintergrunde liegt am Fuße des Platrandes das englische Frauenlager. Das Bild auf Seite 108 zeigt dieselbe Ochseneinspannung eines Wasserwagens von Intombicamp, links und rechts eiserne Behälter, in denen das Wasser etwa fünf Wochen stehen blieb zum Abklären.

Roter Kreuz-Wasserwagen zu Intombicamp; im Hintergrund Waggonhill und Platrand, ferner das Frauenlager.

Das Wasser, welches zum Kochen und zum Reinigen benutzt wurde, kam ohne weiteres in Verwendung. Dagegen wurde das Wasser, welches zum Trinken bestimmt war, noch einmal durch Thonfilter nach Pasteur-System gepreßt. Kulis besorgten diese Arbeit; von ihnen konnte man gegen Erlaubnisschein des Arztes eine bestimmte Menge Trinkwasser erhalten.

Ich habe sowohl aus dem Wasser des Klipriver, aus dem der eisernen Behälter und aus dem nochmal filtrierten Wasser auf Agarnährböden, die ich aus München mitgenommen hatte, die Stäbchenpilze des blauen Eiters und auch solche, welche alle Eigenschaften der Typhusstäbchen hatten, an Ort und Stelle gezüchtet und später im Laboratorium des Gouvernement-Tierarztes Theiler weiter beobachtet. Theiler versah, wie

ich weiter unten erwähnen werde, eine allen Anforderungen entsprechende staatliche Anstalt bei Pretoria, wo Kuhpockenlymphe hergestellt und namentlich nach den Erregern der Pferdekrankheit geforscht wurde. —

Gleichzeitig mit uns kam die zweite holländische offizielle Ambulanz unter dem Stabsarzt Dr. Koster und Dr. Pino, Militärarzt aus Holländisch-Indien, im englischen Hospitallager an. Dieselbe war nördlich von Ladysmith bei Spring-Station auf Potgieters-Farm von den Engländern angetroffen worden. Die Engländer wollten Dr. Koster alle Ambulanzgüter nehmen, weil es eine Militär-Ambulanz wäre. Es veranlaßte ihn dies, mit allen seinen Leuten, worunter auch eine Schwester vom holländischen Roten Kreuz aus sehr guter Familie, Namens

Gefangene Buren im englischen Lazarettlager; links holländischer Ambulanzwagen.

Hellemanns, war, seinen gefangenen Buren hierher zu folgen. Ich habe wiederholt auch in Krügersdorp die Bemerkung gemacht, daß die Behandlung, welche die Holländer von den Engländern erfahren mußten, sich sehr von der unterschied, welche die Deutschen erhielten.

Dr. Kosters Patienten und die unseren sechs, worunter zwei Italiener mit Malaria, ein Belgier mit Lungenleiden und drei verwundete Buren waren, wurden in Zelten zusammengelegt. (Siehe Bild Seite 203).

Diese holländische Ambulanz war vorzüglich eingerichtet, besaß unter anderem eine sehr einfache, auf flachem Boden sehr leicht bewegliche fahrbare Trage, hergestellt nach den Angaben des holländischen Stabsarztes de Mooi. Aus den Bildern ist

ersichtlich, wie der Kranke auf die Trage gelegt und diese mit vier einfachen Kettenhaken unter die braune Segeltuchdecke an die Schiebkarre befestigt wird. Der Kranke liegt unterhalb

Holländische Fahrbahre; im Hintergrund Platrand nach Süden.

Holländische Trage, getrennt von der Segeltuchdecke mit den Rädern. Im Hintergrund Frauenlager und englisches Wachzelt.

der Räderachse; die Achse geht als eiserner Rahmen der Segeltuchdecke bogenförmig über den Kranken hinweg. Die Handgriffe zum Fahren sind ebenfalls vorn an dem eisernen Rahmen

befestigt. Das Kopfteil der Trage wird zuerst am Rahmen mit zwei der vier Kettenhaken befestigt, dann erst das Fußende.

Holländische Fahrbahre am Kopfteil an der fahrbaren Segeltuchdecke eingehakt. Im Hintergrund englische Wache.

Holländische Fahrbahre; links verwundeter Bur, im Hintergrund englische Wache und Frauenlager.

Oben auf der Segeltuchdecke ist ein Blechkasten mit sterilisierten, abgepaßten Verbandgazestückchen für den ersten Verband befestigt. Die einzelnen Gazeschichten hängen aneinander durch einen

durchgezogenen Bindfaden, von dem sie leicht abgestreift werden können. (Kort-Verband.)

Die Holländer hatten auch ausgezeichnete Gemüse- und Fleisch-Konserven, z. B. holländische Speisebohnen von Tielemann & Dros in Leijden, von welchen Dr. Koster uns und unseren Kranken in der zuvorkommendsten Weise mitteilte.

Von unseren Ambulanzgütern waren nämlich nach unserer Ankunft im englischen Lager über Nacht nicht allein die Eßbestecke, sondern auch viele Konserven abhanden gekommen, obwohl, wie ich oben erwähnte, eine englische Wache vor denselben stand. Eine Kiste guten Champagners und eine Kiste Cognac war ebenfalls verschwunden. Zwei Flaschen Whisky hatten wir noch gerettet und unter dem Bette in unserem Zelte versteckt. Bald kamen wir dahinter, daß auch diese in unserem englischen Diener, der das Zelt täglich aufräumte, einen Liebhaber gefunden hatten. Wir meldeten dies natürlich. Es wurde uns darauf mitgeteilt, daß dieser Diener auch seinen Hauptmann bestohlen hatte und eingesteckt würde; aber am nächsten Morgen traf ich ihn schon wieder wohlgemut beim Baden im Klipriver. Bei Dr. Koster kam eine Kohlensäure-Bereitungsflasche abhanden; am nächsten Morgen hatte sogar ein Engländer die Freiheit, ihn zu fragen, ob er keine Kohlensäurekapseln hätte.

Das Essen, das uns die Engländer im Anfang boten, war schrecklich zubereitet, und kam für alle zusammen in einem schmutzigen Blecheimer in Form von Schaffleisch mit brauner Brühe und Kartoffeln, wozu sich noch eine Unzahl Fliegen gesellten, an. Wir beschwerten uns darüber; es wurde uns gesagt, daß dies das Essen der »private soldiers« wäre; wahrscheinlich hatten die Engländer nichts Besseres; wir bezogen dann das Fleisch roh und bereiteten es uns selbst zu.

Dr. Koster ließ das Trinkwasser noch einmal durch ein Kohlenfilter laufen und war der Ansicht, daß es nunmehr die Leute trinken könnten, allein fast alle Mitglieder seiner Ambulanz erkrankten an Ruhr; Dr. Pino und Schwester Hellemanns sogar so schwer, daß sie noch nach Wochen in Pretoria daran zu leiden hatten. Wir tranken das Wasser nur gekocht mit Thee. Von unseren Ambulanzleuten erkrankte nur leicht der Kollege, der von den Engländern zurückgehalten wurde.

Unsere gefangenen kranken Buren erhielten eine Wache von zwei englischen Soldaten (siehe Bild Seite 207), deren Zelt dicht hinter den Krankenzelten der Buren aufgeschlagen war. Die Buren ertrugen ihr Schicksal mit bewunderungswürdigem Gleichmut; ich habe trotz der schlechten Kost kein einziges Murren von ihnen gehört. Ich fand daher das Urteil des schon mehr erwähnten Berichterstatters der »Morning Post« über die gefangenen Buren nach der Schlacht bei Pieters keineswegs am Platze:

»Looking at these very ordinary people, who grinned and chattered without dignity, and who might, from their appearance, have been a knot of loafers round a public-house, it was difficult to understand what qualities made them such a terrible foe.« („Wenn man dies wirklich gewöhnliche Volk sah, welches ohne Anstand grinste und schwatzte, von dem man nach dem Ansehen denken konnte, es sei öffentliches Gesindel, so konnte man schwer verstehen, was ihm die Eigenschaften eines so fürchterlichen Feindes verlieh".) Man vergleiche mit diesem gelinde übersetzten Urteil seine eigenen Worte von Seite 191. —

Gefangene Buren mit englischer Wache. Im Hintergrund der Platrand.

Jeder Bure trägt in seiner linken Rocktasche eine Identitäts-Karte auf starkem, auf der Rückseite grünem und mit Leinwand durchzogenem Karton. Diese Karte war ausgegeben von dem Informationsbureau des Roten Kreuzes in Pretoria durch Professor Molengraaff*) und sollte nach einem Todesfalle zum statistischen Nachweis nach Pretoria eingeschickt werden. Sie trug in holländischer und englischer Sprache Rubriken für Namen, Wohnort, Verletzung, Ort der Verletzung u. s. w. wie folgt:

Imformatie-Bureau van het Roode Kruis, Pretoria.
(IDENTITY DEPARTMENT OF THE TRANSVAAL BRANCH OF THE GENÈVE RED CROSS SOCIETY, PRETORIA)

BEWIJS VAN IDENTITEIT.
Proof of Identity.
No. . .

In geval van dood of verwonding**) van houder dezes wordt men dringend verzocht deze kaart ingevuld op te zenden aan bovenstaand adres.

*) Bedeutender Geologe der südafrikanischen Republik.
**) Im Falle von Tötung oder Verwundung des Inhabers dieser, wird dringend ersucht, diese Karte ausgefüllt an untenstehende Adresse zu senden

Naam / Name .....

Ouderdom / Age .....

Woonplaats adres familie / Residence .....

Commando .....

The Identity Department of the*) Red Cross Society will forward to English authorities information about wounded English soldiers who might be made prisoners.

In case of bearer of this being killed or wounded, you are requested to send this card through the nearest Commanding Officer, or Responsible Official, to the Identity Department above mentioned.

Gesneuveld**) Killed — Plaats / Locality ..... Datum / Date .....

Gewond Wounded — Welke Verwonding / Nature of Wound ..... Plaats / Locality ..... Datum / Date .....

Telegraphic and Postal Address: Molengraaff, Pretoria.

Diese Karten wurden den gefangenen Buren von den Engländern abgenommen. —

Wir erhielten in unserer Ambulanz fast täglich Besuch von den englischen Aerzten, welche sich namentlich einen Buren ansahen, der von Lyddit ganz gelb gefärbt war. Fast alle fragten nach den Beobachtungen, die wir bei Lyddit-explosionen gemacht hatten. Einer von ihnen konnte sich dabei der Bemerkung nicht enthalten, das Lyddit sei ein »wonderful stuff«. Ein andermal kam ein junger irischer Feldkaplan. Er stand mit seinem gesunden, frischen Aussehen in starkem Gegensatz zu den andern hohläugigen, bleichwangigen Engländern, die im Feldlazarett mit schlotternden, dünnen Beinen umherwandelten, war immer bei guter Laune und unterhielt sich gern mit uns. Von mir behauptete er, ich hätte Augen wie ein Huhn; was er damit sagen wollte, konnte ich nicht aus ihm herausbringen. Er wollte uns öfters ausholen über die Stärke der Buren um Ladysmith; wir gaben ihm natürlich keine bestimmte Auskunft; denn, meinten wir, er würde es doch nicht glauben, daß es nur 2000 gewesen seien. Dagegen versicherte er uns, es wäre am 6. Januar 1900 während des Angriffes der Buren auf den Platrand die englische Garnison bereits so schwach gewesen, daß sich viele von ihnen nicht lange auf den Beinen halten konnten; sie hätten damals nur mehr Pferdefleisch zu essen gehabt; wenn die Buren damals nachdrücklicher und allgemeiner angegriffen hätten, wäre Ladysmith sicher gefallen. Er lud uns Katholiken der Ambulanz auch für Sonntag den 11. März zu einer Feldmesse in seinem Zelt ein; ein Offizier, der vorher

*) Das Identitäts-Departement der Roten Kreuz-Gesellschaft will an die englischen Behörden Auskunft besorgen über verwundete englische Soldaten, welche gefangen genommen werden sollten.

**) Gesneuveld = getötet.

die hl. Kommunion empfing, miniſtrierte; und vor dem Zelt waren in Reih und Glied engliſche Truppen unter Gewehr angetreten.

Um dieſe Zeit fuhr auch General White, der ſelbſt an Ruhr erkrankt war, bleichwangig, hager an Geſtalt, an Intombicamp vorbei zur Bahn nach Colenſo und Kapſtadt. Die Kranken des Feldlazarettes, die gehen konnten, gaben ihrem General, der mit ihnen in rühmlicher Ausdauer die Leiden der Belagerung erduldet hatte, an der Bahnſtation das Ehrengeleite.

Am 10. März, alſo drei Tage nach unſerer Ankunft im engliſchen Feldlazarett, waren wir in Begleitung eines engliſchen Offiziers nach Ladyſmith zur Vernehmung vor den Sekretär des Generals Buller geladen; wir ſetzten zu Pferd über die Fort des Klipriver, in deſſen Ufern zahlreiche Erdhöhlen eingegraben waren. Hier hatten die Truppen während der Belagerung die meiſte Zeit Schutz gefunden vor den Geſchoſſen der Buren. Mein Fox ging natürlich auch mit durch den Fluß. Gleich am jenſeitigen Ufer lag in der Mitte von Blaugummibäumen die kleine Stadt mit einfachen, einſtöckigen Häuſern; man merkte nirgends etwas von bedeutender Zerſtörung; alle Häuſer und alle Straßen waren voll von engliſchem Militär in Khaki-Uniform.

Die ganze Vernehmung beſtand darin, daß über Dr. Koſters Verhältniſſe und die meines Kollegen ein Protokoll aufgenommen wurde.

Es wurde uns vom Sekretär, einem Stabsoffizier, geſagt, daß wir frei ſeien, aber ein beſtimmter Tag der Abreiſe wurde uns nicht bekannt gegeben. Als am 12. März noch keine Beſtimmungen getroffen waren, beſchwerte ich mich darüber beim Chef (P. M. O., das heißt Principal medical officer) des Lazarettes, Surgeon Major Dr. Mapleton, daß es doch unrecht wäre, eine ganze Ambulanz an einem verſeuchten Ort ſo lange hinzuhalten.

Am gleichen Tage ritt ich mit einem Ambulanzmann, einem geborenen Münchener, wiederum nach Ladyſmith, um Briefe dort auf der Poſt perſönlich zu beſorgen. (Siehe Bild Seite 210.)

Dieſer Münchener war ſchon mehrere Jahre in Afrika, hatte ſich als Muſiklehrer, dann wieder als Bierbrauer, zum Schluß als Hauslehrer bei Oberſt Schiel auf deſſen Farm bei Pietersburg immer ordentlich ſein Brot verdient, war bei Ausbruch des Krieges zur Ambulanz in Pietersburg und von dort mit dem Zoutpansberg-Kommando nach Colenſo gegangen. Er war uns durch ſeine Sprach- und Menſchenkenntnis als Oekonom und Verwalter der Ambulanz wertvoll geworden.

Hier möchte ich einschalten, daß ich außerdem noch viele Deutsche in Transvaal getroffen habe, die mit wenig allgemeinen praktischen Kenntnissen dorthin gegangen sind und dort zum Schlusse nur ein trauriges Los gefunden haben. Ich habe manche später als Kellner und Hausdiener in Pretoria und Johannesburg wiedergesehen, wo sie die Engländer bedienen mußten, gegen die sie kämpfen wollten, und nur so lange in aller Stille gelitten waren, bis sie zum Schlusse ausgewiesen wurden.

Unser Münchener aber blieb noch längere Zeit bei der Ambulanz, und konnte ich ihm später vorübergehend eine Stelle

Ein Ambulanzmann aus München mit mir zu Pferd; im Hintergrund das Frauenlager und Waggonhill.

beim deutschen Generalkonsulat in Pretoria verschaffen. Dort hat er sich selbständig gemacht; es ging ihm, wie er mir im Oktober 1901 schrieb, bei vieler Arbeit gut. —

Mit ihm ritt ich also nach Ladysmith, wo wir uns die Straßen der Stadt ein wenig besahen. Dieselbe ist eng zusammengebaut, auf zwanzig Tagwerk Fläche, hat rechtwinklige Straßen. Ueberall verkehrten englische Transportwagen, so daß oft schwer durchzukommen war; ich versuchte auch das ganz trübe und warme Wasser der Wasserleitung. Wir kamen am Rathause

vorbei, dessen Turm und Vorhalle durch eine Burenbombe zum Teil zerstört war. Auf dem Rückweg besorgten wir unsere Briefe auf die Post in die Heimat.

Meine Briefe wurden allerdings auch von den englischen Soldaten regelmäßig befördert, während ich durch Burenhände drei Monate lang keine Nachricht von zu Hause bekam.

Von den Buren wurden meine Briefe öfters geöffnet und wieder durch einen roten Zettel verklebt mit dem Aufdruck:

Postdepartement, Z. A. Republik.

Geopend onder Krijgswet. (Geöffnet nach dem Kriegsgesetz.) Die Engländer öffneten meine Briefe fast nie. —

Damals kam vor dem Postgebäude in Ladysmith ein englischer Offizier auf mich zu und fragte mich anfangs in höflicher Unterhaltungsform, wohin wir gingen und wer wir wären? Als er aber erfuhr, daß ich Burenarzt wäre, verlangte er, daß wir mit ihm zum Polizeiamt gingen. Wir folgten ihm und führten unsere Pferde an den Zügeln hinterher. Auf dem Polizeiamt wies ich meine bayerischen Papiere, meine Mitgliedsbestätigung der Münchener Sanitätshauptkolonne, auch den Paß des Internationalen Belgischen Roten Kreuzes, auf den ich nie besonderen Wert legte, vor und berief mich hauptsächlich auf den mir von der Transvaal-Regierung ausgestellten Schein der Vereinigung vom Roten Kreuz von Genf:

VEREENIGING HET ROODE KRUIS VAN GENEVE.
TRANSVAAL AFDEELING — HOOFDBESTUUR.

Wij certificeeren hierby dat houder Dr. J. Fessler is*) een werkend en geregistreerd lid van deze Vereeniging en gerechtigd tot het teeken van onzijdigheid en de privileges verbonden aan de Conventie van Genève.

Pretoria, 25 Januari 1900.

Op last

J. G. Kreyenbrock — Secretaris.
J. B. Knobel MB. LRCSEd. — Voorzitter.

RED CROS SOCIETY OF GENEVA.
TRANSVAAL BRANCH — HEAD COMMITTEE.

We hereby certify that bearer J. Fessler, Med. Doctor, is an active and enrolled member of this Society and is entitled to the mark of neutrality and the privileges of the Geneva Convention.

Pretoria, 25th January 1900. By order,

J. G. Kreyenbrock — Secretary.
J. B. Knobel MB. LRCSEd. — Chairman.

*) Wir bestätigen hierdurch, daß Dr. J. F. ein aktives und registriertes Mitglied dieser transvaalischen (Roten Kreuz-)Vereinigung und berechtigt ist zu den Zeichen der Neutralität und den Privilegien der Genfer Konvention.

Ein Militärbeamter führte uns dort durch verschiedene Amtsstuben und machte wiederholt sehr spöttische und grobe Bemerkungen darüber, daß wir als Deutsche gerade zur rechten Zeit hergekommen wären, um den verlierenden Buren zu helfen. Ein anderer fragte mich sofort beim Namen des Arztes, der die beiden verwundeten Buren auf MacDuling-Farm fortgeschickt hatte.

Es war schon ziemlich spät am Nachmittag. Da wir merkten, daß man uns über Nacht hier behalten wollte, so verlangten wir sofort zum Sekretär des Generals Buller, dem Stabsoffizier, der uns erst vorgestern sehr höflich und frei entlassen hatte. Dorthin wurden wir nun auch geführt und erhielten von demselben auf einem einfachen Zettel geschrieben den Paß zur freien Rückkehr nach Intombicamp.

Pass { Dr. Fessler / Mr. Muller } to Itombi

D. Henderson, Major
Provost Marshal.

Der Zwischenfall war dadurch erledigt und wohlgemut ritten wir in unser Lager zurück. Damit kam aber auch Leben in die verschleppte Sache.

Es war inzwischen nach Intombicamp von dem Vorfall telegraphisch Nachricht gemeldet. Der Chef des Lazarettes berief uns, sowie auch Dr. Koster zu sich in sein Zelt und machte uns die Mitteilung, daß wir die Umgegend des Intombicamp nicht verlassen dürften. Dr. Koster und Dr. Pino waren nämlich tags zuvor ebenfalls nach Ladysmith geritten.

Am gleichen Abend noch kamen zwei berittene Schutzleute und führten den Kollegen, welcher die verwundeten Buren auf MacDuling-Farm fortgeschickt hatte, ins Gefängnis nach Ladysmith ab. Einer von ihnen wies ihm vor dem Abgang noch den geladenen Revolver, für den Fall, daß er einen Fluchtversuch machen sollte. Dr. Koster und ich protestierten bei dem Chef des Lazarettes gegen dieses Auftreten des Schutzmannes einem Arzte gegenüber; doch ließ sich an der ganzen Sache wenig mehr ändern. Am Mittwoch den 14. März wurde der dritte Arzt unserer Ambulanz und der Ambulanzmann Hewitt, welcher die ganze Angelegenheit den Engländern hinterbracht hatte, nochmals zu einer Vernehmung nach Ladysmith abgeholt, aber es konnte für den Augenblick das Schicksal des gefangenen Kollegen, der mit gewöhnlichen Verbrechern zusammen in einer Zelle mehrere Tage zubringen mußte, nicht gebessert werden. Er bekam nur einmal im Tage zu essen, kein Bett zum Schlafen, ein allgemeiner Brunnen diente zum Waschen und Trinken. Er traf dort auch jenen Ausländer, der mit dem Roten Kreuz-Paß in der Tasche vor Ladysmith von den Engländern abgefaßt worden war, weil er ein Gewehr trug.

Wir andern erhielten durch Telegramm die Erlaubnis zur Abreise samt unseren Ambulanzgütern. Die Engländer stellten uns zwei Ochsenwagen. Dr. Koster blieb noch mehrere Wochen zur Pflege der gefangenen Buren mit seiner Ambulanz im englischen Lager zurück. Hewitt mußte mit uns abziehen; ein Ambulanzwagen von ihm, der bei Pietersburg den Engländern von den Buren abgenommen worden war, sollte in englischen Händen bleiben, so war es Bestimmung von Sir Redvers Buller:

ARMY TELEGRAPHS.

Ladysmith — Office Stamp. 14. 3. 00.

To P. M. O. Intombi. 13 March 117

As Doctor Hewitt attached himself to the german ambulance on 28 Febr. it is Sir Redvers Buller's order that he shall return to the enemys lines with that ambulance. No more transport can be provided than the two oxwagons already arranged for.*)

A. A. G. intelligence
Headqurt. Ladysmith.

*) Nachdem Dr. Hewitt sich selbst der deutschen Ambulanz am 28. Febr. anschloß, so ist es Bullers Befehl, daß er mit dieser Ambulanz zu den feindlichen Linien zurückkehre. Es können nicht mehr Fuhrwerke gestellt werden, als die beiden schon bestimmten Ochsenwagen.

Kapitel XV.

Die Rückkehr nach Elandslaagte. — Die englischen Parlamentäre. — Rast bei der zerstörten Farm Meran. — Uebernachten bei der Brandwacht der Buren in der Nähe der zerstörten Kohlenmine von Waschbank. — Bei General Botha in Glenkoe. — Der Verkehr mit dem Zoutpansberg-Kommandanten und unsere Ambulanz zu Glenkoe — Zurück nach Pretoria mit fieberkranken Buren. — Die Freigabe des Kollegen aus Ladysmith. — Der belgische Chefarzt und Schatzmeister; die belgisch-französische Ambulanz. — Schwierigkeiten mit der medizinischen Staatskommission. — Besuch bei den Aussätzigen und in der Impfanstalt; die Pferdeseuche. — Das Leichenbegängnis General Jouberts.

Am 15. März, morgens 9 Uhr, konnten wir endlich, nachdem wir unsere Ambulanzgüter auf die zwei Ochsenwagen und unseren eigenen Ambulanzwagen mit Mauleselbespannung aufgeladen hatten, abreisen. Von der holländischen Ambulanz, die mit uns Leid und Freud in herzlicher Weise geteilt hatte, und von unseren kranken Buren nahmen wir noch kurzen Abschied und dann ging es wieder hinaus in das freie Feld, durch den Klipriver nach Ladysmith. Unser Zug konnte sich nur langsam vorwärts bewegen, denn unsere Pferde und Maulesel hatten in der Sonnenhitze auf der unfruchtbaren Steppe, die schon seit Monaten keinen ordentlichen Graswuchs mehr gezeitigt hatte, nur wenig Futter gefunden und waren bis auf Haut und Knochen abgemagert. Es war lächerlich, wie knapp die Rationen Mais bemessen waren, welche unsere Tiere von den Engländern erhielten.

Bis nach Ladysmith hinein begleitete uns ein englischer Hauptmann; er zeigte uns die Steinpyramide, wo am 6. Januar 1900 beim Angriff der Buren auf den Plattrand Dick Cunyngham, Colonel der Gordon-Highlanders, gefallen war. Ich kam auch mit ihm in das von den Engländern so beliebte Gespräch über die Wirkung des Lyddits; da erlaubte ich mir die Frage, ob die Verwendung dieses Stoffes nicht gegen die Regeln der Genfer Konvention verstoße, worauf mir der Engländer zur Antwort gab, daß von seiten der Genfer Konvention keine Einwendung dagegen gemacht worden sei. In Betreff des Schicksals des zurückgehaltenen Kollegen meinte er, daß er wohl nach Port Elisabeth geschickt werde.

Vor der Wohnung des höchstkommandierenden Generals Buller, den wir nie zu Gesicht bekamen, verabschiedete sich der englische Offizier von uns in freundlicher Weise. Unsere Karawane ging auf der nördlichen Seite von Ladysmith an ver-

schiedenen mit Blech gedeckten Stein- und Erdredouten vorbei, in der Richtung nach Modderspruit. Ein englischer Conductor, Militärverwalter, führte unseren Zug; dagegen war uns eine militärische Wache nicht beigegeben.

Hewitt wollte sich bei mir wieder einschmeicheln, indem er mir erklärte, daß er seinen alten, kleinen und halb zerbrochenen Ambulanzwagen den Engländern als ihr angebliches Eigentum zurückgelassen habe, während eigentlich der große mit den acht Mauleseln, den wir mit uns zurückführten, den Engländern am Limpopofluſſe abgenommen worden sei. Er zeigte mir auch an demselben die englische Fabrikmarke, die der Schlaumeier kurz vor unserer Abreise aus Intombi teilweise unkenntlich gemacht hatte. Der Wagen war schön und brauchbar, allein um Hewitt kümmerte sich niemand mehr, er mußte mutterseelen allein vorausreiten.

In der Nähe von Modderspruit spannten wir aus, machten Mittag und teilten mit unserem Conductor die Konserven, welche uns die Engländer mitgegeben hatten. Einzelne berittene Patrouillen begegneten uns bei Modderspruit. Wo vor einigen Wochen die Proviantstation der Buren gewesen, war jedes ein mächtiges englisches Feldspital und daneben ein Truppenlager aufgeschlagen.

Hier hatte ich auch den Rest unserer Ambulanzgüter mit einem Krankenpfleger und auch den zweiten Krankenpfleger, den ich mit unserem Ochsenwagen von MacDuling-Farm aus hieher zurückgeschickt hatte, gelassen. Diese und eine Krankenpflegerin, die mir in den Felddienst nachfolgen wollte, waren in die allgemeine Flucht der Buren verwickelt worden. Ich hatte später große Mühe, diese Trümmer der Ambulanz in Glenkoe wieder zusammenzufügen.

Unser englischer Conductor führte uns noch weiter auf der Straße nach Elandslaagte. Weit und breit konnten wir da Teile von Ochsenwagen, zerbrochene Munitionswagen, Zeltstücke und Zinnbüchsen umhergestreut finden; das alles hatten die Buren auf ihrem eiligen Rückzug zurückgelassen. Der ganze Weg war gekennzeichnet durch zahlreiche Pferde- und Ochsenleichen, die mit ihren aufgeschwollenen, teilweise ausgehöhlten Leibern den Aasgeiern eine willkommene Beute waren. Zu 30 und 50 Stück saßen sie auf den Kadavern und machten sich unter lärmendem Gekreisch und Flügelschlägen ihren Fraß streitig, scheuten aber vor uns auf keine 20 Schritt zurück. Das war auf der öden, flachen Steppe, die vom Abendhimmel gerötet war, ein unheimlicher Anblick. (Siehe Bild Seite 140.)

An der Bahnstation von Elandslaagte, wo früher das Kriegskommissariat der Buren gestanden hatte, schlugen wir für die Nacht Zelte auf. Alle Gebäude hatten die Buren vor ihrem Abzug verbrannt, den Eisenbahndamm zerstört und zwei

Eisenbahnbrücken in die Luft gesprengt. Diese Sprengung war aber den Buren augenscheinlich nicht sehr gut gelungen, denn die mittleren Steinpfeiler waren stehen geblieben und die Engländer bereits an der Arbeit, die Schienen darüber wieder hinzulegen.

Der nächste Morgen war frostig. Wir freuten uns, als die Sonne am Horizont wieder heraufkam und rasch Wärme spendete.

Wir erhielten alsbald Besuch von einem englischen Parlamentär, der an seiner Lanze ein Handtuch als Flagge befestigt hatte. Gleich darauf erschienen von Osten her über dem Bahndamm zwei englische Offiziere, die offenbar von unserer Ankunft bereits unterrichtet waren. Sie führten uns weit nach Westen und dann nach Norden im Halbkreise um die Eisenbahnstation Elandslaagte herum auf die alte Straße nach Dundee; wir konnten aber trotzdem mit der Zeit in Erfahrung bringen, daß nordöstlich von Elandslaagte hinter den Hügeln an der neuen Straße das englische Lager aufgeschlagen sein mußte, das wahrscheinlich die Engländer uns nicht sehen lassen wollten. An einer Furt über den Sonntagsfluß lagen die äußersten englischen Vorposten, und ebensolche konnten wir bei der klaren Luft zwischen den Felsen der nahen Kopjen erkennen. In dem sandigen Bett des Sonntagsflusses blieb unser zweiter Ochsenwagen stecken. Die Engländer hatten viele Mühe, uns durch Vorspannen der Ochsen vom ersten Wagen aus dem Wasser wieder herauszubringen.

Von nun an blieben die beiden Offiziere weit hinter unseren Wägen, die durch Rote Kreuz-Flaggen gekennzeichnet waren, zurück, wir anderen aber galoppierten mit unseren Pferden auf die nächsten Anhöhen voraus, indem wir immer deutlicher merkten, daß die Brandwachen der Buren an den Ausläufern der Biggarsberge nicht mehr ferne sein konnten. Gegen Mittag tauchten auch plötzlich auf einer der nächsten Anhöhen drei Reiter mit einer Roten Kreuz-Flägge auf; es waren Buren, die eine Botschaft des Generals Botha an General Buller nach Ladysmith bringen sollten. Nun kamen auch unsere beiden englischen Offiziere, die vor dem Uebergang über den Sonntagsfluß uns immer voraus geritten waren, wieder nach vorne, übernahmen den Brief des Generals Botha und übergaben uns den Parlamentären der Buren, nachdem sie unsere Gruppe vorher noch photographiert hatten. Unseren Burenparlamentären that es leid, daß sie so rasch und unerwartet ihrer Botschaft ledig geworden waren, denn sie hätten gerne, wie sie uns sagten, den Ritt durch die englischen Vorposten selbst gemacht.

Gegen Abend kamen wir an einer schrecklich zerstörten und verbrannten Farm vorbei, die einem Mr. Ralfe gehört hatte.

Meiner Ansicht nach war diese Familie englisch gesinnt und von den Buren vertrieben worden. Ralfe war bei den Kohlenminen von Waschbank beteiligt und hatte einen großen Kaufladen, dessen Trümmer an der Straße lagen. Hunderte von zerbrochenen Sodawasserflaschen waren ausgestreut, die Fußböden, Möbel, Betten zertrümmert, die Roßhaarmatratzen waren aufgerissen, ganze Haufen von Briefschaften lagen mit Küchengeräten und allen möglichen Einrichtungsgegenständen durcheinander. Die Eukalyptusbäume schauten traurig mit ihren Zweigen zu den offenen Mauern und teilweise verbrannten Dachbalken herein, eine öde Stille lag über der einstigen Wohnstätte der Familie. Ich fand dort eine teilweise zerrissene Bibel; das zerrissene Porträt der Familie beim Lawn tennis-Spiel lag noch zwischen den Blättern derselben. Ich habe mir beides als ein trauriges Andenken mitgenommen. Die Farm hatte den Namen Meran und lag in einem reizenden Thalkessel, der mit rotzackigen Felsenkopjen abgeschlossen war.

Hier rasteten wir für kurze Zeit und ritten noch am gleichen Abend weiter bis zur Kohlenmine bei Waschbank, die ebenfalls in einen rauchenden Trümmerhaufen umgewandelt war. Auch hier war die Eisenbahnbrücke gesprengt. Dort trafen wir die erste Brandwache der Buren. Auf der Wanderung hatten wir wiederholt die Beobachtung gemacht, daß auf jeder Kopje, fast unbeweglich wie eine steinerne Bildsäule, ein Kaffer saß, der in die Gegend Ausschau hielt. Wir erzählten dies den Buren, doch legten sie auf solche Dinge wie immer kein Gewicht, indem sie meinten, die Schwarzen schauten nach ihrem Vieh aus, um es gegen Abend in den Kraal zu treiben. Doch konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß es Kundschafter wären, die dem Feinde Nachricht brächten.

Bei der Brandwache (Vorposten) an der Kohlenmine ließen wir unseren englischen Conductor ausspannen und schlugen Zelte auf zum Uebernachten.

Am nächsten Morgen erhielten wir viel Besuch von den Vorposten der Buren, und siehe da, es war auch jener rotblonde Johannesburger dabei, der mich damals in Modderspruit darauf aufmerksam gemacht hatte, wie rasch die Buren flüchten. „Nicht wahr," sagte er, indem er mir die Hand schüttelte, „ich habe doch recht behalten?" Ich mußte dies stillschweigend zugeben; hatte ich ja doch inzwischen so viele traurige Erfahrungen gemacht.

Die Brandwache war froh, in unserer Ambulanz wieder einmal einen warmen Thee und etwas zu essen bekommen, und wir waren froh, wieder frei und bei den Buren zu sein, war auch bei ihnen so manches schlecht und enttäuschungsvoll, so war es doch immerhin schöner hier in der freien Steppe, als dort unten in dem schrecklich traurigen Intombi, wo der

Tod in der scheußlichsten Form hohläugiger Gestalten uns angrinste, wo die staubige Luft drückend und bleiern den Atem hemmte, jeder Schritt und Tritt belauert wurde.

Ich und der Ambulanzmann aus München ritten sofort unserem Zuge voraus durch das schöne, üppig bewachsene Thal des Waschbankflusses empor, auf die nächsthöhere Terrasse (500 m Steigung), wo auf freier Steppe Glenkoe lag.

Auf dem Wege dorthin kamen wir an verschiedenen Farmen vorüber mit herrlichem, klarem Quellwasser; es begegneten uns mehrere Farmerfamilien, die vor dem nahen Feinde mit wenig Hab und Gut und vielen Kindern auswanderten; einige von ihnen trieben zu Pferde Straußen vor sich her, die in ruhig gravitätischem Schritte und mit vorwärts nickendem, langem Halse unter leichtem Flügelschlage den Berg emporschritten.

Bei Glenkoe sahen wir rechts und links der Straßen in den Hängen der Biggarsberge die verschiedenen Buren-Kommandos in Lagern zerstreut; sie hatten alle neue blinkend weiße Zelte; die alten hatten sie ja bei Modderspruit zurückgelassen. Nirgends wurden wir angehalten und um unseren Paß gefragt. Solche militärische Einrichtung, wie wir sie bei den Engländern vielfach erfahren hatten, gab es bei den Buren nicht; und doch sind sie selten von den Engländern überrumpelt worden, diese dagegen sehr oft von den Buren.

Wir ritten geradenwegs auf das Hauptquartier der Buren los, wo im Eisenbahnstationsgebäude Assistent Kommandant-General Louis Botha wohnte. Zahlreiche Boten gingen bei ihm aus und ein. Er saß an einem hölzernen Tisch mit schriftlicher Arbeit beschäftigt, als er uns persönlich empfing. Derselbe war ein mittelgroßer Mann in den dreißiger Jahren mit schwarzem Schnurrbart und dunklen Haaren, ruhigen ernsten Blickes, sprach sehr wenig. Er wunderte sich, daß wir erst heute kamen; denn General Buller hatte ihm gleich nach dem Entsatze Ladysmiths mitgeteilt, daß die auf McDuling-Farm zurückgebliebene Ambulanz sofort nachgesendet würde. Ich erbat mir Urlaub für Pretoria, um die Angelegenheit des von den Engländern zurückgehaltenen Kollegen beim deutschen General-Konsul, der auch Vertreter seines Staates war, vorzubringen und telegraphierte noch am gleichen Tage an das Konsulat. Hewitt meldete sich nach uns bei General Botho, blieb noch einige Tage auf freiem Fuße in Glenkoe, wurde aber dann nach Pretoria vor die medizinische Staatskommission unter Bewachung geführt.

Unsere Ambulanz schlugen wir noch am gleichen Tage in der Nähe der Eisenbahnstation auf, da das Zoutpansberg-Kommando, welches zur Zeit weiter entfernt, südlich von Glenkoe, lagerte, in den nächsten Tagen hierher verlegt werden sollte, so daß wir also hoffen konnten, mit unserem

Kommando bald wieder in Fühlung zu kommen. Am nächsten Tage, den 16. März, erhielten wir auch schon einige Fieberkranke und Verwundete zugewiesen, darunter war ein junger Mann vom Opermannlager, 27 Jahre alt, der sich aus nächster Nähe den linken Daumenballen mit seinem Mausergewehr durchschossen hatte, die Wundränder waren pulvergeschwärzt, aber keineswegs stark zerrissen, wie man es bei Kleinkaliberschüssen aus nächster Nähe erwarten sollte.

Mein dritter Kollege, der unserer Ambulanz von Berlin aus zugeteilt war, erklärte sich seines Vertrages nach Ablauf der drei Monate für entbunden und reiste sofort nach Pretoria ab. Da auch ich nach Pretoria zum Konsul mußte, die Ambulanzgüter dort ergänzen, frische Pferde und neue Zugtiere besorgen wollte, so übergab ich für einige Tage die Ambulanz dem deutschen Arzte Dr. Teufel, der später in das Lazarett der gefangenen Engländer in Waterval ging und dort am Typhus erkrankte.

Oestlich von Glenkoe, an dem durch seine charakteristische Spitzform weithin kenntlichen Nomahill und Indumeni-Kop (siehe Bild Seite 117), lag das irische Kommando der Buren. Dort hatte der Droguist der belgischen Ambulanz sein Lager aufgeschlagen und kurierte. Der Rechtsanwalt Josson war auch dort als Sekretär des irischen Kommandanten; er trug das Mausergewehr über der Schulter.

Wegen Neubeschaffung des Proviants verwies mich General Botha an die medizinische Staatskommission vom Roten Kreuz, welche hier in Glenkoe einen Kommissär hatte; nach vieler Mühe konnte ich dort die nötige Anweisung von Proviant für die Ambulanz erhalten. Der gute Mann konnte es aber nicht über das Herz bringen, uns um eine Flasche Whisky zu fragen. Das war allerdings viel verlangt von einer Ambulanz, die arm aus Ladysmith zurückkehrte; doch wir hatten noch eine wohlverwahrt und gaben sie nicht leichten Herzens dahin.

Früher erhielt man für jede Reise von Pretoria nach Colenso einen vom Hauptkomitee des Roten Kreuzes in Pretoria ausgestellten Reisepaß, auf Grund dessen die Eisenbahngesellschaft die Fahrkarten auf Rechnung des Gouvernements verabfolgte. Nunmehr schrieb der betreffende Kommissär des Roten Kreuzes diesen Paß; dieser mußte auch vom kommandierenden General unterschrieben sein. Der frühere Paß lautete:

PASPOORT.

Departement van den
PRETORIA, Z.-A. R.

AAN ALLEN DIE HET MOGE AANGAAN

VERLOF wordt hiermede verleend aan Dr. J. Fessler om per spoor of anderszins te reizen naar Colenso en terug.

Alle onderdanen en ambtenaren van de Z.-A. R. worden vriendelijk verzocht dit document als paspoort te beschouwen en als zoodanig te eerbiedigen.

(Handteekening) J. v. B.
(Betrekking) voor Comdt. General.

* * *

(An alle, die es angeht.

Erlaubnis wird hiermit verliehen an Dr. J. F., um auf der Eisenbahn oder andere Weise nach Colenso und zurück zu reisen. Alle Unterthanen und Beamte werden freundlich ersucht, dies Dokument als Paß zu betrachten und als solchen zu beachten.

Siegel vom 6. Februar 1900. Handzeichnung: J. v. B.
für den Kommandant-General.)

* * *

Der spätere Urlaubsbrief war mit Kopierstift geschrieben und lautete:

Verlofbrief.

Verlof wordt mets deze verleend aan Dr. Fessler van de Belgisch Duitsche Ambulance om naar Pretoria en terug per Spoortrein te reizen op bezijheid.

Glenkoe, 17 Maart 1900.

Goed gek: J. Stegmann.
Voor Medische Commissie.

Louis Botha
Ass.-Comdt.-Generaal.
17. 3. 00.

* * *

(Erlaubnis wird mit diesem gegeben an Dr. F., um nach Pretoria und zurück mit Eisenbahn zu reisen.)

Die Unterschrift des Generals zeigte große, schöne, kaufmännische Züge.

* * *

Das weiter südlich liegende Zoutpansberg-Kommando vermißte schon lange seinen Doktor, wie aus folgenden zwei Schreiben hervorgeht, die wir auf Umwegen über New Castle durch den Vertreter des Roten Kreuzes bei unserer Ankunft in Glenkoe erhielten. Das erste war vom Feldkornet J. T. Kellij von Spelonken, das zweite, sehr energisch gehaltene, von unserem alten Kommandanten van Rensburg selbst unterschrieben. Derselbe wußte wohl nicht, daß der eine Arzt und ein Ambulanzwagen bei den Engländern in Ladysmith hatten zurückbleiben müssen.

In dem ersten Schreiben frug der Feldkornet Kellij im besonderen noch an, ob der 37 Jahre alte Friedensrichter Friedrich Barger aus Spelonken, der dorthin schon vor Jahren aus Belgien eingewandert war, sich noch in unserer Behandlung befände. Dieser hatte aber leider ebenfalls als Gefangener bei den Engländern zu Intombi zurückbleiben müssen; er war lungenleidend.

Die beiden Schreiben stammten nicht aus ein und derselben Hand; sie lauteten:

Nr. I. Biggardsberg, 11. 3. 1900.

Aan den Weledl. Heer Directeur der Duitsche Hospital te Glencoe.

Weled. Heer.

Wilt Weledl. mij s. v. p. informeeren, indien F. Barger op ongeveer de 26ste of 27ste van Februari j. l. ziek werd en denkelijk voor een uwer hospital vertrok sich nog onder uwe behandeling bevind.

Weledl. bij voorbaat dankende en een spoedig antwoord afwachtende

verblijf m.
met de meeste
Hoogachtung
Weledl. dienstwillige dienaar
J. T. Kellij
V. C. Spelonken, Zoutpbg.-Commdo.

Nota bene!

Ik neem herselfder tijd de vrijheid Weled. opmerkzaam te maken dat sich bij het geheele Zoutpansberg-Commando geen enkelen doktor bevindt. Hopende dat Weled. dit onder de oogen van de bevoegde authoriteiten wil brengen

Heb ik de eer te zijn
Wld. dienstw. dien.
per J. T. K.
m. w.

(Wollen Sie mich informieren, ob F. Barger, welcher ungefähr am 26. zum 27. Februar laufenden Jahres krank wurde und sich wahrscheinlich in ihr Spital begab, sich noch in Eurer Wohlgeb. Behandlung befindet. Eurer Wohlgeb. im voraus dankend und rasche Antwort erwartend

verbleibe ich u. s. w.

Bemerkung.

Ich nehme mir zugleich die Freiheit, Ew. Wohlgeb. aufmerksam zu machen, daß sich bei dem ganzen Zoutpansberg-Kommando kein einziger Arzt befindet. Hoffend, daß Ew. Wohlgeb. dies den befugten Autoritäten unter die Augen breiten wird, habe ich die Ehre u. s. w.)

Nr. II. Biggardsberg, 13 Maart 1900.

Den Weledelen Zeergeeerden Heer Doctor von het Duitsche Ambulance.

Weledele Heer.

Naar mij te oore komt is u met de ambulance op het oogenblik te New Castle. Wijl wij ver van daar zijn en docter en ambulance zeer noodig hebben, wijl we totaal van elke medische hulp verstoken zijn, verzoek ik u dringend toch ten spoedigste bij ons te komen en mocht het dan och niet zijn in ons lager, dan toch nabij het lager zijn.

Mocht u niet kunnen komen, dan verzoek ik u mij de beide ambulancewagen met de bijhoorende 6 en 8 muilers en de beide paarden met zaals en toome hierheer te senden.

Verwachtend u ten spoedigste hier te zien.

Hoogachtend

Uw dienstw. dienaar
H. C. J. van Rensburg
Commandant, Zoutpansberg.

(Wie mir zu Ohren kommt, sind Sie mit der Ambulanz augenblicklich in New Castle. Weil wir fern von dort sind und Doktor und Ambulanz sehr nötig haben, weil wir von jeder ärztlichen Hilfe entblößt sind, so ersuche ich Sie dringend, auf das Schleunigste zu uns zu kommen und, sollten Sie nicht in unserem Lager selbst bleiben können, doch nahe bei demselben zu sein.

Wenn Sie nicht kommen können, dann ersuche ich Sie, mir die beiden Ambulanzwagen mit den zubehörenden 6 und 8 Mauleseln und die beiden Pferde mit Sattel und Zäumen zu senden.

Erwartend Sie auf das Schnellste hier zu sehen

Hochachtend

Ew. Diener
van Rendsburg.)

Das zweite Schreiben war sehr bezeichnend für die damaligen Verhältnisse. Van Rendsburg hat sich bei Colenso ganz und gar nicht darum gekümmert, ob seine Ambulanz mit den Kranken rechtzeitig abrücken kann, hat am 13. März noch gar nicht gewußt, daß wir noch in Ladysmith waren, hat sich auch gar nicht um unser Verbleiben beim Kommandant-General oder dem Vertreter der medizinischen Staatskommission erkundigt, sondern nur gehört, daß eine Ambulanz, wahrscheinlich die seinige (es war aber die russische), in New Castle sei. Diese muß natürlich sofort bei ihm und zwar im Lager sein. Ueberdies zeigt das Schreiben den echten Bauern: im Anfang hält er sich noch im Rahmen der landesüblichen weitschweifigen Höflichkeits-

titel, zum Schlusse aber wird er grob. — Nun! Wir hatten die Befreiung, daß nicht wir nach Biggarsberg, sondern das Zoutpansberger Lager zu uns nach Glenkoe und der alte van Rendsburg in seine Heimat kam. —

* * *

In meinem Leibe verspürte ich um diese Zeit die Folgen der Strapazen von Ladysmith; deshalb reiste ich am Montag den 19. März, früh 10 Uhr, ziemlich matt und ermüdet mit der Eisenbahn nach Pretoria.

Viele fieberkranke Buren benutzten den gleichen Zug; man sah es ihnen an, daß sie wenig Lust mehr zum Kriege hatten. Stumm und traurig lagen sie auf den Bänken der Eisenbahnwagen. Lord Roberts hatte ja schon seinen Einzug in Bloemfontein gehalten (am 13. März); dies und die Uebergabe Cronjes (am 27. Februar) drückte mächtig auf das Gemüt der kranken Buren. Der Anblick der bleichen, niedergeschlagenen Leute machte auf mich einen unvergeßlichen Eindruck der Wehmut und des Mitleids.

In Pretoria fand ich manches verändert. Auf den Straßen war es noch ruhiger geworden als früher; fast alle Läden waren geschlossen, man konnte überhaupt nur wenig mehr kaufen, z. B. brauchbare Schuhe oder Reitstiefel gab es überhaupt nicht mehr, die Preise waren ungeheuer in die Höhe gegangen. Die Hotels aber, in denen die Verpflegung ohne Getränke 20 bis 25 Schillinge kostete für den Tag, waren voll von Ausländern, die von der Front zurückgekehrt waren. Kurz nach meiner Ankunft ging ich zum deutschen Generalkonsul Biermann in der Angelegenheit des in Ladysmith zurückgehaltenen Kollegen um, wenn nicht seine Befreiung, so doch eine dem Stande entsprechende Behandlung zu erwirken. Als wir noch in Ladysmith waren, konnte ich für ihn nichts weiter thun, weil ich nie den General Buller selbst zu Gesicht bekommen konnte, und alle unsere Versuche, in der Sache etwas zu erreichen, von den Engländern mit der Antwort abgeschnitten wurden, die Sache des Kollegen läge schon beim Konsul. Allerdings hatte ich vor meiner Abreise dem Chefarzt des Intombihospitals ein Schreiben an General Buller in obigem Sinne abgegeben.

Unser Generalkonsul in Pretoria hatte bereits auf mein Telegramm von Glenkoe hin an den deutschen Konsul in Durban wegen des Kollegen telegraphiert und auch die Angelegenheit dem deutschen auswärtigen Amte in Berlin unterbreitet, auch an die Staatsbehörden des Heimatstaates des Kollegen war Nachricht gegeben worden. Von diesen kam nach einiger Zeit die Rückantwort an das Deutsche Generalkonsulat Pretoria, daß der Kollege frei gegeben worden sei, und

fand ich denselben nach meiner Rückkunft in Glenkoe bereits wieder bei der Ambulanz.

Der Chefarzt der belgischen Ambulanz und ebenso der Schatzmeister derselben waren die ganze Zeit in Pretoria geblieben. Ersterer hatte einmal den Versuch gemacht nach Mafeking zu reisen, war aber in Krügersdorp wieder umgekehrt. Letzterer reiste am 25. März nach Kroonstadt, um dort eine belgisch-französische Ambulanz zu gründen, wie folgendes Telegramm beweist:

Telegraaf Departement, Z.-A. Republiek.

Kroonstad, den 23 Maart 1900. No. 425.

Van Generaal Devillebois aan Fransch-Belgische ambulance.

De Generaal-comdt. der Europeeschen afdeeling lat weten aan de Fransch-belgische ambulance dat hij haar hulp aaneemt en op t'oogenblick bevendt te Kroonstad.

(Der Generalkommandant der europäischen Abteilung läßt der französisch-belgischen Ambulanz wissen, daß er ihre Hilfe annimmt und im Augenblick sich in Kroonstadt befindet.)

Aus dieser Ambulanz wurde nichts, weil der französische Oberst Villebois-Mareuil mit seinem 69 Mann starken Kommando von Lord Methuen am 6. April bei Boshof umzingelt wurde und im Kampfe fiel. Außerdem gab es gerade in Kroonstadt auf dem Rückzuge der Buren eine Menge von Ambulanzen, so daß die Gründung einer neuen ein ganz überflüssiges Unternehmen war, und drittens wurde Kroonstadt nur ganz kurze Zeit von den Buren gehalten; der belgische Schatzmeister kam nach acht Tagen wieder zurück und reiste am 9. Mai nach Europa ab.

Der Rest der Ambulanzgüter, den ich dem Hauptkomitee vom Roten Kreuz zur Aufbewahrung übergeben hatte, war von den Belgiern ausgesucht worden. Dagegen waren neue Güter angekommen, von denen ich einen Teil nach Glenkoe sandte. Alsdann ging ich zur medizinischen Staatskommission, wo Hewitt vernommen wurde. Ich dachte sicher, daß man denselben zu irgend einem Dienste in der Front nicht mehr verwenden würde, allein man schickte ihn als selbständigen „Ambulanzdocter" in das Rustenburg-Lager. Von dort aus habe ich im Krügersdorpspital später einige Schwerverwundete mit vereitertem Knochenschüssen erhalten. Vielleicht hat er den Buren durch seine Verbände eben so sehr geschadet, wie durch seinen ständigen Verkehr mit den Engländern bei Colenso und zu Intombi, wo er bei den Engländern ein eigenes Zelt bewohnte.

Mit der medizinischen Staatskommission hatte ich auch noch weitere Schwierigkeiten, indem es mir große Mühe kostete, für unsere Kranken in Glenkoe frischen Proviant und auch ver-

schiedene neue Spital-Einrichtungsgegenstände, einen neuen Ambulanzwagen mit Zugtieren wieder zu bekommen. Mein Ambulanzmann in Glenkoe hatte nämlich wegen Ergänzung des Proviantes bei der medizinischen Staatskommission außerdem telegraphisch angefragt. Die Kommission wollte mir diesen Proviant nicht verabfolgen, weil er auf diese Weise doppelt bestellt war. In Zukunft mußten alle diese Bestellungen durch den Vertreter vom Roten Kreuz von Glenkoe aus geschehen nach folgendem Zirkular:

Cirkulaire.

Glencoe, 29 Maart 1900.

Zeer geeerde Heer,

Believe kennis te nemen dat ingevolge instructies ontvangen van de Medische Commissie te Pretoria moeten alle aanvragen voor benoodigheden voor uwe ambulance voortaan door mij geschieden.

Met hoogachting

Uw dw. Dienaar
J. Stegmann
Vertr. Med. Commissie.

(Belieben Sie Kenntnis zu nehmen, daß infolge einer von der medizinischen Kommission empfangenen Instruktion alle Anfragen für Bedürfnisse Ihrer Ambulanz durch mich geschehen müssen.)

Zum Schluß gelang es mir aber doch als Ersatz des verloren gegangenen Ambulanzwagens einen neuen, dazu vier Zugochsen, sechs Maulesel und ein neues vortreffliches Reitpferd zu bekommen. Die ganze Eisenbahnladung brachte ich allein und persönlich nach Glenkoe, was noch viele Arbeit und Mühe kostete. Bis dies alles beisammen war, verstrichen natürlich noch einige Tage, während welcher ich noch einmal unseren deutschen Generalkonsul, Herrn Biermann, besuchte; von seiner liebenswürdigen Gattin wurde ich auch zum Abendtisch eingeladen in seine reizende Villa bei Pretoria, wo ich Herrn von Dewitz kennen lernte; dieser hatte sich um die Befestigung Pretorias und die Ausbildung der Artillerie, welche neben dem Telegraphisten-Korps und der Polizeitruppe das einzige stehende Militär der Buren bildete, große Verdienste erworben.

Dr. Reinhart aus München, der mit Frau und Kind seit Jahren in Pretoria lebte, zeigte mir einige merkwürdige Fälle von geheilten Kleinkaliberschüssen durch die Brust und den Oberschenkel, bei welchen das Geschoß die Wandung großer Blutgefäße gestreift hatte, so daß sich dort nach Wochen in der Narbe eine pulsierende Erweiterung und Geschwulst des Blutgefäßes gebildet hatte. Dr. Reinhart hatte den Dienst beim Artilleriekommando in Natal Ende Januar aufgegeben und

praktizierte wieder in Pretoria. Seine Frau und Kind erkrankten nach Ankunft der Engländer in Pretoria, wie viele andere, schwer an Typhus.

Die Krankenpflegerin, welche ich im Januar auf Wunsch der medizinischen Staatskommission nach Heidelberg in das Krankenhaus abgegeben hatte, wie beiliegendes Schreiben zeigt, wollte mit mir nach Colenso und war auf der Flucht wieder zurückgekehrt. Ich entschloß mich, sie noch einmal nach Glenkoe mitzunehmen, weil wir dort Aussicht hatten, ein ständiges Hospital einzurichten, und bestellte sie wieder nach Pretoria.

Medische Commissie Pretoria 25 Januar 1900.
Kantoor Statsprocureur.

Weledel zeer geeerde Heer!

Wij hebben de eer U beleefd te versoeken ons te willen doen weten of U twee nurses beschikbar kan stellen voor het hospital te Heidelberg en Krugersdorp, waar dringende behoefde bestoet.

Wij hebben de eer te zijn
Uw dienstwillige dienaaren
namens de Medische Commissie
van Leyden,
Secretari.

Den Weledel zeer geeerden Heer
Dr. F., Geleider der Duitsch-Belgische Ambulanz, Pretoria.

(Wir haben die Ehre, Sie gütigst zu ersuchen, uns wissen zu lassen, ob Sie zwei Pflegerinnen abschicken können nach dem Spital von Heidelberg und Krügersdorp, wo dringender Bedarf ist.)

Die Pflegerin, Frau Ahlborn aus Hamburg, erzählte mir, wie schrecklich es auf der Flucht zugegangen sei, wie sie mit dem Ochsenwagen bei strömendem Regen im Modderspruit stecken geblieben waren, so daß sie einem Ochsen, der Gefahr lief, im Sumpfe sich zu erdrosseln, von kurzer Hand das Halfter abschneiden und ihn dann sich selbst überlassen mußten, wie die Wärter eine große schwere Kiste mit Verbandstoffen, ferner verschiedene Zelte und den zusammenlegbaren Operationstisch einfach vom Wagen heruntergeworfen hatten, um nur leichter und schneller vorwärts zu kommen. Diese mit dem Ochsenwagen, einigen Kaffern und drei Pferden hatten das Land nordwärts durchzogen, ab und zu den Buren bei kleinen Verletzungen Verbände angelegt und waren in den letzten Wochen bis nach Standerton heraufgekommen, wo ich sie nach vielfachem Hin- und Hertelegraphieren (das Depeschieren in der Republik war für Ambulanzmitglieder kostenlos) endlich ausfindig machte und wieder nach Glenkoe zurückschickte. Auch der Holländer, der früher bei Colenso die verwundeten Buren nach

Harrismith gebracht hatte, kam von Van Reenenspaß über die Drakensberge wieder zurück nach Glenkoe.

So war es mir also, was mich selbst wunderte, gelungen, die durch das weite Land zerstreuten Teile der Ambulanz wieder zu vereinigen.

Mit meiner Krankenpflegerin machte ich noch einen Besuch bei einer nahen Verwandten des Generals Louis Botha; dieselbe lebte in sehr guten Vermögensverhältnissen in Pretoria; sie wollte zu uns nach Deutschland kommen, wenn die Engländer Pretoria besetzen sollten. Diese liebenswürdige Dame lieh uns ihren feinen Wagen mit zwei prächtigen Schimmeln zum Besuche des Leprosenheims, drei Stunden nördlich von Pretoria. Ich habe noch nirgends eine so vortreffliche ähnliche Einrichtung gesehen, wie dort; auch nicht in Skutari, wo die Aussätzigen hinter dem großen türkischen Friedhof in kleinen Häuschen familienweise beisammenwohnen und der türkische Arzt, Zambacu-Pascha, sich wenig um sie kümmert. Dort bei Pretoria war eine wirkliche kleine Stadt mit abgeteilten Gärten, Steinmauern, Verwaltungsgebäude, Kirche angelegt, wo die Unglücklichen (getrennt in schwarze und weiße Bevölkerung) mit ihren Familien wohnten. Die Ländereien um diese Anlagen waren von den Kranken selbst mit Getreide und Bäumen bepflanzt. Ich konnte dort die verschiedensten Arten des Aussatzes, die Verstümmelungen an den Fingern, an der Nase und auch die nervösen Formen, sowohl bei Buren als auch bei Kaffern und Mischlingen sehen. Der Aussatz wurde leider nicht selten bei den Buren vererbt beobachtet. Etwas weiter entfernt von dort befand sich eine ähnliche Anlage nur für Kaffern. Dr. von Gernet besuchte im Auftrag der Regierung die Kranken wöchentlich.

Ich hatte wieder einmal große Achtung vor den Wohlfahrtseinrichtungen der Südafrikanischen Republik gewonnen.

Die Zeit, die ich noch in Pretoria zubringen mußte, benutzte ich auch zu einem Ritt nach der Gouvernementsimpfanstalt, eine Stunde nordöstlich von Pretoria. Sie liegt auf freier Ebene am Fuße der Magaliesberge, die hier durch den Appiesriver bei Daßpoort durchbrochen werden. Die Anstalt unterstand dem Tierarzt Theiler. Derselbe bereitete hier durch Impfung auf Kälber die Schutzpockenlymphe. Zu gewissen Zeiten ließ der Staatspräsident bekannt machen, daß Impfungen vorgenommen werden müßten. Die Feldkornette der einzelnen Distrikte besorgten dieselben.

Es ist also sehr interessant, daß die Buren den Wert und Nutzen der Kuhpockenlymphe kennen. Der Bure ist von der Bedeutung der Impfung überhaupt, wie mir Dr. Theiler versicherte, so sehr überzeugt, daß er z. B. fragt, ob der Doktor eine bestimmte Krankheit impfen könne; denn, sagt er sich, wenn der Doktor die Krankheit impfen kann, dann kann er sie auch heilen.

Theiler kam aus der Schweiz als armer Tierarzt nach Südafrika, betrieb anfangs die Landwirtschaft und verlor durch ein Unglück in einer Futterschneidmaschine die eine Hand; trotzdem hat er durch Studienreisen zu Pasteur nach Paris sich so vervollkommnet, daß er in Pretoria bakteriologische Untersuchungen selbst machen kann; das Gouvernement hat ihn die besten Mikroskope anschaffen lassen. Er ist der Ueberzeugung, daß die meisten in Südafrika vorkommenden Infektionskrankheiten (die Tse-tse-Krankheit, das Texasfieber, Rotwasser-Fieber) ebenso durch Plasmodien (kleinste pflanzliche Gebilde) erzeugt werden, wie die Malaria. Dazu gehört wahrscheinlich nach seiner Ansicht auch die Pferdeseuche (paardeziekte). Mit der Tse-tse-Krankheit hat er merkwürdige Versuche gemacht; von allen geimpften Tieren brachte er nur einen Zuluochsen durch (eine kleine Ochsenart); am siebenten Tage fand er in dem Blute desselben die Plasmodien, später nicht mehr. Der Ochse lebte seit der Impfung zu der Zeit, als ich ihn sah, anderthalb Jahre munter weiter; noch nach Monaten aber konnte Theiler durch Impfungen vom Blute dieses Tieres auf Hunde die Tse-tse-Krankheit bei den Hunden erzeugen, am siebenten Tage fand er in ihrem Blute die Plasmodien der Tse-tse-Krankheit; die Hunde gingen alle zu Grunde.

Tuberkulose unter Rindern kommt nach Theiler in Südafrika nicht vor; unter Menschen sehr wenig, und da nur importiert. Eine der Tuberkulose sehr ähnliche Krankheit kommt aber sehr häufig bei den Vögeln vor.

Von der Pferdeseuche, die bekanntlich zu gewissen Zeiten den ganzen Pferdebestand einer Gegend rasch vernichten kann, unterscheidet er zwei Formen: die „Dikkopziekte“ und die gewöhnliche „Paardeziekte“; bei ersterer bilden sich große Schwellungen unter der Haut und in der Lunge, bei letzterer gehen die Pferde innerhalb weniger Stunden an einer Entzündung der Herzklappen zu Grunde.

Die Zeit von der Ansteckung bis zum Ausbruch der Krankheit schwankt zwischen sieben und einunddreißig Tagen. Es tritt plötzlich hohes Fieber bis zu 41° C. auf; dabei kann das Tier noch geritten werden, fällt aber plötzlich tot um. Das Blut des Tieres ist sowohl frisch als gekocht giftig, ebenso das Blutwasser. Wenn dagegen das Blut bei gewöhnlicher Temperatur eingetrocknet ist, wirkt es nicht mehr ansteckend. Den Krankheitskeim konnte Theiler bislang noch nicht finden.

Theiler lebt jetzt noch in Pretoria, er war längere Zeit als Tierarzt zur Front nach Natal kommandiert.

Vor der Abreise von Pretoria traf ich noch Dr. Sutter von der Schweizer Ambulanz, der bis zu jenem Zeitpunkt keine Thätigkeit hatte finden können; er ging nach dem Freistaat als Kommandoarzt zu General Grobler. Seine Kollegen Dr. König

und Dr. Montmollin hatten die Verpflegung der gefangenen Engländer in Watervaal übernommen, doch blieben sie, wie oben erwähnt, dort nicht lange, sie fanden später Thätigkeit im Johannesburger Hospital, wo ich sie besuchte.

Am Tage, bevor ich Pretoria verließ, am 27. März 1900, war Generalkommandant Joubert gestorben. (Siehe Todesanzeige Seite 135 und 136.) Die Straße, in welcher sein einfaches Haus mit Garten stand, war abgesperrt. Seine irdischen Ueberreste wurden auf der Lafette einer Kanone in feierlichem Umzug unter Abordnung aller Stände, auch der schmucken Staatsartilleristen, in ihrer Uniform den Husaren ähnlich, zum Bahnhof geleitet. Dort hörte ich den Staatspräsidenten noch einmal eine wuchtige Ansprache mit lauter, markiger Stimme vom Waggon herab an die Buren halten. Der Präsident begleitete selbst die Leiche nach Volksrust zur Beisetzung.

Ueber die Todesursache gingen in Pretoria verschiedene Gerüchte. Joubert war von holländischen Aerzten behandelt worden; es war über seine Krankheit nichts Bestimmtes zu erfahren. Die einen sprachen von einem alten Magen- oder Blasenleiden, andere wieder von einem eingeklemmten Leibschaden, die dritten meinten, er sei eines unnatürlichen Todes gestorben.

Kapitel XVI.

Unser Farmhospital nordwestlich von Glenkoe. — Dundee. — Die Wasserverhältnisse unseres Spitals. — Malariakranke aus den Zoutpansbergen. — Kaffernpraxis. — Ostern in der Ambulanz. — Die Pferdeseuche unter unseren Zugtieren. — Der Angriff auf das englische Lager bei Elandslaagte vom 10. April. — Burenbegräbnis. — Die deutsche Fahne auf unserem Hospital.

Nach Glenkoe zurückgekehrt, fand ich unsere Ambulanz durch die Rührigkeit meines Münchener Ambulanzmannes bereits in einer neugebauten, aber verlassenen Farm auf der Hochebene (ungefähr 1000—1200 m über dem Meere liegend) nordwestlich

Farm auf der Hochebene, westlich oberhalb von Glenkoe; unsere Ambulanz-Zelte.

von Glenkoe untergebracht. Wir hatten dort ein vorderes großes, schönes Zimmer für Kranke, zwei ebensolche kleinere nach rückwärts; ein drittes mit großem Fenster als Operationszimmer und zwei weitere kleine für die Aerzte und die Krankenpflegerin als Schlafzimmer.

Die Krankenpfleger wurden in Zelten vor der Farm untergebracht. Einige gute eiserne Reformbetten waren von dem flüchtig gegangenen Besitzer zurückgelassen worden, verschiedene Einrichtungsgegenstände, einen kleinen tragbaren, eisernen Ofen,

Schränke und Tische, holten wir aus einer jenseits des Thales östlich von Glenkoe gelegenen, ebenfalls zerstörten Farm von Mr. Marshal und aus einer dritten südlich gelegenen von Mr. Greenhough. Die Fenster unserer Farm waren zerschlagen. Wir halfen uns mit Leinwand, die wir aus den Magazinen des vollkommen verlassenen Städtchens Dundee geholt hatten.

Dundee, das in einem sehr reichen Kohlendistrikt nordöstlich von Glenkoe lag, war vollkommen leer, wie ausgestorben, die Häuser aber nicht zerstört; wohl aber das Innere der königlichen Bank, wo alle Bücher und Papiere in einem wüsten Haufen durcheinanderlagen. Nur die Goldwage war auf dem Pulte stehen geblieben. Ich hätte sie gerne mitgenommen,

Einige Malariakranke links von unserem Farmkrankenhaus zu Glenkoe, rechts und links Krankenwägen.

da ich sie zum Abteilen der medizinischen Pulver verwenden wollte, aber mein Begleiter, ein Feldpostmeister der Buren, meinte, es wäre doch geratener, zuvor bei unserem Kommandanten anzufragen; denn im Anfange des Krieges hätten einzelne Buren das Annektieren gerade in dem englischen Dundee sehr arg getrieben, manche hätten sogar auf ihren Ochsenwagen Klaviere mitfortgeschleppt. Daher habe die Regierung alles Plündern strenge verboten, alle Einrichtungsgegenstände aus den einzelnen Häusern in mehrere große Magazine zusammengebracht. Das war auch thatsächlich der Fall. Man konnte aus diesen Magazinen gegen Vorweis alle möglichen Einrichtungsgegenstände beziehen.

Auf diese Weise hatten wir unser Lazarett ziemlich ordentlich eingerichtet. Eine mit Rosen bewachsene Vorhalle der Farm schützten wir noch durch Segeltuch gegen die Strahlen der Sonne; dies war unser Eßraum. (Siehe Bilder auf Seite 231 und 235.) Auf dem Bilde (Seite 231) knieen links zwei fieberkranke Buren, die Krankenwärterin hat meinen Fox, der alle Fahrten mitgemacht hat, im Arm.

Außer diesem Vierfüßler war noch ein Tierchen ständiges Mitglied der Ambulanz geworden, es war ein Chamäleon, das von Pretoria nach Krügersdorp, von dort nach Modderspruit gewandert war; es hatte mit der Krankenpflegerin auch den ganzen Rückzug wieder mitgemacht. Als die Krankenpflegerin in Elandslaagte damals beim Rückzug den Eisenbahnwagen

Unsere Ambulanz bei Glenkoe auf der Farm. Zwei Fieberkranke vom Zoutpansberg-Kommando.

erreicht hatte, kam für ihre Wagenabteilung ein Offizier und General-Kommandant Joubert zu sitzen, der sich mit dem Chamäleon der Pflegerin auf der Fahrt bis Volksrust etwas zerstreute, soweit es seine gedrückte Stimmung und sein gebrochener Mut erlaubten.

Unser Chamäleon bekam nun seinen ständigen Platz auf dem Rosenbusch bei unserem Eßraum, wo es unverrückt tagelang sitzen blieb und wie ein mechanischer Apparat fortgesetzt die dicke, lange, walzenförmige, klebrige Zunge nach Fliegen hervorschnellte; wirklich ein dankbarer Fliegenfangapparat, der gar keine Mühe verursachte und vielfach Ergötzen und Bewunderung hervorrief; denn es war merkwürdig, wie das ruhig dasitzende Tierchen

mit seinen nach allen Richtungen beweglichen Teleskopaugen seine Beute erspähte und die uns lästigen Fliegen sicher erhaschte.

Die Wasserverhältnisse auf unserer Farm waren nicht sehr günstig. Wir lagen ja 1200 m hoch auf einer ebenen, steinigen Steppe, auf welcher sich wenig Wasser ansammeln konnte. Aus der Regenzeit allerdings hatten die Buren hinter der Farm in einer seichten Mulde das Wasser dadurch angestaut, daß sie einen Damm gebaut hatten. Das Wasser dieses Dammes reichte in die trockene Zeit herein, war aber von einer Unmenge von Fröschen und Salamandern bewohnt; die Buren badeten sich gelegentlich darin. Dicht neben dem Damm hatten wir einen Schacht graben lassen, so daß das Wasser durch das Erdreich filtriert und etwas gereinigt wurde. Außerdem zogen in jener Zeit über die Gegend hinweg mehrere Gewitter, so daß wir in Schüsseln, Fässern und eisernen Behältern großen Vorrat sammeln konnten.

Um diese Zeit wurde auch das Zoutpansberg-Kommando aus den Biggarsbergen weiter nach Norden verlegt und schlug sein Lager neben unserer Farm auf. Das Kommando hatte gleichzeitig seine Leute gewechselt, d. h. es waren Ersatztruppen aus dem Zoutpansberg-Distrikt hierher gekommen. Unter den Neuangekommenen gab es sehr viele Malariakranke, so daß unser Spital in der Farm sehr bald voll war. Unsere Krankenpflegerin aus Hamburg konnte infolgedessen eine segensreiche Thätigkeit entfalten. Das Fieber bei diesen Buren hatte merkwürdige Formen; kam oft zweimal am Tage sehr heftig, um auf einige Gaben Chinin nach drei oder vier Tagen für längere Zeit ganz zu verschwinden. Da die Fieberkranken sich gewöhnlich nicht lange im Spital halten ließen und der neue Kommandant darauf drang, die länger Kranken in die Heimat zurückzusenden, so hatten wir fast jede Woche raschen Wechsel.

Ein solches Schreiben des Zoutpansberg-Kommandos lautete:

Wel Edl. Heer — Glenkoe 13. 4. 00.
Hoofd M. D. Officier
Zoutpansberg-Lager.
Wel Edl. Heer.

Gij zult mij gwohelijks verplegten door mij te willen berichten nog heden avend, welke de zieke burgers behoorende tot wijk Rhenosterpoort en onder Wel. Edl. behandling, het zou raadzaam zijn na hunne huizen te zenden.

Met hoogachting
Wel. Edl. Dr.
J. L. M. du Preez, Veld-Cornet
Rhenosterpoort.

* * *

(Sie mögen mir noch heute Abend berichten, welche kranke Bürger, zum Bezirk Rhenosterpoort gehörend, unter Ihrer Wohlgeboren Behandlung stehen. Es möchte ratsam sein, sie nach ihrer Heimat zu senden.)

* * *

Der Kollege, der von den Engländern in Ladysmith zurückgehalten worden war, traf damals auch wieder beim Zoutpansberg-Kommando wohlbehalten ein; Dr. Tilemann von unserer Ambulanz, welcher einige Wochen auf einen früheren Wunsch*) der zweiten deutschen offiziellen Ambulanz hin im Freistaat bei Norwalspont thätig gewesen war, kam fast gleichzeitig durch die englischen Linien über Kroonstadt zurück nach Glenkoe und übernahm das Boxburg-Kommando, später das Pretorialager, als Arzt.

Abgesehen von einigen kleineren Verletzungen, war unsere Fürsorge hier hauptsächlich auf die Behandlung der Fieberkranken gerichtet. Zu unserer ärztlichen Thätigkeit gehörte auch die tägliche ambulante Behandlung von Kaffern, welche pünktlich morgens um 9 Uhr in einer langen Reihe, einer hinter dem andern, vor der Farm erschienen. Das Gouvernement hatte viele Kaffern für den Pferdetransport, die Instandsetzung der Wege, das Aufwerfen von Schanzen nötig und kommandiert. Ein Bure als Verwalter hatte die Aufsicht über dieselben; dieser schickte uns von Zeit zu Zeit eine Anzahl derselben, wenn sie sich krank meldeten oder arbeitsmüde waren. Die Kaffern brachten dann von dem Verwalter eine Anweisung mit:

Glenkoe, 5. 4. 1900.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Wollen Sie so freundlich sein, diesen kranken Kaffern einige Hilfe zu leisten mit Remedien.

Hochachtungsvoll

Lucas v. d. Merwe,
Kom. Hoofd van Wegen.
(Hauptkommandant für die Wege.)

Um uns mit den Kaffern zu verständigen, gebrauchten wir ein Gemisch von Englisch, Holländisch mit einigen Kafferworten; da war namentlich unser Münchener Ambulanzmann

*) Springfontein, den 10. Februar 1900.
An Deutsche Ambulanz Dr. Feßler
Grand Hotel, Pretoria.
Wir brauchen noch zwei deutsche Aerzte und zwei Pfleger, die je in Norwalspont und Burgersdorp stationiert werden und von dort die Kranken mit Notverband versehen, dem Lazarett Springfontein mit Ambulanztrain zuführen sollen, Verpflegung übernehmen; Verband, Besteck erwünscht. Bitte umgehend Antwort als Dienst-Telegramm.
Dr. Ringel.

von Nutzen, der so viel von der Kaffernsprache konnte, daß er als Dolmetscher dienen konnte. Im allgemeinen klagten die Kaffern über Kopfweh, Schmerzen in der Brust und im Leib. Sie litten an Malaria, Bronchialkatarrh, besonders aber an Verdauungsstörungen und tranken Ricinusöl, das wir ihnen gleich in der Sprechstunde in kleinen Weingläsern reichten, sehr gerne auf einen Zug aus.

Ostern in unserem Spital bei Glenkoe; Vorderansicht des Farmhauses mit der deutschen Flagge; links Ambulanzwagen.

Rasch verbreitete sich die Kunde unserer ärztlichen Thätigkeit unter den Kaffern der Umgebung, so daß unsere schwarze Patientenschar von Tag zu Tag wuchs. Einmal brachte uns auch ein Kaffer sein hinkendes Pferd, das sich seit vielen Wochen das eine Vorderbein in der Schulter ausgerenkt hatte. Da konnten wir natürlich nicht helfen. Als Lohn unserer Thätigkeit brachten uns die Kaffern Mais oder Eier und Früchte oder besorgten die Spitalwäsche.

Ostern auf der Farm wurde am 15. April besonders festlich begangen. Das waren natürlich grüne Ostern. Es war in jener Gegend Herbst, überall auf der Steppe und in unserem Farmgarten blühten noch die Blumen.*) Unsere Krankenpflegerin und ihr schwarzer Diener, der nur für die Reinigung der Krankenzimmer zu sorgen hatte, besorgten in jedes Krankenzimmer und auch für unseren Tisch einen hübschen Blumenstrauß; unser Koch überraschte uns mit einem ganz besonders guten Kuchen. Außerdem kam noch Herr Wippling, ein Sachse, der Stationsvorstand von Glenkoe, mit einer Wildpretskeule. Das war also, wie der Bure sagt, ein »lekker maal«. Wipplings Bruder hatte nämlich vor einigen Tagen einen Duiker geschossen und mir für die Ambulanz gegen eine halbe Flasche Cognac ein Stück davon und das Gehörn versprochen.

Der Duiker oder Rotbock kommt im Hochfeld häufig vor, ist aber schwer zu schießen, weil er sehr scheu und ungemein behend ist. Er hat die Farbe und die Größe unseres Rehes. Sein Gehörn ist schwarz, etwas geringelt, steht gerade spitz nach oben und etwas nach vorn gebogen; also gerade umgekehrt wie bei unserer Gemse. Das Fleisch ist so schmackhaft und zart wie von unserem Reh.

Damals trafen auch unsere Kaffern in der Nähe der Zelte eine Schlange und liefen mit schrecklichem Geschrei davon. Sie wurde dann durch Peitschenhiebe getötet; es war eine meterlange graugrüne Schlange, hatte am Halse auf der weißen Bauchseite zwei schwarze Streifen; die Buren nannten sie den schwarzen Ringhals. Der Bure unterscheidet zwei Arten dieser Gattung; die andere Art hat eine dunkelgefärbte Bauchseite mit zwei weißen Querstreifen am Halse; dies ist der weiße Ringhals; beide Arten sind sehr giftig.

Auch die Pferdeseuche ergriff hier oben auf der Höhe bei Glenkoe trotz guten Futters unseren Viehbestand; es war aber in der Hauptsache eine gutartige Form derselben, die sogenannte Nieuwziekte (neue Seuche); die Pferde magerten ab, verloren die Haare, bekamen eiterigen Ausfluß aus den Nüstern und den Augen; die letzteren waren meist durch Eiter verklebt und verschwollen; daher hatte die Krankheit auch den englischen Namen pinkeye (kleines Auge). In vierzehn Tagen waren die Tiere wieder gesund; ein fremdes Pferd hatte die Krankheit mitgebracht. Nur ein einziger Maulesel erkrankte an der echten Pferdeseuche, hörte früh morgens zu fressen auf, fiel um, schwoll am ganzen Körper an, atmete unter Schäumen furchtbar heftig und war nach Verlauf einer Stunde verendet. Das Weiden auf der Steppe früh morgens, bevor die Sonne den nächtlichen Tau abgetrocknet hat, soll ihm die Krankheit gebracht haben. —

*) Crocus, Veilchen, Rosen, Geranien.

In dieser ganzen Zeit herrschte eigentlich in Natal vollkommene Ruhe im Feldlager; man glaubte allgemein, daß Buller es nicht wagen würde, die feste Stellung der Buren in den Biggarsbergen anzugreifen. Die Buren lagen nämlich in einem nach Süden offenen Winkel auf den Höhen von Helpmakaar im Osten bis herüber an die Drakensberge im Westen am Van Reenenspaß (1800 Meter hoch). Da kam am 9. April um 4 Uhr nachmittags ein Bure aus dem Zoutpansberg-Lager mit folgendem Schreiben:

Den wel Edl. Heer
roode Kruis
Z. P. berg-Lager.
te Glencoe, 9. 4. 00.

Den Wel Edl. Heer.

Ik heb vernommen dat U Edl. eenege tooms heben en vragt Wel Edl. beleefd aan mij te helpen met Uw tooms. Zal het wellen terug besorg aan Wel Edl. roode Kruis.

C. Swart,
V. C. Wijk
Marabastad.

Gelief aan Bovenhaande verzoek te verlaane.

D. J. Du Preez,
Commandant
Z. P. B.

(Ich habe vernommen, daß Ew. Wohlgeboren einige Zäume haben, und frage Ew. Wohlgeboren mir gütigst mit den Zäumen zu helfen. Werde sie wieder zurückbesorgen an Ew. Wohlgeboren Rotes Kreuz.

C. Swart,
Feldkornet vom Wijk
Marabastad.

Bitte, dem Ueberbringer die Zäume zu leihen.

D. J. Du Preez,
Kommandant,
Zoutpansberg.)

Den Endzweck seines Verlangens aber teilte der Ueberbringer des Schreibens nicht mit. Wir schlossen aus seiner Hast und Dringlichkeit, daß etwas Besonderes bevorstehe, und machten unsere Ambulanzwagen reisefertig. Als wir gegen Abend in das Zoutpansberg-Lager hinüber ritten, war ein großer Teil des Kommandos ausgezogen. Wir erfuhren nun erst, daß Generalkommandant Botha 3000 Mann zum Vormarsch auf Elandslaagte in aller Stille zusammengezogen hatte.

Das war nun wieder bezeichnend für die Buren; auch der neue Kommandant der Zoutpansbergen, Du Preez, hatte es trotz unseres früheren Ersuchens darum nicht der Mühe wert gefunden der Ambulanz Bereitschaft mitzuteilen; aber unsere

Sattel und Zäume konnte er wohl brauchen. Wir fuhren also am 10. April mit Tagesanbruch auf eigene Faust mit einem Ambulanzwagen die Straße von Glenkoe hinunter durch das enge Thal nach Waschbank und kamen abermals bei der zerstörten Farm Meran vorbei. Unterwegs begegneten uns allerdings schon viele Buren herdenweise (sogenannte Hardloopers), die wieder zurückritten nach Glenkoe, und von Elandslaagte her hörten wir das Sausen der Lyddit-bomben.

Botha hatte den Plan gefaßt das englische Lager bei Elandslaagte, um das uns die Engländer am 16. März von Ladysmith aus herumgeführt hatten, zu überraschen. (Sehr wahrscheinlich war gerade durch unsere Rückkunft bezw. durch die Brandwacht bei der zerstörten Kohlenmine von Waschbank am 19. März den Buren das Vorhandensein dieses Lagers bekannt geworden.) Allein sein rechter Flügel unter Lukas Meijer war nicht aus den Kopjen am Sonntagsfluß zum Flankenangriff herauszubringen, so daß der ganze wohldurchdachte Plan nur eine mehrstündige Kanonade zur Folge hatte und die Engländer ihr Lager weiter nach Süden verlegten.

Auf Seite der Buren gab es keine Verwundeten, nur einen 23jährigen Zoutpansberger, der schon zweimal wegen Malaria unser Spital aufgesucht und zur Teilnahme an diesem Angriffe dasselbe heimlich verlassen hatte, nahmen wir todkrank bei Meran in unseren Ambulanzwagen auf.

Dort verzehrten wir mit einigen Buren im Lagerfeuer am Ladstock geröstetes, sehr schmackhaftes Fleisch, das dieselben in Leinwandbeuteln in Salz gewickelt mitgebracht hatten, und kehrten noch in der Nacht nach dem Spitale zurück. Unsere Krankenpflegerin wachte bis zum Morgen am Lager des sterbenden Buren; am nächsten Nachmittag senkten die Zoutpansberger ihren Kameraden am Wege zur Farm in die Erde. In eine transvaalische Flagge, die wir aus Pretoria mitgebracht hatten, eingeschlagen, trugen sie ihn zur letzten Ruhestätte. Der Kommandant und der Feldkornet hielten Ansprachen nach der Bestattung ohne jede feindselige Anspielung auf den Krieg, ein Psalmenlied und Gewehrsalven schlossen die ernste Feier. Der in Johannesburg erscheinende „Standard" schreibt über dieses Ereignis:

Slag bij Elandslaagte. — Een Burger's Beschryvi'k.

DE ENGELSCHE TAKTIEC.

ZOUTPANSBERGSCHE LAGER, Glencoe, 11 April. — Misschien*) zyt gy verwonderd dat gy niets meer verneemt van de Zoutpansbergers in Natal, maar ik heb niet

*) Mir scheint, ihr seid verwundert, daß ihr nichts mehr vernehmt von den Zoutpansbergern in Natal; aber ich habe nicht geschrieben, weil hier nichts Meldenswertes vorkam, abgesehen, daß ab und zu eine kleine

geschreven omdat er hier niets meldings-waarding voorkwam, behalve nu en dan wanneer een kleine patrouille van de onzen in aanraking kwam met eenige van de vyandige patrouilles.

Wanneer zulks gebeurde, in iedere geval vlugtten de Engelschen, al zyn zy 40 a 60 tegen onze 12 a 20 manschappen. Het gelukte ons dan ook by zoodanige gevallen eenigen van hen te dooden en gevangen te nemen, doch gisteren gebeurde iets wat van veel beteekenis voor onze zaak is.

De Engelschen zyn gekampeerd een paar mylen deze zyde van Elandslaagte in de nabyheid van de plek waar wylen Generaal Kock zyn lager had, en ongeveer 24 mylen van hier (Glencoe).

Generaal Botha kon niet rusten voor dat hy zeker wist de sterkste van de vyand en ook het getal hunner kanonnen. De verschillende kampen waren zeer groot en ook het getal opgeslagen tenten, doch zulks kon slechts oogen verblinding zyn. Hy besloot dus zich aan heen te begeven.

Patrouille von den Unſerigen mit den Feindlichen in Berührung kam. Dann flüchteten in allen Fällen die Engliſchen, obwohl es 40—60 gegen Unſere 12—20 waren. Es glückte uns dann auch in ſolchen Fällen, einige von ihnen zu töten oder zu fangen; doch geſtern ereignete ſich etwas, was ſehr wichtig für unſere Sache iſt. Die Engländer lagerten ein paar Meilen diesſeits Elandslaagte nahe dem Orte, wo weiland Kock ſein Lager hatte, ungefähr 24 Meilen ſüdlich von Genkoe. General Botha wollte ſicher die Stärke des Feindes und die Zahl ſeiner Kanonen wiſſen. Die verſchiedenen Lager waren ſehr groß und ebenſo die Zahl der aufgeſchlagenen Zelte; doch das konnte auch auf Täuſchung beruhen. Er beſchloß, ſich an ſie heranzumachen. Wir waren unter Kommandant Du Preez um 1/25 Uhr abends den 9. April im Sattel; doch brachen wir nicht vor Dunkelheit von Bothas Lager auf und gingen bis 12 Uhr nachts vor. Dann raſteten wir ohne Abſatteln und ritten um 3 Uhr weiter. Mit Tagesanbruch waren wir in den Bergen hinter den Engländern in einem Abſtand von 3500 Schritten, alſo außerhalb des Bereiches von unſeren Mauſers. Doch unſere Kanonen nahmen Stellungen, die Mannſchaften verteilten ſich auf den Höhen, wir ließen unſere Pferde unter Sattel bleiben. Juſt als die Sonne emporkam und „Ohm Rooinek" ſich anſchickte, ſeine erſte Taſſe Kaffee zu trinken, wurde er unerwartet geſtört durch das Brüllen der Burenkanonen. Die Engländer hatten keine Ahnung gehabt, daß ſie in ihrer unmittelbaren Nachbarſchaft ſo freundliche Buren hatten, da ſie uns wenigſtens 24 Meilen weiter nördlich vermuteten. Bevor Sie mit ihren Kanonen antworten konnten, hat en die Unſerigen 90 Bomben in ihr Lager geworfen. 9 bis 10000 Soldaten, Fußgänger und Reiter ſammelten ſich in Reihen; aber ein paar Bomben von uns zerſtreuten ſie; ſie liefen, ſo ſchnell ſie konnten, den Höhen nach ihrer Seite zu gegen Weſten. Dort waren ſie doch im Bereiche des Kleingewehrfeuers eines Teiles unſerer Leute gekommen und den ganzen Tag dauerte das Scharmützel fort. Gegen Mittag begann die große Schiffskanone uns zu bombardieren mit Lyddit; doch unſer Verluſt war nur vier Kanonen-Mauleſel und drei Pferde. Die Pferde blieben den ganzen Tag unter Sattel. Kein Bürger wurde, Gott ſei gedankt, durch den Feind getötet oder verwundet. Wir haben ein paar Mauleſel

Wy waren, onder belied van Comdt. D. du Preez, halfvyf des avonds van den 9den (Maandag) in het zadel, doch vertrokken wy niet van Generaal Botha's kamp voordat het donker was en gingen door tot ongeveer 12 uur des nachts. Toen rustten wy een weinig zonder de paarden aftezadelen en om drie uur gingen wy weder voort. Toen de dag aanbrak waren waren wy in de randjes recht achter een de Engelsche hampen.

De afstand van de randjes van af het Engelsche kamp was ongeveer 3500 treden en dus buiten het bereik van onze Mausers. Doch onze kanonnen namden positie in en de manschappen verspreiden zich over de randjes, doch lieten hunne paarden onder de zadels blyven. Juist toen de zon op kwam en

OOM ROOINEK ZICH GEREED

maakte om zyn eerste kommetje koffie te drinken werd hy onverwacht gestoort door het brullen van de Boeren kanonnen op hun kamp. Zy (de Engelsche) hebben nooit een gedachte gehad, dat in hun onmiddellyke nabyheid, zy zulke vriendelyke buren hadden daar zy van meening waren dat wy minstens 24 mylen verder noordwaarts in lager waren.

Voor dat zy met hunne kanonnen konden antwoorden, hebben de kanonnen van Generaals Botha, Meyer, en Fourie 90 bommen in hun kamp geschoten.

De soldaten omtrent 9 a 10,000 voetgangers vielen toen in order zooals op paarde maar een paar bommen van ons deden hen uit elkander spatten en zy gingen zoo

---

und Pferde erbeutet und drei bis vier Gefangene gemacht; einer von den Thorneycroftsreitern, welchen ich selbst gesprochen habe, sagte, sie hatten nicht geträumt, daß wir sie überfallen sollten, und daß sie ganz verwirrt waren. Weiter wurde den ganzen Tag mit unserer Maxim-Nordenfeldt- und französischen Kanone auf die Fußgänger, dann wieder auf den feindlichen Heliographen geschossen. So eine vollkommene Verwirrung wie unter den Englischen habe ich noch nicht gesehen; doch das Lager zu stürmen, sollte nicht angehen, da wir dann über eine 33 Meilen breite kahle Fläche unter das Bombardement der englischen Kanonen gekommen wären. Außerdem waren andere englische Lager in kurzem Abstand da. Als es dunkel wurde und Botha sein Ziel erreicht hatte, zogen wir zurück; halbwegs sattelten wir ab, da unsere Pferde 29 Stunden unter Sattel waren. Um Mitternacht kamen wir in unser Lager zurück, und ich kann versichern, daß wir so abgemattet waren, daß eine Tasse bitteren Gerstenkaffees herrlich schmeckte, da wir 32 Stunden ohne alles gewesen waren, weil in dem Feld, wo wir waren, kein Kuhmist und kein Holz zu finden war. Meine Anschauung ist die, daß die tausend aufgeschlagenen Zelte nur zum Scheine da waren, und daß die meisten Engländer abgezogen sind als Verstärkung von Lord Roberts oder nach Van Reenenspaß oder sonst wohin. Wir wurden nur durch vier Kanonen beschossen. Ich glaube nicht, daß die Engländer hier zu Biggarsberg einen Angriff machen werden; sie versuchen nur ein großes Scheinmanöver durch Zelte u. s. w., um uns hier festzuhalten.

hard zy konden. "Randjes zyn kant toe." Het randje waarbeen zy gingen was ten westen van hun kamp. Toen de vyand in de randjes kwam waren zy, alhoewel ver, toch binnen bereik gekomen van een gedeelte onzer menschen en ook beschoten, en den geheelen dag duurde de schermutseling voort. Tegen den middag begon het groote scheeps kanon op ons te bombardeeren met lyddythe, doch ons verlies was slechts 4 kanon-muilen en 3 paarden.

De paarden bleven den geheelen dag onder de zadels. Geen burgers, God zy gedankt, door den vyand gedood of bezeerd. Wy hebben een paar muilen en paarden gebuit en drie of vier prisoniers genomen, een van Thorneycroft's ruiters, welke ik pas gesproken heb, zegt dat zy nooit gedroomd hadden dat wy ze zouden aanvallen, en dat zy zeer verbaast waren. Verder werd den geheelen dag door onze Maxim-Nordenveldt en Fransch kanon, nu op de voetgangers, dan weder op de heliograph van den vyand geschoten. Zoo

EEN KOMPLEETE VERWARRING

als onder de Engelschen was heb ik nooit gezien, doch om op het kamp te stormen, zou niet gaan, daar wy dan over een 33 mylen breede kale vlakte onder het bombardement der Engelschen kanonnen zouden geweest zyn, en er waren andere Engelsche legers op een korten afstand. Toen het donker werd, en terwyl Generaal Botha zyn doel had bereikt, trokken wy terug, en half-weg zadelen wy af, nadat onze paarden 29 uren achter elkander het zadel op hadden gehad. Middernacht kwamen wy in ons lager terug, en ik kan u verzekeren, dat zoo nipe en afgemat waren wy, dat een kopje bittere garst koffie heerlyk smaakte, daar wy 32 uur zonder iets geweest, omdat in het veld waar wy waren waren noch hout noch mest te krygen was.

Gabriel Rheeders. Wir haben den Tod dieſes tapferen Bürgers zu betrauern. Er war vom 10. Dezember ab (bei Colenſo) hier geweſen. Er litt an Malaria. Dreimal wurde er nach dem Hoſpital und einmal nach Hauſe geſandt wegen der Krankheit. Oftmals, bevor er gehörig hergeſtellt war, fanden wir ihn auf Vorpoſten fechtend in Natal. Montag (am 9. April) morgens kam er wieder aus dem Spital, gegen den Willen des Arztes (doch das wußten wir nicht). Seine Feldkornette rieten ihm, nicht mitzureiten; doch er wollte von Bleiben nichts hören. Er hatte ein wildes Pferd und durch den ermüdenden Ritt wurde er in der Nacht wieder ernſtlich krank. Er wurde am folgenden Morgen durch die Ambulanz aufgeladen, war von da ab bewußtlos, aber fortwährend bewegte er noch ſeine Arme, in ſeinen Gedanken noch fechtend mit den Engländern, ja, fechtend mit dem Feind für ſein Vaterland bis zum letzten Atemzug. Er wird morgen begraben. Möge ſeine Seele ruhen, wo allein Ruhe zu finden iſt. Die hier anweſenden Zoutpansberger wünſchen hiermit, ihre aufrichtige Sympathien zu überbringen an ſeine Mutter, die Witwe Rheeders, deren einzige Stütze und Troſt er war.

Myn gedachte is ook dat de duizend opgeslane tenten oogenschynlyk zyn, en dat de meesten der Engelschen vertrokken zyn, of, als versterking voor Lord Roberts, of naar Van Reenen's Pas of elders. In het geheel zoover wy konden merken, werden wy beschoten alleen door vier kanonnen.

Ik geloof niet, dat de Engelschen hier te Biggarsberg een aanval zullen doen, doch zy maken

EEN GROOTE VERTOONING

door tenten, enz., om ons hier op te houden.

GABRIEL RHEEDERS.

Burengrab auf der Hochebene westlich von Glenkoe. Im Hintergrund östlich des Waschbankthals der Indumenikop.

Wy hebben den dood te betreuern van dezen dapperen burger. Hy was van af Colonso 15 December hier geweest. Hy was lydende aan malaria koorts. Drie maal werd hy naar het hospitaal en een maal naar huis gezonden wegens ziekte. Telken maal, voordat hy behoorlyk hersteld is, vinden wy hem vechtende op de voorposten in Natal. Maandag morgen kwam hy weder uit het hospitaal, en ook tegen den zin van den dokter (doch dit wisten wy niet). Zyn Veldcornetten J. du Preez en S. Coetzee raaden hem om niet te gaan doch hy wou van blyven niet hooren, en het werd hem eidelyk toegestaan om saam te gaan. Hy had een wild paard en door de vearmoeiende reis, werd hy in den nacht weeder ernstig ziek. Hy werd den volgenden morgen door de ambulance opgeladen, en was van toen

af bewusteloos, doch gedurig bewoog hy noch zyn armen in zyn gedachte vechtende met de Engelschen, ja vechten met dem vyand voor zyn vaderland tot hy zyn laatsten adem uitblies.

Hy wordt morgen ochtend begraven. Moge zyne ziel rusten waar alleen rust te vinden is. De alhier aanwezige Zuitpansbergers wenschen by deze hunne oprechte sympathie over te brengen aan zyne moeder de Weduwe Rheeders wiens eenigste steun en troost hy was geweest.

Met hartelyke groete aan u allen geloof my u welmeenende. — Uw medeburger, R. G. NICHOLSON (In de "Zoutpansberg Wachter").

Das Bild zeigt vier Zoutpansberger, welche die Ruhestätte des tapferen Gabriel Rheeders gegraben haben. Unsere Krankenpflegerin will ihm als letzten Gruß Blumen ins Grab mitgeben. Die Stücke Wellblech haben den Zweck die Erde rings um den dünnen Holzsarg, zur Erleichterung der späteren Ausgrabung, abzuhalten. Auf der flachen Steppe erscheinen rechts gegen Osten im Hintergrund, neben dem Manne mit der Schaufel, eine Spitz- und eine Tafelkopje; es sind dies der Noma Hill und Indumeni (7200 Fuß oder ungefähr 2400 Meter hoch). Zwischen diesen Bergen hindurch rettete sich Yule mit dem Rest seiner geschlagenen Truppen, etwa 1500 Mann, östlich abziehend aus der Umklammerung der Buren am 22. Oktober 1899. Diese Kopjen steigen nicht aus der Hochebene, welche das Bild zeigt, empor, sondern vor ihnen geht es hinab nach Glenkoe in das eine Stunde breite Thal des Waschbankflusses. (Vergleiche Seite 219 und Bild Seite 117.)

Als wir von jenem Angriff gegen das englische Lager bei Elandslaagte auf unsere Hospitalfarm zurückgekommen waren, hielt ich es für gut, außer der Roten Kreuz-Flagge auf dem Hause auch noch die deutsche Flagge zu hissen, um bei etwaiger Annäherung der Engländer diesen unsere Nationalität zu bekunden. Ich ließ deshalb durch die Krankenpflegerin und einen Ambulanzmann aus der vorderen Hälfte einer Transvaalflagge die deutsche Flagge herstellen, indem der blaue Teil derselben durch Gallussäure und Eisenchlorid schwarzgefärbt wurde.

Das Bild zeigt diesen nationalen Moment, links steht unser großer Ambulanzwagen. Die Krankenpflegerin stammt aus Hamburg, der Ambulanzmann war ein Sachse, in Pietersburg als Friseur ansässig.

Da bei wiederholter Besprechung der Genfer Konvention abermals die Absicht geäußert wurde, „kranke und verwundete Buren unter den Augen der Engländer fortzuschicken", ich aber meinerseits keine Lust hatte, derartige Auseinandersetzungen mit den Engländern nochmals durchzukämpfen, so überließ ich das Spital beim Zoutpansberg-Kommando dem Kommandoarzt vom

Zoutpansberg-Lager; ich selbst ging mit Paß vom Vertreter der medizinischen Kommission in Glenkoe zu einem andern Teil unserer Ambulanz über Pretoria zurück nach Krügersdorp, um dort den Rest der noch in Pretoria lagernden Ambulanzgüter in Verwendung zu bringen, hatte aber die feste Absicht, nach dem Kriegsschauplatz in der nördlichen Ecke von Natal zurückzukehren.

Herstellung einer deutschen Flagge; links ein Ambulanzwagen, rechts das Farmspital bei Glenkoe.

Mein altes Pferd, das mich nach Ladysmith, Colenso und zurück nach Glenkoe getragen hatte, war durch die schlechte Fütterung zu Intombi sehr abgemagert und bedurfte der Ruhe. Ich nahm daher das zuletzt von Pretoria mitgebrachte mit mir; es war bedeutend kleiner als jenes, aber ein sehr kräftiges, schneidiges Ponny, das ich wegen seines Feuers bald sehr lieb gewann.

Kapitel XVII.

Zurück nach Pretoria und Krügersdorp. — Das Gold des Witwaterrandes. — Das Minenwesen in Krügersdorp. — Der Jameson-Einfall. — Der Schwur am Paardekraal. — Das Rote Kreuz-Hospital. — Die Krankenpflege durch Schwestern und Burenfrauen. — Der Röntgen-Apparat. — Verwundete von Colenso. — Die Bombenfabrikexplosion in Johannesburg. — Die Entstehung Johannesburgs. — Schmale Kost im Krankenhaus. — Die Tropfsteinhöhlen und Wasserfälle der Magaliesberge.

Pretoria zeigte ungefähr dasselbe Bild wie vor mehreren Wochen, nur war es noch leerer geworden. Die Schiffe der Deutschen Ostafrika-Linie waren auf mehrere Monate hinaus im voraus fast vollkommen besetzt. —

Ich traf in Pretoria die Mitglieder der ersten deutschen offiziellen Ambulanz unter Stabsarzt Matthiolius, die zum Teil heimkehrten, zum Teil im Stadthaus in Pretoria ein Spital eröffneten.

Dem Sekretär der medizinischen Staatskommission, Herrn Volkers, erklärte ich, daß ich die Ambulanz in Glenkoe den beiden anderen Kollegen überlassen habe und mit meinem Pferd in das Rote Kreuz-Hospital nach Krügersdorp reisen werde, wo einige von unseren Krankenpflegerinnen thätig waren und ein Chirurg mit einem Röntgenapparat wiederholt gewünscht wurde laut Telegramm 20. April 1900:

Van Hospitaal Krugersdorp. Aan Dr. Fessler
Grand-Hôtel Pretoria.

Wir brauchen Röntgenapparat sofort, Patienten warten schon hier. —

Herr Volkers war damit einverstanden. Ein ausgezeichneter neuer Röntgenapparat und 24 Kisten Verbandstoffe unserer Expedition lagerten noch im Magazin des Roten Kreuzes in Pretoria. Diesen Apparat und die Hälfte der Verband-Kisten nahm ich am 24. April mit nach Krügersdorp.*)

Die Bahn führt über Elandsfontein, zweigt ab nach Johannesburg—Krügersdorp und führt mitten durch das Kohlen- und Goldminengebiet des Witwaterrandes.

Das Gold im Witwaterrand ist nicht wie in der ältesten südafrikanischen Gesteinsbildung (Primärformation) des nördlichen (bei Lijdenburg) und östlichen Transvaals (in den

*) Den Rest der Verbandstoffe, zwölf Kisten, blieb im Roten Kreuz-Magazin in Pretoria in Verwahrung, wurde aber von den Engländern, nach der Besitzergreifung von Pretoria, genommen.

Kapgoldfeldern) im Granit in Quarzgängen neben anderen Metallen (Silber, Kupfer, Eisen, Blei u. s. w.) enthalten, sondern in einer eigentümlichen Mischung von großen und kleinen Quarzstücken, die untereinander mit einem quarzhaltigen Bindemittel verwachsen sind. Dieses Konglomerat heißt Quarzit und bildet von Boxburg über Johannesburg bis nach Klerksdorp und Krügersdorp mächtige Schichten (Flötze) von fast horizontaler Lagerung in verschiedener Dicke. Die Konglomeratflötze gehören der zweitältesten südafrikanischen Gesteinsbildung der Kapformation (bestehend aus Thonschiefer und quarzitischen Sandsteinen) an. Merkwürdigerweise sitzt das Gold in diesen 1—4 Meter dicken Schichten nicht im Quarz, wie in den andern Goldfeldern Transvaals, sondern in dem feinkörnigen, grauen Bindemittel. Durch welchen Vorgang das kryställinisch reine Gold zwischen diese stecknadelkopf- bis hühnereigroßen, teilweise rund abgeschliffenen Quarzstücke sich eingelagert hat, ist noch nicht erforscht. Nach den neuesten Untersuchungen ist das gediegene Gold der Konglomerate nicht Schwemmgold, sondern hat sich wahrscheinlich an Ort und Stelle ausgeschieden, vielleicht in der Weise, daß die große, flache Mulde des Witwaterrandes vor Zeiten ein Seebecken von besonderer Zusammensetzung gewesen ist.

Das Gold sitzt im Quarzit mikroskopisch fein verteilt, so daß die feinen Goldkörnchen neben den sie fast immer begleitenden gelben Schwefelkieskryställen nur als grauer oder schwarzer Beschlag kenntlich sind. Es ist sehr ungleichmäßig verteilt. Der Goldgehalt schwankt zwischen 5 und 100 Gramm auf eine Tonne Gesteinsmasse. Bei Johannesburg ist die Konglomeratschicht, „Reef“ genannt, oft sehr schwach, aber desto goldreicher — enthält im Durchschnitt 28—30 Gramm auf eine Tonne.

Die reichsten Minen sind die von Robinson, eines geborenen Afrikaanders, der sich aber auf die Seite der Engländer geschlagen hat, in Johannesburg; er ist wohl der reichste Mann der Stadt.

Vor dem Kriege waren in den Golddistrikten abgesteckte Bezirke (Claims) an private Gesellschaften, englische, französische, amerikanische und deutsche, vergeben, und der Besitzer von einer Anzahl, durch Hunderte von Steinpyramiden auf der Fläche des Hochfeldes kenntlich gemachten Claims eröffnete dann mit dem nötigen Aktienkapital eine Mine. Von Zeit zu Zeit wurden durch Ausschreibungen der Regierung auf Grund von privaten oder staatlichen Gesteinsuntersuchungen (Explorationen) immer wieder neue Golddistrikte eröffnet. An einem bestimmten Tage kamen die Unternehmer auf den auf Goldgehalt geprüften Stellen (den neuen Prospekten), wo die neuen Claims ausgesteckt werden sollten, zusammen. Jeder konnte dann an den von ihm ausgewählten Stellen Pfähle in die Erde schlagen

und eine bestimmte Anzahl von Yards nach rechts und links von jedem Pfahl einen Bezirk abstecken. Dabei kam es natürlich zu vielen Streitigkeiten und Ungerechtigkeiten; denn der eine suchte sich bessere Claims aus als der andere und suchte möglichst viele Claims in seiner Nähe für sich zu gewinnen.

Aus diesem Grunde veranstaltete die Regierung kurz vor Ausbruch des Krieges eine Lotterie zur Auslosung von Claims; das Los kostete 1 £. —

Der Abbau einer Mine ist natürlich leichter, wenn das Rief zu Tage liegt. Aber es gibt am „Rand" Minen, in denen viele hundert Fuß tief unter der Erdoberfläche an der Fortsetzung des durch Verwerfung der Schicht tief abgesunkenen Riefes garbeitet wird.

In diesen tiefen Minen sammelt sich viel Grundwasser an; daher muß mit jeder Mine ein Wasserpumpwerk neben dem Förderschacht verbunden sein.

Das Lossprengen der Quarzitstücke geschieht durch Dynamit in den unterirdischen Gängen, wo ausschließlich Kaffern zur Arbeit verwendet werden. — Das geförderte Gestein wird in Pochwerken zerkleinert und durch einen Wasserstrom der hinter Staudämmen angesammelten Seen über Metallplatten, welche mit Quecksilber bestrichen sind, geleitet.

An diesen Platten bleibt ein Teil des Goldes hängen; doch enthält der abfließende Quarzsand noch sehr viel Goldstaub. Derselbe wird in den sogenannten Batterien auf chemischem Wege durch eine Cyanverbindung gelöst und ausgezogen. — Dieses Verfahren hat sich so bewährt, daß es Minen gibt, welche den schon einmal ausgeschwemmten Quarzsand einer alten Mine noch einmal durchsuchen. Das Verhältnis des Gewinnes der beiden Verfahren erhellt aus folgenden Mitteilungen von 1901:

Die Consolidated Gold Mining Company verpochte im Juli mit 50 Stempeln in 28 Tagen 7300 Tonnen, woraus 2150 Unzen Feingold gewonnen wurden. In der Cyanid-Anlage wurden 6400 Tonnen behandelt, welche 1650 Unzen Feingold ergaben. Der Gesamtwert der Ausbeute beträgt 16000 £; der daraus resultierende Reingewinn wird auf 8300 £ geschätzt. (1 Unze = 30 Gramm.) Der Ausbau der Minen ist wegen der vielen Maschinen und der teuren Holzbauten sehr kostspielig.

Die besten Minen liegen bei Johannesburg, dann bei Roodepoort, Randfontein und Krügersdorp, worunter die obengenannten Robinson-Minen, die Main reef consolidated deep, die deutschen Lancaster-Minen bei Krügersdorp, die Vogelstruis- und Randfontein-Minen als die besten genannt werden. Aber die Hochflut des Minenbaues in den 90er Jahren hat auch verschiedene Schwindelunternehmen großgezogen, an denen viel

Geld verloren wurde. Es wurde z. B. bekannt gegeben, daß diese oder jene neugegründete Mine (die meistens dazu noch recht schöne Namen bekamen) eine sehr große Menge Goldes liefere. Viele kleine Finanzleute in Europa, welche diese Minen nur aus den Börsenberichten kannten, legten ihr Geld in den nteilscheinen (Shares) derselben an. Der Unternehmer steckte das Geld ein, kurze Zeit darauf stellten auch die alten Maschinen der Minen, welche nie Gold gefunden hatten, die Arbeit wieder ein. —

Mit Beginn des Krieges mußten auf Befehl der Regierung alle englischen Minen die Arbeit einstellen, nur die deutschen,

Krügersdorp, im Hintergrund die Schornsteine der Lancaster-Minen am Witwaterrand, gesehen von der Paardekraalhochebene.

französischen und amerikanischen Gesellschaften durften das Grundwasser auspumpen, um den Einsturz der Schächte zu vermeiden. Die besten englischen Minen betrieb die Regierung selbst weiter.

So arbeiteten z. B., als ich an Johannesburg vorbeifuhr, die Robinson-Minen und lieferten der transvaalischen Regierung während des Krieges noch Gold.

Mit einem Kommando-Eisenbahnzuge kam ich am Nachmittage den 24. April in Krügersdorp an, wo mich Dr. von dem Borne, ein Holländer von deutscher Abkunft, Eisenbahnarzt in Krügersdorp, im Roten Kreuz-Spitale, empfing.

Krügersdorp ist 1590 m hoch, also höher als Davos, gelegen, in einer flachen Einsenkung des Witwaterrandes.

Es hat, wie alle Städtchen Transvaals, rechtwinklige Straßen, die mit Eukalyptusbäumen bepflanzt sind, freundliche ebenerdige Häuschen mit Vorgärten, etwa 5000 Einwohner, eine hübsche reformierte Kirche. Die umgebenden Höhen sind von den Schachtgerüsten und Kaminen der zahlreichen Minen, der Langcaster, überragt.

Lancastermine links, Eisenbahn von Krügersdorp rechts. Im Vordergrund der gebrochene Damm eines Stausees mit weißen Haufen von Quarzsand.

Nördlich von Krügersdorp entspringt auf dem Hochfeld der Krokodilfluß, welcher als Limpopofluß das nördliche Transvaal begrenzt.

Die Bevölkerung Krügersdorps ist wegen der Mineninduſtrie stark mit Engländern untermischt; es gibt dort auch mehrere reiche Buren, während die vielen armen Buren in der westlichen Vorstadt „Burgershop“ wohnen.

Von Krügersdorp führt die große Poststraße in westlicher Richtung weithin sichtbar über das kahle Hochfeld, nach Mafeking; auf derselben verkehrte wöchentlich zweimal eine altertümliche Postkutsche mit 15 Paar Mauleseln Bespannung. (Siehe Bild Seite 259).

Auf jener Poststraße von Mafeking kam im Jahre 1895 Dr. Jameson mit seinen 800 Freibeutern auf Krügersdorp angerückt, während seine Anhänger in dem nur sechs Stunden entfernten Johannesburg bereits auf seine Ankunft warteten.

Aber die Buren waren rechtzeitig gewarnt, schlugen seinen Angriff im Vereine mit deutschen Ansiedlern auf den Höhen westlich von Krügersdorp ab, worauf Jameson versuchte, in südöstlicher Richtung an Krügersdorp vorbei durch das Thal

des Klipriver nach Johannesburg zu kommen. Er wurde jedoch am Doornkop gefangen und geradenwegs auf der Straße nördlich von Krügersdorp über Mulderstrift nach Pretoria geschafft.

So endete dieser Raubzug, der auf die Goldfelder von Johannesburg gerichtet war, um Neujahr 1896.

Krügersdorp ist auch noch in anderer Hinsicht ein für die Geschichte Transvaals historisch gewordener Fleck.

Das Wohnhaus des Schullehrers von Krügersdorp mit seiner Familie.

Gleich außerhalb des Dorfes steht nördlich auf der Höhe, von welchem aus das Uebersichtsbild von Krügersdorp auf Seite 248 aufgenommen ist, in einem großen Kreise schöner Föhren auf einem Quarzfelsen das Paardekraal-Monument, das Freiheitszeichen der Transvaalen. Am 13. Dezember 1880 trat, als die Transvaaler unter der Gewaltthätigkeit der englischen Oberherren seit der Annexion (durch Sir Th. Shepstone am 12. April 1877) immer mehr geknechtet und bis zur Verzweiflung getrieben wurden, in dieser entlegenen Hochebene des Paardekraals eine Landesversammlung zusammen, welche die Wiederherstellung der Südafrikanischen Republik beschloß, die provisorische Regierungsgewalt an Paul Krüger, M. Pretorius und Pieter Joubert übertrug.

Am 16. Dezember, am Dingaanstage, dem Erinnerungstage, an welchem die Buren unter Pretorius den Zuluhäuptling

Dingaan*) am Buschmannsfluß im Jahre 1838 besiegt hatten, kamen am gleichen Orte noch mehr Vertraute hinzu und beschworen (ähnlich wie die Schweizer am Rütli) die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen.

Zum dauernden Andenken legte jeder der Anwesenden einen Quarzfelsen an die Stelle und über dem Steinhaufen wölbte sich dann bald das Fundament zu einem Obelisken. Hinter dem Gitter des Gewölbes ruhen noch jetzt diese Felsen. Darauf folgten die Siege der Buren bei Bronkhorstspruit am 20. Dezember 1880, bei Laings Nek am 28. Januar 1881, am Majubaberge vom 27. Februar 1881 und der englische Ministerpräsident Gladstone gab den tapferen Buren in der

Paardekraal-Monument, links ein Deutscher, der bei Helpmakaar durch Sturz den rechten Arm gebrochen hat.

Pretoria-Konvention am 3. August 1881 den Frieden wieder mit innerer Selbstverwaltung, englischer Suzeränität in den auswärtigen Beziehungen. Am 27. Februar 1884 gelang es Krüger, durch die Londoner Konvention auch die letztere Frage zu regeln. England berief seinen Residenten ab und hatte in Pretoria einen Generalkonsul wie die anderen Mächte. Nur ein Vertrag mit einem fremden Staate sollte von der Genehmigung der englischen Königin abhängen. —

Das Rote Kreuz-Hospital in Krügersdorp war durch freiwillige Gaben des Distriktes eingerichtet worden, in einem großen

*) Dingaan hatte auf hinterlistige Weise den Burenführer Piet Retiefs samt 111 Männern, 241 Burenfrauen und Kindern 1837 bei Weenen in Natal ermorden lassen.

Gasthaus („Varley-Hotel"), welches einem mit Beginn des Krieges ausgewanderten Engländer gehörte.

Das Hotel war gleich am Eingang der Stadt an der Bahnhofstraße auf einem freien Platz gelegen, war einstöckig gebaut mit großen Räumen und zwei gedeckten Wandelhallen an der Vorderseite. Auf das Dach pflanzten wir die Rote Kreuz-Fahne und von der Veranda des ersten Stockes ließen wir die holländische und die deutsche Flagge herabwehen. Der vordere Eckraum zur ebenen Erde auf dem Bilde links war früher ein Billardsaal, denselben benutzten wir anfangs als Lagerraum, später für leichtere Kranke. Darüber im ersten Stock wohnten die Krankenpflegerinnen. Ein großer heller

Unser Hospital in Krügersdorp, früher ein Hotel von Mister Varley.

Raum, nach rückwärts ebenerdig gelegen, diente als Operationszimmer. Daneben mit eigenem Eingange war ein großer Saal, früher Speisesaal, derselbe wurde mit Schwerverwundeten belegt. Ein kleineres Zimmer nach vorn heraus, ebenfalls zur ebenen Erde, war das Geschäftszimmer des Roten Kreuz-Komitees. Nach rückwärts gelegen war noch die Apotheke und ein kleiner Verbandraum; alle kleineren Zimmer des ersten Stockes waren für leicht Verwundete, anfangs auch für innere Kranke bestimmt.

Die Küche und unser Eßzimmer lagen nach dem Hofraum; es war dies die frühere, sehr gut eingerichtete Hotelküche. Das ganze Haus wurde vom nebenanliegenden Grand-Hotel, das der Engländer Mr. Atson betrieb, durch eine Dampfmaschine mit elektrischem Lichte versehen. Der einzige Mißstand, unter welchem ganz Krügersdorp in der trockenen Jahreszeit zu leiden hatte, war Wassermangel. Wir hatten

zwar im Hofe einen gegrabenen Brunnen, allein derselbe reichte nicht aus, wenn viel Wasser gebraucht wurde; außerdem war sein Wasser nie klar und wegen der Nähe der Versitzgruben als Trinkwasser auch nicht zu gebrauchen. Das letztere mußte aus einer Quelle durch die Kaffern ziemlich weit herbeigetragen werden.

Das Bild, welches die Vorderansicht des Krankenhauses darstellt, zeigt unser Personal (Weiße und Schwarze) vom Krankenhaus, im ersten Stock auf der Veranda befinden sich zwei Pflegerinnen.

Das »Bestuur Afdeling Krugersdorp, Vereenigung het Roode Kruis von Genève« war ein freiwilliger Verein der besseren Familien von Krügersdorp und Umgebung. In dem

Frl. Schermbeck. Miß Ferreira. Frl. Engelbart.

Frl. Coustnet. Frl. Radloff. Frl. Meißner.

Komitee desselben war der reformierte Pfarrer von Krügersdorp, Herr Radloff, dann zwei holländische Schullehrer von Krügersdorp (das Häuschen des einen ist auf Seite 250 abgebildet) und Dr. von dem Borne als Arzt.

Als Krankenpflegerinnen arbeiteten dort Marie Coustnet aus Hamburg von unserer Ambulanz als Oberschwester, ferner zwei Schwestern von der holländisch-russischen Ambulanz, Johanna van Schermbeck aus Wageningen und Ida Meißner aus Dorpat, dazu kamen noch eine Holländerin Fräulein Engelbart und zwei Afrikaanderinnen Miß Radloff, die Tochter des

Pfarrers und Miß Ferreira aus Krügersdorp. Diese Damen haben sich in unserm Spital um die Kranken (sowohl Buren als auch später Engländer) große Verdienste erworben, die Pflege Tag und Nacht unter den schwierigsten und gefährlichsten Verhältnissen ausgeübt, ohne dafür einen Lohn anzunehmen; sie waren dem Roten Kreuze von Krügersdorp unterstellt, und glaube ich, daß sie mit Recht den Namen „Schwestern" verdienen. Außerdem waren noch einige Krankenpflegerinnen der belgischen Ambulanz hier thätig; aber auch in Krügersdorp ansässige Burendamen, besonders Mrs. Edwards und Tochter, haben sich durch Geldspenden und persönliche Hilfeleistungen in der Krankenpflege sehr ausgezeichnet. Der Gatte der Frau Edwards war damals und auch später noch, als die Engländer bereits in Krügersdorp waren, Kommandant bei den Buren im Felde. Einige Burenfrauen ließen sich es auch nicht nehmen, persönlich ihre Männer im Spital zu pflegen, so z. B. die Frau eines durch den Kopf geschossenen Buren, die auf dem Bilde Seite 256 inmitten der verwundeten Buren abgebildet ist.

Der Röntgenapparat, den ich aus München mitgenommen hatte, that uns in Krügersdorp ausgezeichnete Dienste.

Auf Seite der Buren waren einige derartige Apparate in Thätigkeit, so in Pretoria, in Jacobsdal, Springfontein und der unsere in Krügersdorp. Ein kleiner, schwacher Apparat war im Krankenhaus zu Johannesburg. Der unserige in Krügersdorp war einer der besten. Ein Ingenieur der Berliner Firma Siemens & Halske in Johannesburg, die dort ein großes Geschäftshaus besitzt, hatte die Liebenswürdigkeit, mir denselben an die elektrische Leitung unseres Spitals anzuschließen, so daß die mitgebrachten Akkumulatoren zurückgestellt werden konnten.

Den Buren in Krügersdorp waren die merkwürdigen Strahlen etwas Neues, Zauberhaftes; es machte auf sie einen merkwürdigen Eindruck, die Knochen im eigenen Körper auf dem Schattenbilde zu sehen.

Zuerst waren sie sehr furchtsam bei der Untersuchung, bald aber wollten sie alle ihre inneren Schmerzen und Leiden, deren die Buren nicht wenige zu klagen gewohnt waren, durchleuchtet und geheilt haben. Des Abends machten wir auch Schaustellungen zu Gunsten der Spitalkasse, luden dazu die Bevölkerung von Krügersdorp ein und zeigten ihnen durch die Holzthüre hindurch die merkwürdigen Schattenbilder. Mein Fox mußte zu diesem Zwecke manche Bleikugel schlucken; eine Geldsammlung ergab für das Rote Kreuz einigen Ertrag.

Aus den Kämpfen bei Colenso und Pieters vom Februar 1900 waren viele verwundete Buren geradenwegs nach Hause gezogen und waren in dem Roten Kreuz-Spital verpflegt worden. Infolge der weiten Reise und mangelhaften Verpflegung eiterten verschiedene von den Wunden. So namentlich ein Gehirnschuß,

bei welchem ich noch nachträglich die Schädelhöhle eröffnen mußte; der Kranke genas, erlangte aber das Sprachvermögen nicht mehr und wurde epileptisch; dann mehrere Oberschenkelschüsse mit Eitersenkungen an der Rückseite. Sie machten viel Arbeit.

Operationssaal im Krügersdorpspital. — Oberschenkelverletzung; Kopfschuß bei Buren.

Dazu kamen noch mehrere Bombenverletzungen an Schädel, Gesicht und Arm, bei denen Eisensplitter zurückgeblieben waren; unser Röntgenapparat half diesen Verletzten wieder zur Genesung.

Die Gruppe auf Seite 256 stellt einige dieser operierten Buren dar.

Die Schwestern und ich hatten also Ende April in Krügersdorp eine reiche Thätigkeit gefunden. Am Vormittag mußten die nötigen Operationen und Verbände, bei denen auch unsere Verbandstoffe und die Sendungen des italienischen Roten Kreuzes vorzügliche Dienste leisteten, vorgenommen werden, am Nachmittag war fast täglich der Röntgenapparat in Thätigkeit. Die Entwicklung der photographischen Platten machte bei der Sonnenhitze, bei dem Mangel an Wasser, das ich mir oft heimlich aus dem Operationssaal am Abend holen mußte, bei dem vielen feinen Staub, welchen der scharfe Wind über das Hochfeld dahersagte, große Schwierigkeiten, von denen man sich bei uns zu Hause in einem gutausgestatteten photographischen Kabinett keine Vorstellung machen kann.

Mitten in der Arbeit, am 25. April abends 6 Uhr, hörten wir plötzlich einen heftigen Schlag, daß die Fenster klirrten und

die Thüren aufsprangen. Als wir ins Freie liefen, sahen wir in östlicher Richtung am Horizont eine langgestreckte grauschwarze

Verwundete Buren aus dem Krügersdorpspital, eine Burenfrau als Pflegerin, zwei Aerzte.

Explodierte Bombenfabrik in Johannesburg. — Die Drähte der elektrischen Straßenbeleuchtung.

Wolke sich langsam erheben. Wir dachten, daß eine der vielen Minen in die Luft geflogen sei; denn schon damals gingen Gerüchte

um, daß die Buren bei Annäherung des Feindes alle Minen zerstören würden. Bald aber brachte uns der Telegraph die Nachricht, daß die von den Buren in einer Maschinenwerkstätte zu Johannesburg eingerichtete Bombenfabrik in die Luft geflogen sei.

Da ich ohnedies in den nächsten Tagen wegen photographischer Platten nach Johannesburg mußte, trat ich die Reise gleich am nächsten Morgen an:

Die Stätte, wo vor wenigen Stunden noch viele hundert Menschen emsig gearbeitet hatten, war in wenigen Augenblicken in einen furchtbaren Trümmerhaufen verwandelt worden; Maschinenteile, Räder hingen an verbogenen Stangen, ohne Ordnung; die Mauern der Gebäude lagen auf dem Grunde; Tausende von Bomben waren über die Straßen zerstreut, einzelne Granaten waren in hohem Bogen durch die Dächer der Nachbarhäuser geflogen, viele hundert Meter weit von der Unglücksstätte entfernt, konnte ich die würfelförmigen Stückchen der Ringgranaten in einem Garten auflesen, und an der Straße hinter einer katholischen Kirche, gerade neben der Leitung der elektrischen Straßenbeleuchtung, war ein mächtiges Loch in die Erde gerissen. Die Tiefenwirkung an dieser Explosionsstelle, welche außerhalb der Bombenfabrik lag, sprach für Dynamitwirkung. Von den Steinbauten der Fabrik selbst standen nur noch Stücke der Umfassungsmauer, deren leere Fensterhöhlen dem Beschauer entgegenstarrten. Auf dem freien Platze vor der Fabrik, wo die Trümmer der Wellblechdächer mit geknickten Eisenschienen durcheinanderlagen, arbeitete eine Dampfeuerspritze, um den im Schutthaufen entstandenen Brand zu ersticken und weitere Explosionsgefahr durch noch nicht krepierte Granaten zu verhindern. Hier stand auch ein Ambulanzwagen vom Johannesburger Spital, der bereits in Thätigkeit getreten war.

Glücklicherweise war aber die Zahl der Opfer an Menschenleben doch gering. Neun Italiener hatten ihren Tod bei der Arbeit für die Regierung unter den Trümmern gefunden; aber fünfzig andere Italiener wurden durch Dr. König und Dr. Montmollin, der Schweizer Ambulanz, in das Johannesburger Hospital meist wegen leichter Kopfverletzungen aufgenommen. Ich durfte sie, dank der Liebenswürdigkeit Dr. Königs, in dessen schönem Krankenhaus besuchen.

Gegen Abend wohnte ich der Bestattung der Verunglückten auf dem mit schönen Eukalyptusbäumen gezierten Kirchhof der Vorstadt Bramfontain bei. Es spielten sich dort ergreifende Scenen ab, als zu gleicher Zeit die verschiedenen Geistlichen an den offenen Gräbern die Größe des Unglücks schilderten, auch der italienische Konsul und alle Behörden Johannesburgs beteiligten sich an diesem Trauerakte.

Ueber die Ursache der Explosion war man damals schon einer Meinung. Das Unglück erfolgte kurz vor Schluß der Arbeit um 6 Uhr abends in dem Augenblicke, als die elektrische Straßenbeleuchtung in Thätigkeit trat; wahrscheinlich ging der zündende Funke von dieser durch eine an der Straße hinter der katholischen Kirche gelegte Dynamitmine; vermutlich waren die Urheber in Leuten zu suchen, die zu allen Zeiten in Johannesburg heimlich gegen die transvaalische Regierung gearbeitet haben.

Leichenzug der Opfer der Bombenfabrik-Explosion in Johannesburg.

Die Maschinenwerkstätte, in welcher die transvaalische Regierung die Geschosse herstellen ließ, war vor dem Kriege ein privates englisches Unternehmen zur Verfertigung von Minenmaschinen. Sie lag in der nördlichen Vorstadt Johannesburgs. —

Johannesburg ist im Jahre 1886 aus einigen Blechhütten, in der Nähe von Goldminen, welche den Namen „Fereira-Camp" führten, entstanden, wuchs aber, wie alle Goldstädte, ungeheuer rasch an, hatte vor dem Kriege mit Einschluß der in den Minen arbeitenden schwarzen Bevölkerung gegen 500000 Einwohner, worunter 80—100000 Weiße waren. Als Johannesburg gegründet wurde, konnte man auf diesem öden, 1524 Meter ü. d. M. gelegenen Hochfeld (Davos liegt 1527 Meter hoch) eine Farm

um ein Ochsengespann erhandeln. Im Jahre 1897 aber kostete eine Parzelle Grund für ein Wohnhaus an einer Hauptstraße in Johannesburg 800000 Schillinge.

Die Stadt liegt auf einer leichtwelligen Hochebene, den scharfen Winden und Sandstürmen ausgesetzt, hat einen Umfang von ungefähr zehn Quadratkilometer. Die Straßen sind breit und geradlinig angelegt, eine Pferde-Trambahn und viele, von Negerjungen im Laufschritt gezogene, zweiräderige leicht aus Bambusrohr geflochtene Wagen zum Sitzen für eine Person, Richas genannt, besorgen den Verkehr. Große, mehrstöckige Geschäftshäuser, herrliche öffentliche Gebäude, so besonders die Bank von Afrika, das Gouvernements- und das Postgebäude, sind auf schönen freien Plätzen im Renaissancestil

Die letzte Post von Mafeking. Links unser Spital für Leichtverwundete.

wie in einer europäischen Großstadt aufgeführt. Die Entfernung von Kapstadt nach Johannesburg beträgt 1631, nach Pretoria 1673 Kilometer, also ungefähr so viel, wie von Calais über Paris nach Straßburg, beziehungsweise Karlsruhe.

Als ich Ende April in Johannesburg war, herrschte noch ziemlich lebhafter Verkehr, obwohl viele englische Läden geschlossen waren. Ein furchtbarer, am Abend sehr kalter Wind wehte rote Staubwolken durch die Straßen, so daß der Aufenthalt dortselbst nicht gerade angenehm war, um so mehr als das Leben viel Geld kostete. Durch den Luftdruck der Explosion waren in der Mitte der Stadt, etwa 500 bis 1000 Meter von der Unglücksstelle, verschiedene Fensterscheiben eingedrückt. —

Anfangs Mai erhielten wir mehrere schwerverwundete Engländer in der altertümlichen Postkutsche von den Buren, welche

um Mafeking lagen, zugeschickt. Unter ihnen war auch einer mit einer Rückenmarkslähmung; demselben war die Kugel unten am Rücken eingedrungen und blieb vorn in der Brust unterhalb des Halses sitzen. Er lebte trotz des mehrtägigen schrecklichen Transports noch mehrere Wochen in unserem Spital, bis er der Lähmung erlag. —

In jener Zeit fuhr ich auch mit einem Sekretär des Roten Kreuzes von Krügersdorp, dem Schullehrer, nach Pretoria zur medizinischen Staatskommission, weil der Distrikt Krügersdorp bereits 300 Pfund Sterling für die Verpflegung der Kranken ausgelegt und die medizinische Staatskommission in Pretoria versprochen hatte, die Auslagen zu decken; allein mangels schriftlicher Beweise dieses gemachten Versprechens mußte der Sekretär unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Es wurden daher von den Buren in Krügersdorp neue Sammlungen veranstaltet, um das Spital weiter zu erhalten. Aber immerhin wurde die Kost von dieser Zeit an im Spital knapp, der gute Rotwein, den die französischen Frauen vom Roten Kreuz nach Pretoria gesandt hatten, ging auch bald zu Ende. Die Schwestern und Aerzte hatten überhaupt bisher zur besonderen Feier nur Sonntags gemeinsam eine Flasche Wein bekommen. Ab und zu sandten wir einen von unseren Ambulanzleuten in die umliegenden Farmen, soweit sie noch bewohnt waren, und vervollständigten den Mittagstisch durch Hühner oder Eier (6 Eier kosteten 2—4 Schillinge). Da das Fleisch der abgemagerten Zugochsen eine ganz besondere Thätigkeit unserer Kaumuskeln beanspruchte und das ewige Einerlei des Corned beef von unseren allerdings schon ziemlich abgehärteten Mägen auf die Dauer nicht mehr recht vertragen wurde, so gingen wir auch in die umliegenden, mit Buschwald bewachsenen Thäler ab und zu auf die Jagd. Dort gab es Springböcke und behende Duikers; einmal glückte es dem Kollegen Dr. Stephan, der schon vor mir nach Krügersdorp gekommen war, einen Klippdachs durch einen Kopfschuß mit der Kugel zu erlegen. Es war dies ein merkwürdiges, schwanzloses Nagetier von der Größe eines Murmeltieres, in Felshöhlen lebend, sein Fell war braun behaart. Das Tier hatte mächtige Kinnladen und Nagezähne, an jedem Fuße drei eigentümlich geformte breite Zehen.

Außerdem fanden wir in Erdhöhlen auf dem Hochfeld Springhasen; dieselben hatten die Größe unserer Hasen, waren aber ihrem Bau nach den Mäusen ähnlich. Sie hatten große, runde, für das Sehen bei Nacht geeignete Augen, einen langen, mit schwarzer Spitze versehenen Schwanz. Sie konnten auf den langen Hinterbeinen und auf dem Schwanze sitzend wie Känguruhs weite Sprünge ausführen, während sie die kleinen Vorderfüße an die Brust anzogen. An den kleinen Vorder-

füßen hatten sie fünf Krallen, an den kräftigen Hinterbeinen vier stark ausgebildete Zehen; ihre Ohren waren lang, das Fell gelb und langbehaart.

Das Bild stellt ein solches Exemplar dar, welches unsere Mittagstafel um den Preis von 5 Schilling bereicherte. Der Braten war nicht gut; das Fleisch war weiß, schmeckte ölig. —

Am 20. Mai, nachdem unsere Kranken und Operierten bereits auf dem Wege der Besserung waren, lud uns der Apotheker vom Roten Kreuz in Krügersdorp, Mr. Nolland, ein, mit den Schwestern einen Ausflug in die nordwestliche Umgegend von Krügersdorp nach Sterkfontein, in der Nähe der Magaliesberge, zu machen.

Springhase. — Der Sohn des Lehrers Botha.

Die nächste Umgebung von Krügersdorp ist auf ungefähr eine Stunde im Umkreise eine wellige Hochebene; kommt man aber etwas weiter nach Westen und Norden, so fällt diese Hochebene etwa 2—300 Meter fast senkrecht ab. Dort finden sich sehr steile und enge Schluchten mit bedeutendem Wasserreichtum, die kleinen Bäche und Quellen bilden herrliche Wasserfälle. Es sind dies die sogenanten Poorts, d. h. Thore, für den Abfluß der Gewässer des Hochfeldes. Auf drei bis sechs Stunden Entfernung von Krügersdorp gibt es derartige Wasserfälle in großer Zahl, z. B. bei Alexandrastad, wo das Wasser in herrlichen Kaskaden durch ein mit Mimosen, Aloës stark bewachsenes, wildreiches Thal nach Nordwesten zum Krokodilfluß abfällt. Alexandrastad ist eine verlassene Goldmine, herrliche Eukalyptusbäume wachsen dort auf einer zerfallenen Farm; da hausen auch auf den Klipkopjen Herden von Pavianen.

Ein anderer Wasserfall stürzt bei Witpoortje den nördlichen Abhang des Witwaterrandes herab und fließt in der Richtung

über Mulderstrift nordwärts nach Pretoria. Man genießt von dort eine großartige Fernsicht über die Hochebene bis auf die Forts von Pretoria (neun Stunden zu Pferd in der Berechnung des Buren entfernt) und auf die Magaliesberge.

Bei Sterkfontein ist der Wasserreichtum noch bedeutender. Die Gegend von Sterkfontein liegt um einige 100 Meter tiefer wie Krügersdorp. Diese wasserreichen, mit üppigem Gras bewachsenen Schluchten ziehen sich hin bis in die Magaliesberge. — Man hat oben auf dem ebenen Hochfeld von Krügersdorp keine Vorstellung, wie wildromantisch die Thäler einige Meilen weiter westlich sind. — Das Gestein in dieser Gegend ist porös, dolomitisch, eine junge Kalkformation, welche dem bei Krügers-

Dr. Romeen. Schwester Meißner.
Schwester Schermbeck. Dr. v. d. Borne.

Unsere Ambulanzmitglieder beim Wasserfall von Alexandrastad.

dorp zu Tage tretenden Quarzit aufgelagert ist. Diese Kalkformation geht nach Süden bis nach Blaawbank und Wonderfontein. In dem Kalkgebirge finden sich Höhlen (Caves) von so bedeutender Ausdehnung, daß Flüsse, wie der Wonderfontein, meilenweit unterirdisch fließen.

Mr. Nolland hat mehrere dieser Höhlen, die in der Nähe seiner herrlich gelegenen Farm sich befinden, erschlossen. Der Eingang der Höhlen liegt gewöhnlich auf der Einsenkung einer Kopje, umgeben von etwas Buschwald. Die Höhlen sind so umfangreich, daß Nolland vor Ankunft der Engländer einen Teil seiner Vorräte und Haustiere dort verborgen hatte.

Eine von den Höhlen hat er sogar mit einer Acetylengaseinrichtung versehen, weil dieselbe wunderbar schöne, domartige Hallenräume birgt, deren Wände und Gewölbe mit herrlichen, schneeweißen, glitzernden Kalkkrystallen bedeckt sind. Diese

Kryſtalliſation von kohlenſaurem Kalk hat in ſo feinen glasartig durchſichtigen Nadeln ſtattgefunden, daſt man ſich beim Anhalten an den Wänden der Höhle die Nadeln in die Finger einſtechen kann. Es finden ſich dort auch ſtalaktitiſche und ſtalagmitiſche Bildungen in Form von Säulen, Kegeln und Draperien, wie in den Höhlen der fränkiſchen Schweiz; aber alle dieſe Bildungen ſind mit den wunderſamen Kalkkryſtallen in tauſendfacher Verästelung wie mit Eiszucker überzogen. Die Säulen ſind durchſcheinend für Licht und haben beim Anſchlagen einen hellen Klang. Am weißen Kryſtallboden der Höhle fließt ein Bach dahin, der unterirdiſch weiter verſinkt. Knochenüberreſte oder andere Zeichen von Tieren oder Pflanzen habe ich dort nicht finden können; doch führte uns Nolland auf einige Kopjen in der Nähe, wo enge Steinſpalten in die Tiefe führten; dort fanden ſich ganze Kalkblöcke von verſteinerten Tierknochen durchſetzt. Dann führte er uns zum Eingang einer anderen Höhle, in welcher er und ſein Bruder znm erſtenmal eingeſtiegen waren und wo ſie Gerippe von Affen u. ſ. w. gefunden haben wollten.

Dieſe Höhle wählte ich und ein Ambulanzmann für den 24. Mai, Chriſti-Himmelfahrtstag, zu einer Entdeckungsreiſe aus, die uns bald übel bekommen wäre. Der Ambulanzmann nahm ſein Zweirad, ich ritt zu Pferd von Krügersdorp aus dorthin. Wir hatten Lichter, ein Seil, eine Rolle Bindfaden und etwas Mundvorrat mitgenommen. Mein Pferd band ich eingangs der Höhle an eine Mimoſe, in deren Aeſten zahlreiche Webervögel ihre zierlichen Neſter aufgehängt hatten, mein Fox hielt Wache dabei.

Nolland hatte uns ſchon geſagt, daß das Vorwärtskommen in der Höhle ſehr ſchwierig wäre, und man eine halbe Stunde lang platt auf den Boden gedrückt fortkriechen müßte. Als wir in den Schacht einſtiegen, mußte ich an die Höhlenforſcher des Lurloches bei Graz denken, doch ließ ich die böſe Vorahnung nicht weiter aufkommen. Wir mußten thatſächlich längere Zeit ganz flach vorwärtskriechen, dann kamen wir in eine weite Halle, welche mit einer dunklen, trockenen, ſtaubartigen Erde am Boden bedeckt war, während von der Decke Tropfſteingebilde herabhingen, deren Oberfläche aber vollſtändig glatt und nicht mit Kalknadeln bedeckt war. Den Bindfaden führten wir als leitende Schnur mit uns. Weiter unten wurde der Schacht wieder enger und ſtürzte abhängend in eine feuchte, 5 m tiefe Kluft ab, an deren Rand ſchon ein dickes Tau befeſtigt war. An demſelben kletterte der Ambulanzmann und dann ich hinab; am Boden des Abſturzes floß ein Bach, aber Knochenüberreſte fanden wir nirgends.

Beim Rückwärtsſteigen half ich zuerſt dem Ambulanzmonn an der überhängenden glatten Felswand empor, dann wollte ich nachklettern; allein an dem feuchten, dicken Tau konnte ich

nicht emporkommen; der Ambulanzmann stieg wieder herunter und half mir hinauf, weil ich glaubte, daß er, der länger und dünner war wie ich, leichter mit meiner Hilfe heraufkäme; aber trotz aller Anstrengung war es unmöglich. Der Felsen war zu überhängend, das Gestein zu scharfkantig und glatt, bot keinen Vorsprung zum Einhalten, beim Emporklettern klemmten sich die Hände zwischen Tau und Felswand schmerzhaft ein, der oberste Eingang zur Kluft war so schmal, daß man sich nicht anstemmen konnte. Nach wiederholten Versuchen mußte ich ihn ermattet mit zerschundenen Händen zurücksinken lassen. Unser eigenes Seil hatten wir unvorsichtigerweise in dem engen Teil der Höhle zurückgelassen. Da nun die Kerzen rasch zur Neige gingen, mußte ich das Ende des Bindfadens, das mein Ambulanzmann in der großen Tropfsteinhöhle zurückgelassen hatte, auffinden. Nach vielfachem Hin- und Hersuchen fand ich es auch endlich in jener großen Halle, nachdem ich mich noch einigemale in ihren verschiedenen Ausgängen verirrt hatte, beim Scheine unserer letzten Kerze und hatte mich nach einer weiteren halben Stunde wieder zum Tageslicht emporgearbeitet.

Fox saß noch am Eingang der Höhle, seine Freude, mich wiederzusehen, wollte kein Ende finden, aber mein Pferd war weg; es war vom Riemen, dessen Ende noch am Baume hing, losgerissen. Schnell bestieg ich meines Ambulanzmannes Zweirad, stürzte einmal, weil es zu hoch für mich gebaut war, konnte aber doch einen etwa eine Stunde entfernten Winkel (Kaufladen) erreichen und erzählte dem englischen Besitzer mein Anliegen wegen des in der Höhle gefangenen Ambulanzmannes. Der Engländer war ziemlich kühl, gleichgültig und unzugänglich, gab mir aber doch nach wiederholtem Bitten einen Kaffern mit einer Stange mit; ich kaufte noch bei dem Engländer mehrere Kerzen, einige Flaschen Ingwerlimonade (Ginger-Ale) zur Stärkung und eilte dann zur Höhle zurück.

Der Kaffer und ich stiegen nun wieder in die Höhle ein und holten mit Hilfe der Stange und unseres Seiles den Gefangenen heraus.

Mein Pferd weidete auch nicht weit vom Eingang der Höhle; es hatte sich des guten Futters wegen losgerissen. Ermüdet, aber doch recht des Lebens froh, sattelte ich, da es bereits zu dämmern begann, rasch auf und kehrte mit dem geretteten Ambulanzmann in der mondhellen Nacht zurück nach Krügersdorp, wo die Unsrigen bereits in banger Sorge auf uns warteten.

Der einfache schwarze Naturmensch, den wir durch ein Geschenk von 10 Schillingen und etwas Tabak an diesem Feiertage hoch beglückten, hatte uns durch seine menschenfreundliche Hilfeleistung mehr genützt, als es irgend ein Weißer vermochte: er hat uns das Leben gerettet, in einer Lage, die für ihn selbst gefährlich war.

Kapitel XVIII.

Hiobspost von Mafeking, Kroonstadt, Vereeniging. — Urlaubszeugnisse für Befreiung vom Kriegsdienst. — Aufforderung des Staatspräsidenten zum Kommandodienst. — Flucht der Burenfamilien. — Der Fahnenwechsel auf den Minen und Farmhäusern. — Das Gefecht am Klipriver und Dornkoop. — Unsere Verwundeten und Toten. — Mit der Ambulanz über das Schlachtfeld nach Johannesburg. — Der Farbenwechsel in Johannesburg. — Anarchie in Krügersdorp. — Auf der Farm des Buren Fürstenberg. — Von der Außenwelt abgeschnitten.

In Krügersdorp waren inzwischen Hiobsposten aus allen Himmelsrichtungen eingelaufen. Es kamen mehrere junge Deutsche, welche vor Mafeking gekämpft hatten, mit fast geheilten Schüssen in den Armen, in der Brust und in den Beinen an, welche meldeten, daß die Lage der Buren dort keineswegs günstig zu bezeichnen sei; auch Dr. Bertelsmann von unserer Ambulanz, der im Marikolager vor Mafeking als Arzt thätig gewesen war, kam mit der letzten Post (Seite 259) durchgefahren mit der Absicht, nach Deutschland zurückzukehren; derselbe teilte uns mit, daß er zwar viele kranke Buren dort verpflegt habe, daß aber chirurgische Fälle sehr selten gewesen seien. Die Buren hatten wohl die Kaffernvorstadt genommen, konnten sich aber nicht zum Sturme auf Mafeking entschließen.

Ein verwundeter junger Deutscher (er war früher badischer Artillerist), welcher den Sturm auf die Kaffernvorstadt von Mafeking mitgemacht und bei Erstürmung des Forts, wo auch die Kaffern auf die Buren schossen, einen Schuß ins Kniegelenk bekommen hatte, erzählte uns die traurigsten Verhältnisse von dort. Es war bekannt, daß die Belagerung so lässig betrieben wurde, daß ungestört Nachrichten aus Mafeking herausgebracht werden konnten; es sollen auch englische Gefangene für mehrere Flaschen Whisky ausgetauscht worden sein. Eloff, der anfangs Mai endlich den Sturm auf Mafeking beschloß, ließ Freiwillige aufrufen, aber nur einige Hunderte meldeten sich, von denen wiederum nur gegen 200 fest entschlossen waren. Er drang mit 90 Freiwilligen, Holländern und Deutschen, in das Fort ein, während die Buren selbst weit zurückblieben und keine Verstärkung schickten, so daß er mit den wenigen Tapferen sich nach 24stündiger Gegenwehr ergeben mußte (am 12. Mai). Am 17. Mai wurde General Snymann durch Mahon zur Aufgabe der Belagerung Mafekings gezwungen.

Bei Kroonstadt war es ähnlich ergangen. Auch dort leisteten die Buren am 11. Mai der Kavalleriedivision unter French keinen Widerstand, so daß Präsident Steijn gerade noch der Gefangenschaft dadurch entging, daß 60 Reiter vom Ausländer-Korps ihn beschützten. Während diese abgesattelt hatten, soll es sogar vorgekommen sein, daß die fliehenden Buren ihren eigenen Leuten die Pferde zur Flucht wegnehmen wollten; doch wurden sie daran verhindert, indem die anderen zu schießen drohten.

In jener Zeit kamen auch viele Buren nach Krügersdorp, welche keine Freude mehr am Kriege hatten und zu ihren Farmen heimwärts zogen. Ich erinnere mich eines verwundeten Buren, eines tapferen Mannes, der darüber sehr traurig war und nur immer wiederholte: »Dokter de Orlog is gedan« (mit dem Kriege ist es aus). Er konnte es nicht glauben, daß so viele seiner Kameraden heimwärts ziehen wollten.

Manche von den Buren-Aerzten unterstützten leider dieses Verlangen der Buren, nach Hause entlassen zu werden, indem sie den Leuten in der Front sehr freigebig Urlaub zugestanden. So erinnere ich mich eines jungen Afrikaanders im Alter von 20 Jahren, der sich durch ein solches ärztliches Zeugnis vom Dienste an der Front losschraubte; sein Vater war Minenunternehmer in Krügersdorp. Der kräftige Junge kam angeblich wegen eines schweren Knochenleidens an den Beinen nach Hause; Ich konnte aber außer einer alten, vollständig schmerzlosen Knochen-Verdickung an dem einen Schienbein (infolge früherer englischer Krankheit), welche ihn gar nicht hinderte, später nach Pretoria und zurückzureiten, keine Krankheit finden. Er war dann einer der ersten, welche nach Einzug der Engländer in Krügersdorp Dienste für dieselben bei der Minenpolizei thaten und immer mit englischen Offizieren verkehrten.

Das betreffende Zeugnis lautete:

Wolmarans-Stad 18. 5. 00.

Adressat: Veld-Cornet Kemp, Krügersdorp-Lager.

Wohledler Herr!

Ik heb H. W. Rossell zijn beenen gezien. Hij is op t'oogenblik nog bekwaam tot dienst. Maar indien hij met zulks voort gaat staat hij de grootste gevaar van voor de overige van zijn leven ongelukkig te blijven daar hij vooral een been heel gemakkelijk verlooren kan. Er is een verrotting in de been. Daarom zow ik raaden naar huis te keeren tot betere behandeling

Ik ben

Dr. B. Burger.

* * *

Aan J. M. van Wijk, Commandant.

Ik heb geen bezwaar tegen Dr. Certificat. Russell is thans onbekwaam en heb ik geen dienst van hem. Thans het beste is hem per postkar terug te zenden.

18. 5. 1900. Jan Kemp, Veld-Cornet, Wijk I.

* * *

Verloof toegestaan per postkar terug te keeren.

18. 5. 1900. Commandant.

* * *

Ich habe H. W. Rossell sein Bein gesehen. Er ist für den Augenblick noch im Dienst, aber wenn er solchen noch weiter macht, so läuft er die größte Gefahr, für sein übriges Leben unglücklich zu bleiben, da er sein Bein allmählich ganz verlieren kann. Es ist in dem Beine eine Verrottung; deshalb rate ich ihm, nach Hause zurückzukehren, um es behandeln zu lassen.

Ich bin Ihr

Dr. B. Burger.

(Dieser Dr. Burger hatte die Lizenz dritten Grades in Edinburgh, Schottland, erworben.)

* * *

Auf der Rückseite dieses Schreibens stand der Bericht des Feldkornets an den Kommandanten, wie folgt:

Adressat: J. M. von Wijk, Kommandant, Krügersdorp.

„Ich habe keine Einwendung gegen das ärztliche Zeugnis. Russell ist kränklich; er kann mir keinen Dienst thun, deshalb ist es das Beste, ihn mit der Postkutsche zurückzusenden."

18. 5. 00. Jan Kemp,
Feldkornet Wijk I, Krügersdorp.

* * *

Darunter schrieb der Kommandant:

„Erlaubnis zugestanden, mit Postkarre zurückzukehren."

* * *

Damals standen die Engländer bei Vereeniging südlich von Krügersdorp und drohten die Buren bei Fourteenstreams und Wolmeranstad abzuschneiden.

Da derartige Unregelmäßigkeiten öfters vorkamen, so wurde am 25. Mai 1900 folgender Beschluß des Kriegsrates durch Anschlag des Landdrostes bekannt gegeben: „An die Ortsbehörden

ist folgendes Telegramm im Namen des Kommandanten-Generals in Vereeniging abzuliefern: Vom Kommandanten-General in Vereeniging an alle Landdrosten und Friedensrichter, meine Kommissionäre, verantwortlichen Beamten, Feldkornette und Kommandanten der Z.-A. R.: Vom 15. 5. 00. Folgender Beschluß wurde gestern durch den Kriegsrat gefaßt: Alle diejenigen, welche von den Kommandos weglaufen, und solche, die liegen bleiben und kein Gehör geben auf den Aufruf der Feldkornette, und solche, die sich auf andere Weise dem Kommandodienst entziehen, ohne Urlaub vom Feldkornet und Kommandanten, sollen gestraft werden durch Konfiskation aller ihrer ruhenden Güter; wenn sie sich innerhalb der durch den Feldkornett bestimmten Zeit nicht wieder an ihr Kommando anschließen, sollen sie bestraft werden mit der Strenge des Gesetzes. Der Kommandant-General wird ermächtigt, diesen Beschluß an die Regierung zu telegraphieren. Der Landdrost fügte dem Telegramm noch die Mahnung bei: Ich trage Euch auf, selbst und durch die Assistent-Feldkornette diesen Beschluß jedem zu Hause befindlichen Bürger bekannt zu machen, ebenso auch an Bürger, die mit ihrem Vieh verzogen sind, da ich angehalten bin, diesen Beschluß auf das Strengste auszuführen, auf daß niemand sich später auf Unkenntnis berufen kann.

Unter dem Anschlag am Landdrostenkontor stand dann noch, wie alle Tage, ein Kriegsbericht:

Van H. T. D. aan Directeur.

Oorlogsbericht 25. 5. 00 (5 uur n. m.)

Zuidergrens: Genl. Du Toit bericht dat de burgers bijna eenparig opkomen en in de beste stemming zijn om tot het uiterste te strijden. Gisteren werd bericht ontvangen dat te vijand de Vaalriver bij Groblersdrift (nabij Parijs) is door getrokken. Er zijn maatregelen genomen om hem te stuiten.

Vrijstaat: Omtrent de inneming van Heilbron door de burgers wordt nog vermeld dat Asst. Hoofd Comdt. den vijand achtervolgde tot nabij Wolvhoek. —

Algemeen: Te Durban is officieel bekend gemaakt dat de pest aldaar is uitgebroken. —

Volgende telegram uit naam van Staats President te zenden aan dezelfde authoriteiten als telegram heden middag Van Wd. Comdt. Generaal begint: Van Staats President aan kriigsofficieren, Landdrosten enz. 25. 5. 1900 met betrekking tot circulaire telegram van Wd. Comdt. Genl. heden, draagt de Regeering U op daar aan onmiddelijke uitvoering te geven.

* * *

(Uebersetzung: Vom Haupttelegraphendirektor an den Telegraphendirektor.)

Kriegsbericht: 20. 5. 00 (5 Uhr Nachmittag).

Südgrenze: General Du Toit berichtet, daß die Bürger einmütig zusammenstehen und in der besten Stimmung sind, bis aufs äußerste zu kämpfen. Gestern wurde Bericht empfangen, daß der Feind*) durch den Vaalfluß bei Groblerdrift (nahe bei Parijs) gezogen ist. Es sind Maßregeln getroffen worden, um ihn aufzuhalten.

Vrijstaat**): Ueber die Einnahme von Heilbronn durch die Bürger wird noch gemeldet, daß Assistent-Haupt-Kommandant den Feind verfolgte nahezu bis Wolvehoek.

Allgemeines: Zu Durban ist offiziell bekannt gemacht, daß die Pest dortselbst ausgebrochen ist.

Folgendes Telegramm im Namen des Staats-Präsidenten ist an dieselben Behörden zu senden, wie das Telegramm seiner Wohledeln des Kommandant-Generals von heute Mittag (siehe Seite 268): Vom Staats-Präsidenten an die Kriegsoffiziere, Landdroste u. s. w. 25. 5. 1900. Mit Bezug auf das heutige Zirkular-Telegramm des Wohledeln Kommandant-Generals trägt die Regierung Ihnen auf, unmittelbare Ausführung zu veranlassen.

* * *

Weiter wurde gemeldet, daß am 23. Mai die Brücke über den Rhenosterspruit und am 25. Mai die Eisenbahnbrücke über den Vaal bei Vereeniging hinter dem letzten Eisenbahnzug von den Buren in die Luft gesprengt worden sei. Daß also die Engländer von Süden her in der Richtung auf Johannesburg im mehreren Kolonnen im Anmarsch seien. Am 28. und 29. Mai war über Nacht die ganze Gegend um Krügersdorp von fliehenden Burenfamilien, die dort mit ihren Ochsenwagen Rast machten, erfüllt; Eisenbahnzüge brachten Tag und Nacht von Klerksdorp und Fourteenstreams rückziehende Buren-Kommandos unter General Botha und de la Rey. Die umliegenden Farmen zogen auf den Dächern schon jetzt zum Zeichen der freiwilligen Uebergabe weiße Flaggen auf, auch die Minen wechselten ihre Farbe. Es gab solche, die vor dem Krieg die amerikanische Flagge zeigten, während des Krieges bis zur Ankunft der Engländer die deutsche Flagge gehißt hatten, und nun bei Annäherung des Feindes wiederum die amerikanische oder auch die englische Flagge hißten.

---

*) Unter General French mit Hutton zwischen Lindequee und Parijs, General Broadwood an der Lindequee-Drift selbst.

**) De Wet hatte am 22. Mai Heilbronn nach hartnäckigem Kampfe an Hamilton verloren, das Dorf aber vorübergehend wieder erobert und verfolgte den Feind über den Rhenosterspruit fast bis zum Vaalfluß.

Von einem Augenzeugen wurde mir erzählt, daß bereits am 27. Mai, noch ehe die englischen Truppen da waren, auf einer Mine bei Roodepoort (2 Stunden östlich von Krügersdorp) mehrere englische Offiziere ganz allein mit dem amerikanischen Geschäftsführer der Mine zu Abend gegessen hatten. —

Am 29. Mai in aller Frühe ließ der Feldkornet von Krügersdorp alle Pferde, die in Krügersdorp aufzutreiben waren, vor das Landdrostengebäude bringen und unter die Buren verteilen; auch mein Pferd hatte man mir aus dem Stalle des Roten Kreuz-Spitales genommen. Ich hatte viele Mühe, dasselbe vom Feldkornet wieder zu bekommen, indem Dr. von dem Borne und ich ihm androhten, daß alle kranken Buren sofort aus dem Spital gewiesen würden, wenn mein Pferd nicht wieder zur Stelle käme. Am gleichen Vormittag hörten wir Kanonen-

Nordenfeld-Maxim- und Kruppgeschütz der Buren bei Doornkop.

donner von den Höhen südöstlich von Krügersdorp und ritten in Begleitung zweier Ambulanzwagen hinaus in der Richtung nach Doornkop. Dort hatten die Buren auf der Höhe des Klipspruitthals, den Klipriviervergen gegenüber, feste Stellung eingenommen.

Es war ein klarer, wolkenloser Tag. Wir konnten von den Höhen des Doornkop aus jenseits des Flusses deutlich die englischen Kanonen aufblitzen sehen; vor uns in langen Schützenlinien auseinandergezogen lagen in guter Position hinter Felsen die Buren auf den Höhenzügen des Randes zerstreut; weit in der Ferne gegen Süden sahen wir durch die vom heißen Sonnenschein zitternde Luft englische Kavallerie gegen das Thal herabreiten. Auf unserer Seite fuhren Kruppgeschütze auf; ein Nordenfeldt-Maximgeschütz unter Major von Dalwigk trat in nächster Nähe von uns in Thätigkeit.

Das unheimliche, oft wiederholte Pom-pom dieses Geschützes, das Knattern des Kleingewehrfeuers durchzitterte die Luft. Die Engländer beantworteten das Geschützfeuer der Buren mit anwachsender Heftigkeit; leichte, weiße Wölkchen erschienen in der Luft über den Burenpositionen, kurze Explosionen folgten. Die Engländer begannen Shrapnels herüber zu werfen; sie hatten bald die Stellung der Kruppgeschütze gefunden, Lyddit-bomben schlugen in rascher Reihenfolge in der Nähe derselben ein. Auch die Engländer hatten sich Nordenfeldt-Maximgeschütze nachschicken lassen, und in unaufhörlicher rascher Folge schlugen die kleinen Granaten vor uns auf den Kopjen ein. Man konnte deutlich das Sausen derselben durch die Luft verfolgen und die Explosionsstellen an kleinen grauen Rauchwölkchen erkennen.

Unsere Stellung befand sich am Eingang eines verlassenen Stollen einer Mine, in gerader Linie hinter den Kruppgeschützen; das war ein Fehler, denn es dauerte nicht lange, als die englischen Granaten, die den Kruppgeschützen galten, mit schauerlichem Sausen uns über den Köpfen wegflogen und einige hundert Meter hinter uns in einer flachen Mulde einschlugen. Mächtige braune Staubwolken wirbelten auf; einige Kaffern, die neben mir standen, sprangen in den Graben der Mine und rissen mich im Sprunge mit hinab; doch war kein Unheil geschehen. Die anderen Kaffern wollten mit den Ambulanzwagen davonfahren, und hatten wir gerade noch Zeit, die Wagen aufzuhalten und durch die gefährdete Mulde hindurch auf der anderen Seite eine Anhöhe zu erreichen. Hinter dem Damm einer anderen Mine fanden wir Schutz. Zwei von den Schwestern waren mitgefahren; dieselben hatten sich sehr tapfer benommen.

Am südlichen Rande unserer Anhöhe stand das verlassene Haus eines Minenverwalters. Dieses hatte Dr. von dem Borne als Standort für unsere Ambulanz ausersehen. Ich warnte davor, weil das Haus vollkommen frei lag. Wir konnten von demselben das ganze Thal des Klipspruit und die Klipriverberge, also das ganze Schlachtfeld übersehen. Allmählich zog über die Gegend immer mehr Rauch und Staub hin, denn die explodierenden Geschosse hatten das Steppengras, soweit wir sehen konnten, entzündet. Immer noch deutlich aber konnten wir in der Ferne das Aufblitzen der feindlichen Geschütze beobachten. Gegen Abend zogen sich die Buren langsam durch die Mulde an unserer Anhöhe herauf.

Unsere Ambulanzleute befestigten an einer Stange die Rote Kreuz-Flagge über dem Haus; die Schwestern waren dabei behilflich; kaum war die Fahne aber am Dache befestigt, so kamen drei Granaten rasch nacheinander dahergesaust und explodierten mehrere Meter vor uns im Garten des Hauses. Eiligst mußten wir den Platz verlassen. Wir suchten in der Verwirrung in langen Sekunden nach dem hinteren Ausgang des Gartens, als

auch schon die vierte Granate vor dem Hause einschlug. Unsere Ambulanzleute hatten die Rote Kreuz-Flagge vergessen. Ich schickte einen von ihnen zurück, während ich in der Nähe des Hauses stehen blieb. Zu seiner Ehre muß ich es gestehen, daß er die Flagge auch holte. Alsdann fuhren wir mit den Wagen hinter die Anhöhe, wo wir in voller Sicherheit das furchtbare Schauspiel bis zum Abend weiter beobachten konnten.

Gegen Sonnenuntergang kamen müde und schwach zwei alte verwundete Buren den Berg heraufgeritten; Dr. von dem Borne mit einer Schwester fuhren denselben, obwohl noch manche Granate in der Mulde krepierte, entgegen und brachten sie zu unserem Ambulanzwagen zurück. Dort schnitt ich ihnen die Kleider auf. Der eine mit grauem langen Haare, weißem

Feldkornet Du Toit mit fünf Wunden durch ein Lee-Metfordgeschoß.

Vollbarte hatte einen Schuß in das rechte Bein, einen zweiten durch den rechten Arm erhalten; der andere, ein hagerer, langbärtiger Mann mit feingeschnittenem Gesichte hatte fünf Wunden durch ein Lee-Metfordgeschoß; dasselbe war durch den rechten Oberarm, rechten Brustmuskel, die linke Lungenspitze und durch den linken Oberarm gegangen; das linke Schlüsselbein war zerschmettert, ein Teil desselben war durch eine große Wunde nach außen gedrungen. Der Verletzte war der Feldkornet von Krügersdorp Du Toit. Er klagte aber nicht über seine Wunden, sondern jammerte nur fortwährend, daß seine Leute aus den Positionen fortgelaufen waren. Es war ein feierlich ernster Augenblick, als dieser tapfere Mann das traurige Schicksal seines

Volkes bedauerte. Ich verband ihm und dem andern die wenig blutenden Wunden, ohne auszuwaschen — Wasser gab es überhaupt keines — mit sterilisierter trockener Gaze.

Das waren zwei wetterharte mannhafte Kämpfer, zähe Landleute, welche an ihrer altväterlichen Gotteslehre ebenso festhingen, wie an ihrem unabhängigen Vaterland. Sie sprachen wenig, hatten ein klares Auge und eine im Kampfe sichere Hand. Beide Verwundete waren in einigen Wochen wieder geheilt. Gewiß ein Glücksschuß, wenn man die Nähe der großen Gefäße am Hals berücksichtigt. —

Auf dem Heimweg luden wir noch mehr Verwundete auf und erreichten über Roodepoort spät in der Nacht wieder unser

Haarseilschuß durch die Bauchmuskeln; Einschuß am Nabel, Ausschuß außen am rechten Oberschenkel; der Schußkanal in der Mitte des Verlaufes geplatzt (Lee-Metfordgeschoß).

Hospital zu Krügersdorp. Dort begann erst die eigentliche Arbeit: das Lagern, Ordnen der Verwundeten, die alle müde, durstig und in sehr trauriger Stimmung waren; denn die Buren hatten unter General Botha den Anmarsch der Generäle French und Hamilton nicht aufhalten können.

Lord Roberts erschien gleichzeitig im Osten von Johannesburg, so daß French durch das Klipriver-Thal unter einem Vorstoß auf Roodepoort, das noch in der Nacht vom 29. auf den 30. von den Engländern besetzt wurde, auf die Wasserwerke südlich von Johannesburg vorgehen konnte. Lord Roberts sandte am 30. Mai einen Parlamentär nach Johannesburg zu dem Kommandanten Krause, der die Stadt nach 24stündigem

Aufschub übergab. Am 31. Mai hielt der englische Feldmarschall seinen Einzug in Johannesburg.

Die Buren zogen sich, um nicht von Pretoria abgeschnitten zu werden, alsbald nordwärts von Krügersdorp und Johannesburg zurück. Wir in Krügersdorp sahen merkwürdigerweise einstweilen nichts von den Engländern, die sofort von Johannesburg nordwärts weiterzogen.

Fast die halbe Nacht vom 29. zum 30. Mai hatten wir im Spital alle Hände voll zu thun, denn es kamen noch manche von den durchziehenden Buren, um verschiedene leichte Verwundungen sich verbinden zu lassen.

Unter den Verwundungen waren mehrere, die man für Verletzungen durch Dum-Dumgeschosse hätte halten können. Es waren meistens solche, bei denen Knochensplitter durch die Haut gerissen worden waren, oder das Geschoß bei seinem Laufe dicht unter der Haut dieselbe zum Platzen gebracht hatte. Manche Geschosse hatten in querer Richtung den Bauch und Unterleib durchbohrt; diese Verletzungen verliefen aber, wie die übrigen, günstig, weil sie nicht mit der Sonde untersucht, sondern ohne Berührung mit den Fingern von Anfang mit sterilisierter oder antiseptischer Gaze (Sublimatgaze) trocken verbunden worden waren. Auch mehrere Verletzungen am Rücken, bei welchen die Kugel zurückgeblieben war, kamen zur Beobachtuug; es waren dies jene Buren, über deren Positionen wir die Shrapnels mit weißen, runden Wölkchen hatten platzen sehen. Auch diese Verletzungen verliefen fast ohne Eiterung gut.

Auch ein Pferd habe ich in jener Zeit verbunden, es hatte eine starkblutende Wunde am rechten Vorderfuß; eine Lee-Metford-Geschoß war von vorn nach rückwärts glatt durch den Knochen gegangen, ohne denselben zu zertrümmern. Einem anderen Pferd war das Geschoß hinter dem Ohre in den Hals gedrungen und hatte durch die Muskeln seinen Lauf der Länge nach bis hinten zum Rücken des Pferdes gefunden, ohne dasselbe schwer zu verletzen.

Am 30. Mai in der Frühe fuhr noch einmal Dr. Stephan auf das Schlachtfeld hinaus, geriet dabei in englische Hände bei Roodepoort, wurde von den englischen Kollegen freundlich bewirtet und brachte außer einigen leichtverwundeten Buren einen großgewachsenen blonden Buren mit ins Hospital, dem ein Lee-Metford-Geschoß auf der rechten Seite in den Schädel eingedrungen war. Eine ganz kleine, rundliche Wunde mit geringer Blutung bezeichnete den Ort der schweren Verletzung. Niemand kannte den Buren, er hatte auch keine Identitätskarte bei sich; derselbe kam nie mehr zu klarem Bewußtsein, obwohl er unruhig und aufgeregt mehrmals in der Nacht aus dem Bette aufstand und mit unklaren Worten öfters nach seiner Frau verlangte. Er starb nach mehreren Tagen trotz Operation un-

gekannt und vergessen; nur vier Buren von Krügersdorp gaben ihm das letzte Geleite.

Dr. von dem Borne und ich fuhren am 2. Juni mit Ambulanzwagen nach Roodepoort, Florida und Johannesburg, um etwaige verwundete oder tote Buren, welche noch in englischen Händen waren, zu übernehmen. Es wurden einige Buren vermißt, Tote sollten noch auf dem Schlachtfeld liegen; nach diesen sollten wir Umschau halten. Der Feldkornet Fourie von Krügersdorp, der durch einen Granatsplitter früher bei Colenso am Fuße leicht verwundet und seit dieser Zeit wegen leichten Hinkens in Krügersdorp zurückgeblieben war, gab uns zu diesem Zwecke folgenden Paß mit:

Krugersdorp, June 2nd 1900.

To the Officer in charge, English Forces, Roodepoort.

Dear Sir!

Will you kindly allow Dr. v. d. Borne and Dr. Fessler to go to the battlefield and see if any of our dead are still there.

I have the honor to be
Yours truly

W. Fourie.
Field-Cornet.

(An den englischen Kommandanten in Roodepoort.

Geehrter Herr!

Wollen Sie höflichst Dr. v. d. B. und Dr. F. gestatten, auf das Schlachtfeld zu gehen und nachzusehen, ob irgend welche von unseren Toten noch dort sich befinden.

Ich habe die Ehre zu sein
Ihr
aufrichtiger
W. F.)

In Roodepoort wurden wir am Bahnhofe von den englischen Vorposten angehalten, und Colonel Mapleton visierte unseren Paß. Das Bild Seite 276 zeigt rechts den Bahnhof, im Hintergrund die Häuser der Minenleute.

Auf dem Schlachtfelde fanden wir keine toten Buren mehr; die Verwundeten hatten die Engländer nach Johannesburg mitgenommen. Weit in der Ferne sahen wir in östlicher Richtung zahlreiche Ambulanz- und Gepäckwagen abziehen, mächtige braune Staubwolken bezeichneten ihren Weg. Die Steppe war öde und verlassen; ein Sekretärvogel schritt langsam durch das Riedgras; dort in der Ferne stand traurig ein Pferd, immer am gleichen Platze; wir ritten darauf zu, ein schwarzer Körper lag unbeweglich am Boden, wir dachten an einen hilflosen Krieger. Jedoch als wir näher kamen, erkannten wir ein schwer verwundetes

Pferd, welches von seinem Kameraden nicht verlassen worden war. — Englischen Patrouillenreitern begegneten wir öfters; doch wurden wir nicht behelligt. (Siehe Bild untenstehend.)

Am Bahnhof zu Roodepoort wird von den Engländern (Colonel Mapleton) unser Paß visiert.

Unsere Ambulanz auf dem Schlachtfeld von Doornkop und englische Patrouille.

Dann ging es weiter nach Florida; dort war eine Besatzung der australischen Freiwilligen, große, bärtige Gestalten. Von hier erhielten wir weiteren Paß nach Johannesburg.

Das Aussehen Johannesburgs war ganz verändert. Alle Straßen voll von englischem Militär; mehrmals wurde unser

Wagen von englischen Posten angehalten, bis wir vor das Krankenhaus kamen. Dort ließen wir unsere Ambulanzleute bei dem Wagen im schönen mit Cypressen und Eukalyptus bepflanzten Park zurück und gingen zu Fuß zum Gouvernementsgebäude. Alle Straßen waren in englischen Farben reich beflaggt; besonders die englischen Geschäftshäuser und Verkaufsläden, die vor wenigen Wochen noch geschlossen waren, zeichneten sich aus durch ihren Fahnenschmuck. Von allen Fenstern und Altanen hing der Union-Jack in großen und kleinen Exemplaren herunter; die Damen auf den Straßen gingen in englischen Farben gekleidet. Diese Aufdringlichkeit der Gefühle machte einen widerlichen Eindruck, indem wir uns erinnerten, daß gerade von hier der erste Anstoß zu diesem schrecklichen Krieg ausgegangen war. Im Gouvernementsgebäude erhielten wir durch Major Francis Davies und Colonel Colin Mackenzie (der erstere war Militär-Polizeikommissär, der zweite Militärgouverneur von Johannesburg) den Paß für den Aufenthalt in Johannesburg und zum Besuche des Krankenhauses für 24 Stunden. Das Goldfield-Hotel wurde uns auf unsere Kosten als Wohnung angewiesen; abends 7 Uhr mußten wir zu Hause sein. Major Davies behandelte uns sehr kurz, fast grob und rücksichtslos, obwohl wir als Vertreter des Roten Kreuzes uns legitimierten; wir bekamen wohl Erlaubnis, die gefangenen und verwundeten Buren besuchen zu dürfen, aber mit nach Hause durften wir sie nicht nehmen. Unter denselben war eine Schädelverletzung und ein schwerer Armbruch mit Wundfieber.

Es wurde uns nicht erlaubt, am gleichen Tage nach Krügersdorp (zwei bis drei Stunden zu Pferd) zurückzukehren; wir mußten übernachten. Als wir abens vom Krankenhaus in unser Hotel zurückkehrten, wimmelten alle Straßen von Militär in Khaki; auch die Bars waren dicht besetzt. In einem Straßengraben am Bahnhof, in der Nähe des Stadtparkes, fanden wir einen schwer betrunkenen Tommy, der zwei Whiskyflaschen mit den Armen fest umschlungen hielt — ein scheußlicher Anblick. Erst am folgenden Mittag, es war ein Sonntag, konnten wir das Johannesburger Gouvernementsgebäude, über welchem die britische Flagge wehte, wieder verlassen. —

Unseren Verwundeten im Spital zu Krügersdorp war es inzwischen ordentlich gegangen. Die Wunden heilten ohne Fieber merkwürdig rasch. Die Frauen von Krügersdorp thaten für die Kranken, da die Kasse des Roten Kreuz-Komitees leer war, sehr viel.

Im übrigen herrschte von nun an in Krügersdorp eine schreckliche Unordnung, die förmliche Anarchie. Einige Komiteemitglieder des Roten Kreuzes wollten an Stelle des Dr. von dem Borne einen anderen Arzt von Krügersdorp in das Spital hereinbringen, wobei eine wegen ihrer Herrschsucht von uns

ausgewiesene Pflegerin mithalf. Sie veranlaßten sogar den Landdrost Humann, einen großen, starken Buren, eine Komiteesitzung im Spital zu erzwingen. Dr. von dem Borne stellte zum Schutze des Spitals einen Deutschen, der früher bei Mafeking in einer Ambulanz thätig war, auf, um den Eindringlingen den Zutritt zu verwehren. Zwischen beiden kam es zu Thätlichkeiten, in welchen der Landdrost anfangs den kürzeren zog, der Deutsche zum Schlusse aber doch überwältigt und in den Tronk (Gefängnis) gesteckt wurde.

Gegen 5 £, die von den Buren und Deutschen gesammelt wurden, konnte der Gefangene allerdings sofort wieder freigelassen werden, aber am nächsten Morgen war Gerichtssitzung. Der Landdrost war Ankläger, der Staatsanwalt (der Schwiegersohn des Landdrostes) war zu gleicher Zeit Verteidiger des Landdrostes. An den Deutschen wurden eine Reihe von Fragen gestellt, die so spitzfindig gehalten waren, daß sie nur zu Gunsten der Anklage beantwortet werden konnten. Die aufgerufenen Zeugen mußten in Schranken vortreten, die von einem Kaffern bewacht wurden. Auch die Zeugen durften den Hergang nicht erzählen, sondern mußten mehrere an sie gerichtete Fragen beantworten, während der Landdrost als Ankläger den ganzen Vorfall nach seiner Art erzählen mußte. Darauf ergriff der Staatsanwalt das Wort und verurteilte den Deutschen wegen Ruhestörung unter den mildernden Umständen, daß er ein deutscher Soldat gewesen sei und dem gegebenen Befehl gemäß gehandelt habe, zu 30 Schillingen Geldstrafe. Als Dr. von dem Borne die Geldbuße für den Verurteilten erlegen wollte, erwiderte der vorsitzende Richter, der eigentlich während der ganzen Verhandlung geschwiegen und nur das Protokoll aufgenommen hatte, die Sache sei schon bezahlt. — Ganz beruhigt ging dann alles wieder nach Hause.

Am 9. Juni übernachteten bei dem englisch gesinnten Besitzer des Grand Hotels, Mr. Atson, zwei englische Offiziere. Der etwas hinkende Feldkornet Fourie gab Befehl, am nächsten Morgen in aller Frühe dieselben zu verhaften; aber niemand wagte es. Unbehelligt ritten die beiden Engländer von Krügersdorp nach Potchefstroom, wo sie der dortige Landdrost thatsächlich einsperren ließ.

Am gleichen Morgen, Sonntag den 10. Juni, erhielten wir Nachricht, daß auf einer Farm bei Doornkop noch zwei Verwundete (ein Bure und ein Kaffer) mit Shrapnelschüssen lägen. Ich ritt mit einem Ambulanzmann dorthin; es war in der Gegend, wo vor einer Woche die englischen Granaten nahe bei uns geplatzt waren; allein die beiden Verwundeten waren bereits nach dem Gatsrand weiter südlich gebracht worden. Ehe wir uns heimwärts wandten, ritten wir noch einmal über das Schlachtfeld von Doornkop; wir wollten eine von den

geplatzten Bomben mitnehmen. Auf diesem Ritt wurde der Leibgurt meines Pferdes locker, der Sattel kam ins Rutschen und ich mit ihm. Zwei junge Damen von Krügersdorp fuhren gerade vorbei und lachten herzlich. Es war dies das einzige Mal, daß ich in Südafrika vom Pferde gefallen bin. Auf dem Heimritt verfehlten wir den Weg und kamen, als der Mond schon aufgegangen war, südlich von Krügersdorp bei Randfontein in eine grasbewachsene, sumpfige Mulde. Unsere Pferde stürzten wiederholt auf dem glatten, schlüpfrigen Boden und waren zum Schlusse nicht mehr in die Höhe zu bringen. Ich ließ meinen Ambulanzmann bei den im Sumpfe liegenden Pferden und watete fast bis zu den Knöcheln im Wasser durch das Riedgras auf ein Lagerfeuer zu, das ich in der Nähe leuchten sah, in der Meinung, es seien Kaffern dort. Als ich demselben schon ziemlich nahe war, hörte ich hinter mir den Ruf „Hands op"; mich umdrehend und die Hände schleunigst emporhebend, sah ich beim Mondschein drei Gestalten, welche hinter einem Gebüsche auf etwa 40 m Entfernung hervorkamen. Ich schrie ihnen zu, daß ich Hilfe suche. Es war ein alter Bure mit seinen beiden Söhnen; jeder hatte ein Gewehr im Arm; der Alte meinte, ich wäre ein verdammter „Rooinek" (Rothals, so hießen die Engländer bei den Buren), der Pferde stehlen wollte. Ich klärte ihm unsere mißliche Lage auf, seine beiden Jungen halfen mir mein Pferd aus dem Sumpfe herausziehen. Das andere Pferd aber war so schwach, daß es nicht mehr auf die Beine kommen konnte; wir deckten es mit wollenen Decken zu und überließen es für die Nacht seinem Schicksal. Der alte Bure lud uns sofort ein, bei ihm zu übernachten. Seine Frau machte in der Küche mit dürren, leeren Maiskolben ein Feuer. Wir setzten uns, um die Kleider zu trocknen und uns zu erwärmen, um dasselbe und bei dem lustig glimmenden und knisternden Feuer erzählten wir der Familie unser Abenteuer. Der Bur hieß Fürstenberg. Einen seiner Söhne hatte ich bereits bei Glenkoe im Spital gepflegt; derselbe erkannte mich sofort, war hoch erfreut, mich wieder zu sehen, und auf seinen Mauserkarabiner deutend, meinte er, es wäre ein Jammer gewesen, wenn mir damit ein Leid geschehen wäre. Seine Frau hatte der Bure, der erst vor einigen Tagen von der Front zurückgekehrt war, aus den Magaliesbergen, wo er sie bei Verwandten untergebracht hatte, eben nach Hause geholt.

Die Frau bewirtete uns mit Kaffee und Schmalznudeln und richtete uns auf dem glatt gestampften Erdboden des Vorraumes im Farmhause, wo ein Harmonium stand, gute Betten zum Schlafen her.

Mein Fox war während des ganzen Rittes keinen Augenblick von meiner Seite gewichen. So oft ich durch das kalte Wasser zu den Pferden watete, war er auch dabei.

Am nächsten Morgen gingen wir sofort hinaus zu dem noch im Sumpfe liegenden Pferd; die Nacht über hatte es stark gereift und Nebel lag über dem Sumpf. Der Bure meinte, wenn wir noch einige hundert Schritte weiter in den Sumpf hineingeraten wären, so wären wir an eine senkrecht abfallende Stelle gekommen, wo eine tiefe Quelle im Sumpfe ihren Ursprung hatte; da wären die Pferde und wahrscheinlich auch wir unrettbar verloren gewesen. Unser Schimmel lag noch an derselben Stelle, sah ganz frisch aus, aber er war nicht von der Stelle zu bringen. Später spannte der Bure ein paar Ochsen mit Seilen vor und brachte ihn doch noch heraus. In der Nähe der Farm liefen viele abgemagerte Pferde, welche die Engländer nach den letzten Gefechten zurückgelassen hatten, frei herum. Mein Ambulanzmann sattelte davon eines, das allerdings etwas lahm ging, auf und so kamen wir nach zweistündigem Ritt glücklich in Krügersdorp an. Am Nachmittag tauschten wir unseren Schimmel wieder gegen das englische Pferd ein, denn es war bei hoher Strafe verboten, ein solches frei herumlaufendes englisches Pferd sich anzueignen. Die englischen Pferde hatten alle das Zeichen /|\ eingebrannt; sie litten auch meistens an der Pferdeseuche. Unser Schimmel hatte das kalte nächtliche Bad gut überstanden; ein europäisches Pferd wäre sicher zu Grunde gegangen.

Fürstenberg hatte eine zahlreiche Familie. Er sagte mir, er werde auf seiner Farm bleiben, auch wenn die Engländer kämen. Bevor wir Abschied nahmen, frug ich ihn noch, ob er denn für den Winter jetzt in der Kriegszeit genug zum Leben habe? „Oh," sagte er, „reichlich genug, ich habe mir Vorräte an Getreide aufgespeichert, das sie, die Engländer, nicht finden sollen." Während wir so plauderten, gab er mir noch bis an den Zaun seines Besitztums das Geleite; dabei kamen wir an einem Dunghaufen vorbei, auf den er mit der Hand hinwies. Er sagte, oben darauf sei Roßmist, darunter Wellblech und darunter seine Vorräte. So wußte der schlaue Bure sich vor dem Feinde sicher zu stellen. Einige Wochen später begegnete ich Fürstenberg wieder in Krügersdorp, als die Engländer schon da waren, in einer Straße. Seine Jungen grüßten mich. Er war von den Engländern kommandiert worden, Hafer für sie zu liefern; die Ladung, die er da einbrachte, war herzlich klein.

Eines von den Kindern Fürstenbergs war krank; ich untersuchte es, bestellte dann seine Frau in unser Hospital und gab ihr Arznei mit. Auf diese Weise suchte ich den braven Leuten meinen Dank auszudrücken für ihre Menschenfreundlichkeit.

In den nächsten Tagen verließen mehrere von den verwundeten Buren, darunter auch der Feldkornet, unser Spital. Verschiedene verließen das Spital, ohne daß wir etwas davon erfuhren; der Feldkornet Du Toit holte seine Frau ab; er

wohnte einige Stunden von Krügersdorp. Die Frau hatte ihn auch einige Wochen in unserem Spital gepflegt und den Schwestern manche Arbeit abgenommen. Du Toit gehörte zu den durch Entsagung und Gefahr abgehärteten alten Buren, welche mit einem trotzigen, einem unvermeidlichen Geschick gegenüber ergebenen, von inniger Vaterlandsliebe beseelten Mut für ihre Unabhängigkeit kämpften bis in den Tod. Deshalb suchte er auch aus dem Spital mit noch nicht ganz geheilter Schlüsselbeinwunde zu kommen, bevor die Engländer Krügersdorp besetzten, denn sonst wäre er wie die andern sicher nach Ceylon gewandert.

Einen zwei Meter hohen kräftigen, jungen Buren mit blonden Haaren, der einen Schuß durch den Bicepsmuskel des

Der Marktplatz mit Markthalle in Krügersdorp. — Burenkinder und Kaffer mit Ochsenwagen, im Hintergrund Eukalyptusbäume.

Oberarms hatte, wollte ich neben einem recht kleinen Buren photographieren, ehe sie das Spital verließen. Der Große aber sagte: „Doktor! ich will nicht haben, daß solch dummes Zeug in Deutschland bekannt werde“ und ging davon.

Die Not in Krügersdorp, auch in unserem Spital, wurde von Tag zu Tag größer. Mrs. Edwards steuerte derselben, so viel sie konnte, in ganz hervorragender Weise; sie ließ den Kranken täglich frische Milch bringen; auch Pfarrer Radloff sorgte für Mehl zum Brotbacken. Aber die arme Bevölkerung in Krügersdorp, die Frauen und Kinder der Buren, die noch bei den Kommandos waren, litten bittere Not. Ich habe da viele traurige Bilder gesehen, erinnere mich z. B. einer jungen hübschen Burenfrau mit mehreren kleinen Kindern; dieselbe kam

mit ihrem Ochsenwagen, ihre ganze Habe, auf den Markt von Krügersdorp gezogen, um ihn dort versteigern zu lassen. Sie war schwarz gekleidet, denn ihr Mann war im Kriege gefallen; die hellen Thränen rannen ihr über die Wangen, als sie mit ihren kleinen Kindern, die ein junger Kaffer an der Hand führte, zu Fuß wieder heimziehen mußte.

Das Wetter war kalt, ein rauher, eisiger Wind blies Staubwolken über das Feld, am Abend sah man ringsum am Himmel Wetterleuchten, und die armen Leute hatten keine Kleider mehr für den Winter. In der Not wollten sie in den abgelegenen Teilen Krügersdorps einige Magazine plündern; ich sah einen Buren, der sie davon abhielt und ihnen erklärte, daß die Magazine alle geöffnet und jeder seinen Teil erhalten werde; es wurden auf Befehl des Landdrostes verschiedene Läden geöffnet und unter die außen harrende Menge die nötigen Kleider verteilt.

Am 14. Juni versuchten die Engländer, mit einem Eisenbahnzuge von Johannesburg nach Krügersdorp herauszufahren, nachdem der Bure Duplois und der Chef der Gefangenenanstalt in Krügersdorp beim englischen Militärgouverneur in Johannesburg gewesen waren und denselben um eine englische Besatzung für Krügersdorp gebeten hatten, damit die Plünderungen im Dorfe aufhörten und die Ordnung wiederhergestellt würde. Allein der Eisenbahnzug kam bei Witpoortje zum Entgleisen, weil herumziehende Burenreiter dort die Schienen gelockert hatten. Die Lokomotive steckte noch mehrere Tage nachher bis zu den Achsen im Sand.

So ging der Streit in Krügersdorp immer hin und her. Der englisch gesinnte Teil der Bevölkerung ließ auch die Transvaalflagge vom Regierungsgebäude herunterholen. Die Buren veranlaßten den Feldkornet, dieselbe wieder aufzuziehen; allein dieser gebrauchte eine Ausrede, bis zwei Burenfrauen, Mrs. Spieler und Kock, die Transvaalflagge wieder hinaufbrachten. —

Von der Außenwelt erfuhren wir so gut wie gar nichts, bis am 16. Juni ein alter Bure zu uns ins Hospital geritten kam, der in den Gefechten bei Pretoria einen Shrapnelschuß in den Rücken erhalten hatte. Derselbe hatte die Kugel durch seinen Freund mit dem Taschenmesser ausschneiden lassen und kam nun mit stark geschwollener Wunde zu uns ins Hospital. Er war durch das Buschfeld auf Umwegen in westlicher Richtung um die englischen Linien herumgekommen. Ich verband ihn; er ließ sich aber nicht im Spital zurückhalten, sondern ritt nach Hause auf seine Farm. Von ihm erfuhren wir, daß am 28. Mai der Staatspräsident Pretoria verlassen und am 5. Juni dortselbst Feldmarschall Lord Roberts seinen Einzug gehalten habe.

Die Buren standen damals in der Nähe von Pretoria bei Bronkhorstspruit; wir versuchten durch eine Reiterpost uns

mit denselben in Verbindung zu setzen und Briefe nach Laurenzo Marques weiterzugeben; allein der Reiter kam bei Pretoria nicht durch die englischen Linien. Wir waren also nicht allein gegen Johannesburg, wohin ich und Dr. von dem Borne noch einmal, abermals ohne Erfolg, wegen der verwundeten, gefangenen Buren fuhren, sondern auch gegen Norden vollkommen abgeschnitten; in der nächsten Nähe von Krügersdorp war aber weit und breit, auch bis vor Johannesburg, kein Engländer zu sehen. Es war uns dieser Zustand höchst auffallend. Wir sollten aber bald Aufklärung bekommen, indem eines Tages De la Rey und De Wet von Süden her bei Krügersdorp vorbeikamen. In ihrer Begleitung waren einige Hundert berittene Buren; sie hatten kurz vorher bei Klerksdorp die Bahnlinie unterbrochen; De Wet hatte am 7. Juli bei Roodeval einen ganzen englischen Proviantzug mit Geld und Kleidern erbeutet, einen Eisenbahnzug mit Munition in die Luft gesprengt. Die rückwärtigen Verbindungslinien der Engländer waren also fortgesetzt gefährdet, stellenweise unterbrochen. Das war der Grund, weswegen die Engländer Krügersdorp so lange auf der Seite liegen ließen. De Wet wandte sich wieder nach Süden, De la Rey zog nach Nordwesten von Krügersdorp in die nahen, für die Engländer so oft verhängnisvollen Magaliesberge.

Weiter blieb es ganz unverständlich, warum die Buren damals die englischen Minen zwischen Johannesburg und Krügersdorp nicht zerstört hatten. Sie hätten dies mit leichter Mühe gekonnt und jeden Tag erwarteten wir in Krügersdorp eine derartige Dynamitexplosion. Für mich war das ein Beweis, wie wenig es den Buren daran gelegen war, Hab und Gut einzelner zu zerstören, sie wollten nur ihr Land verteidigen.

Kapitel XIX.

„Rote Kreuz-Männer.“ — Mein Pferd zum zweiten Male gestohlen. — Einzug der Engländer in Krügersdorp unter General Hunter. — Die ersten englischen Verwundeten. — Verhaftungen durch die Engländer. — „Rote Kreuz-Männer.“ — Die Behandlung der Eisenbahnbediensteten durch die Engländer. — Das Typhushospital der Engländer in Johannesburg. — Die Reise von Krügersdorp nach Pretoria mit Pferdewagen und zurück. — General Barton, die englischen Aerzte und ihre Ambulanzen. — Typhus unter den Engländern; englisches Leichenbegängnis. — Gefechte in den Magaliesbergen und bei Hekpoort. — Die englischen Verwundeten. — Ankunft neuer Truppen unter General Smith Dorrien.

Am 18. Juni in der Frühe kam der englisch gesinnte Rusell und sein Freund Wright, der sich immer beim Roten Kreuz herumtrieb und schon wiederholt zur Front geschickt worden war, zu uns ins Hospital und wußten zu melden, daß am gleichen Abend noch die Engländer in Krügersdorp einziehen würden. Wright war in den letzten Tagen schon mehrmals auf der Poststraße in der Richtung auf Mafeking hinausgeritten, um Ausschau nach den Engländern zu halten. Woher diese „Rote Kreuz-Männer“ unterrichtet waren, wußten wir nicht. Aber daß sie es waren, daran konnte niemand zweifeln. Sie gehörten offenbar zu denen, die bei den Buren zum Roten Kreuz gegangen waren, um dort sicher zu sein, und, wenn es Zeit war, auf die Seite des Feindes übergingen. Wright hatte auch in den letzten Wochen große Mengen Hafer aufgekauft, die er dann später um teures Geld bei den Engländern absetzte; das armdicke Bündel zu 1 Schilling. Rusell war derselbe, von dem ich oben das Beurlaubungsatteſt des afrikanischen Doktors Bürger mitgeteilt habe. (Seite 266 u. 267.)

Am gleichen Tage früh morgens kam mein gutes Pferd zum zweitenmal aus dem Roten Kreuz-Stall abhanden. Die letzten Buren, die Krügersdorp an diesem Tage verließen, um weiterzufechten, nahmen noch die wenigen Pferde, die vorhanden waren, mit. Möglicherweise war mit diesen auch das meinige verschwunden; dann hat es zum wenigsten seinen Dienst gethan. Mr. Wright gab mir den Namen eines Buren vom Johannesburger Polizeikommando an, der es mitgenommen habe; er ritt ihm nach, brachte das Pferd aber nicht wieder. Er selbst hatte das seinige tags vorher teuer verkauft. Das war wieder recht verdächtig. Feldkornet Fourie hatte zwei schöne Schimmel, die er bei sich in Krügersdorp zurückbehielt.

Gegen Mittag waren alle Buren, die noch kämpfen wollten, aus Krügersdorp nach Nordwesten in die Magaliesberge abgezogen; der Landdrost Humann, der Feldkornet Fourie und der Kommandant-Stellvertreter vom Johannesburg Lager du Preez aber blieben zurück und am Abend desselben Tages um 6 Uhr waren die Höhen südlich und östlich von Krügersdorp dicht von englischen Kolonnen, die dort sofort ihre Geschütze vorzogen, besetzt. Einige englische Reiter mit der weißen Fahne am Stock, 50 m dahinter aber auch schon englische bewaffnete Kavallerie, kamen die Straße vom Bahnhof herunter an unserem Hospital vorbei und hielten ihren Einzug in Krügersdorp. Einige Kaffern

Einzug des Generals Hunter in Krügersdorp, im Hintergrund unser Spital für Leichtverwundete.

standen an der Straße und jubelten den englischen Soldaten zu, im übrigen aber blieb alles ruhig.

Das Regierungsgebäude, das Haus des Landdrostes bekam eine starke englische Wache, die englische Macht selbst blieb oben auf der Höhe südöstlich von Krügersdorp, in der Gegend der Lancaster-Minen (s. Bilder S. 285 u. 286), in einem Zeltlager, wo sie sich in den nächsten Wochen sogar verschanzten. Ihre Kanonen blieben gerade auf Krügersdorp herunter gerichtet.

Am nächsten Morgen kamen noch mehr Truppen aus südlicher Richtung nach Krügersdorp unter General Hunter, dem Herzog von Teck und General Barton.

Es waren dies die Irish Fusileers, die Royal Welsh Fusileers und Royal Scotch Fusileers und eine größere Abteilung der Royal-Artillery mit Armstrongkanonen und schweren Haubitzen, auch neue Nordenfeldt-Maximgeschütze waren dabei.

* * *

General Hunter hatte anfangs Mai den Vaalfluß in der südwestlichen Ecke Transvaals überschritten, besetzte am 17. Mai Christiania, eine Abteilung desselben entsetzte am 18. Mai Mafeking, und von hier aus rückten beide Abteilungen gemeinsam über Lichtenburg, Ventersdorp, Potchefstroom nach Krügersdorp.

Seine Truppen kamen ermüdet und hungrig an. Sie hatten ungefähr 25 englische Meilen im Tag zu Fuß in einer wasserarmen, heißen, baumlosen Steppe zurückgelegt, und waren seit acht Monaten im Felde gelagert. Der Mann trug etwa 30 Pfund Gewicht und 150 Patronen. Mehrere Stunden dauerte der Durchmarsch der Truppen durch Krügersdorp mit Transportwagen, deren Reihe kein Ende nehmen wollten. Sie bezogen Lager auf den nordwestlichen Höhen von Krügersdorp in der Ebene des Paardekraals. Der General selbst schlug sein Hauptquartier am Monument auf. (Siehe Bild S. 251.)

Wir fragten am gleichen Tage noch bei General Hunter an, ob und wann er das Spital übernehmen werde und wann wir abziehen könnten. Wir machten es aber zur Bedingung, daß wir zuerst unsere Verwundeten und Kranken Buren so lange weiterpflegen könnten, bis es ihnen besser ginge. Er antwortete, daß Lord Roberts und er sehr bedacht wären, daß die Burenambulanz so rasch als möglich zu den feindlichen Linien verbracht würde.

Am selben Tage bekamen wir schon die ersten englischen Verletzten. Eine englische Patrouille der Imperial Light Horses, drei Mann stark, machte einen Ritt auf die nächsten Höhen, westlich von Krügersdorp. Sie waren aber noch nicht eine halbe Stunde weit geritten, als sie Feuer von einem einzigen, hinter einem Felsen liegenden Buren bekamen; der erste von ihnen wurde getötet, der zweite erhielt einen Schuß durch das Becken, und der dritte entkam mit einer leichten Verletzung. Pfarrer Slomann von Krügersdorp, den ich um diese Zeit traf, hatte hinausreiten sehen, und sagte zu mir: „Die werden wohl kaum mehr zurückkommen.“ Kurz darauf galoppierte schon der Leichtverwundete ohne Hut und Gewehr durch das Dorf zurück. Es wurde dann eine größere Reitermacht von den Engländern in jene Gegend geschickt, konnte aber weit und breit keinen Buren finden; jener Bure gehörte zu den letzten, die aus Krügersdorp ausgezogen waren; sie waren schon lange in die Magaliesberge verschwunden. Man sollte glauben, daß die Engländer dadurch gewitzigt worden wären, allein am 11. Juli wiederholte sich dasselbe Schauspiel in viel schrecklicherer Form, wie ich weiter unten schildern werde.

Die Beamten der holländischen Südafrikanischen Eisenbahngesellschaft von Krügersdorp, Randfontein und Potchefstroom wurden am 19. Juni in das Gefängnis nach Krügersdorp eingeliefert. Sie wurden gefangen genommen, weil sie die Eisenbahnbrücke bei

Vereeniging in die Luft gesprengt hatten; dazu hatte sie allerdings die transvaalische Regierung kommandiert. Es waren auch einige Deutsche darunter, Namens Fischer und Demel; der letztere hatte gar nichts mit dem Bahndienst zu thun, er war Wirtschafter (Barman) im Bahnhof zu Krügersdorp. Sie erhielten 24 Stunden lang keine Nahrung und wurden trotz Protestes zu Fuß bei großer Sonnenhitze nach dem 6 Stunden entfernten Johannesburg abgeführt. Dasselbe widerfuhr dem Arzt der russisch-holländischen Ambulanz, Dr. van Dissel, der mit einem Kriegskorrespondenten der in Pretoria herausgegebenen „Volksstemm" auf dem Wege von Klerksdorp nach Krügersdorp aufgegriffen worden war. Man soll Waffen bei ihnen gefunden haben; der Kriegskorrespondent soll die Rote Kreuz-Binde getragen haben. Zwei Schwestern von der russisch-holländischen Ambulanz, die mit mir im Krügersdorpspital arbeiteten, mußten zusehen, wie dieser Arzt zu Fuß durch Krügersdorp nach Johannesburg gebracht wurde. Auch der Landdrost Humann, der Feldkornet Fourie und der Gastwirt Atson wurden mit Bahn ins Gefängnis nach Johannesburg abgeführt. Alle Wege aus Krügersdorp wurden bewacht, nur auf den Hauptwegen durften die Krügersdorper aus der Stadt mit Paß gehen; alle Nebenwege wurden bei Strafe des Erschießens verboten. Jeder Paß kostete $2^1/_2$ Schillinge für die einmalige Fahrt nach Johannesburg. Sämtliche Pferde von Krügersdorp nahmen die Engländer weg. Auch die zwei schönen Schimmel, die der Feldkornet den ausrückenden Buren nicht überlassen hatte, waren dabei; nur unsere Ambulanzpferde wurden verschont, aber mit dem englischen Zeichen gebrannt. Nach 7 Uhr abends durfte sich niemand mehr auf der Straße sehen lassen; nur wir Aerzte erhielten vom Militärgouverneur Colonel Edwards freien Paß für alle Stunden.

Um diese Zeit tauchten viele Einwohner von Krügersdorp mit der Roten Kreuz-Binde auf, obwohl sie vorher mit der Ambulanz gar nichts zu thun hatten; so z. B. ein Händler, der früher einmal Getreide in unser Spital geliefert hatte, oder ein Kutscher, der ab und zu uns seine Pferde geliehen hatte. Diesem Unwesen machten die Engländer allerdings bald ein Ende.

Am 20. Juni wurde unter Aufstellung sämtlicher englischer Truppen auf dem großen Marktplatze von Krügersdorp vor dem Regierungsgebäude die britische Flagge gehißt. Alsdann zogen General Hunter und Herzog von Teck mit dem größten Teil ihrer Truppen nach The Springs, der Endstation der Sackbahn, östlich von Johannesburg. Dort sollen diese Truppen heftige Kämpfe mit den Buren bestanden haben, wobei einer von den englischen Generälen gefallen sein soll.

Damals waren wieder alle Straßen in und um Krügersdorp von großen Militärkolonnen belagert, stundenlang bewegten

sich die Proviant- und Munitionswagen, in riesige Staubwolken gehüllt, durch dieselben.

Am folgenden Tage, den 21. Juni, wurden bis tief in die Nacht hinein auf den Höhen östlich von Krügersdorp erbeutete Mauserpatronen und Pulver von den Engländern durch Feuer vernichtet. Das war ein fortwährendes Knattern wie in einer Schlacht, das mir noch lange in den Ohren nachgeklungen hat.

Am 23. Juni fuhren Dr. von dem Borne und ich mit englischem Passe nach Johannesburg zum holländischen und deutschen Konsul, um uns wegen der Inhaftierung der Eisenbahnleute, deren Frauen und Kinder aus den Häusern gejagt und denen ihre sämtlichen Habseligkeiten zerstört worden waren, zu beschweren und wegen unserer Abreise zu verhandeln.

Austreibung der Familien der Bediensteten von der holländischen südafrikan. Eisenbahngesellschaft.

Am 29. Juni wurden die holländischen, am 30. Juni die deutschen Eisenbahnarbeiter wieder freigelassen. Sie waren während der Gefangenschaft in einer Halle bei Johannesburg ohne wollene Decken auf dem Erdboden gelegen, hatten nicht einmal Gelegenheit zum Waschen bekommen.

Auch der Landdrost, der Feldkornet und der Besitzer des Grand-Hotels kamen aus der Gefangenschaft wieder in Krügersdorp an; letzterer hatte alle Liebe zu den Engländern verloren, sein Weinkeller war inzwischen von den Engländern beschlagnahmt worden.

Am 2. Juli wurden die holländischen Eisenbahnarbeiter von Krügersdorp wieder nach Johannesburg und von da nach Europa befördert, samt ihren Frauen und Kindern. Es war ihnen vorher das Anerbieten gemacht worden, für die Engländer an der Eisenbahn weiterzuarbeiten; doch hatten die meisten von ihnen dies abgewiesen. In Klerksdorp wurde einem jungen Holländer das Gewehr auf die Brust gesetzt,

damit er die Lokomotive bedienen solle; er zog aus der Tasche einen Gulden mit dem Bildnis seiner Königin und antwortete: „Für diese und die Südafrikanische Eisenbahngesellschaft arbeite ich; so jetzt könnt ihr schießen!“ Der englische Offizier sagte dann zu seinen Leuten, das ist ein Gentleman und ließ ihn laufen.

Als ich am 23. Juni in Johannesburg war, besuchte ich auch das Krankenhaus wieder; die Schweizer Ambulanz war abgereist. Der schöne Park vor dem Hospital war dicht belagert von Hunderten von englischen Soldaten, die elend und matt auf dem Erdboden herumlagen und warteten, bis sie Aufnahme in das Krankenhaus finden konnten. Dasselbe war überfüllt von Typhus- und Ruhrkranken; die tägliche Zahl der Kranken überstieg 700. Täglich starben 5—20 englische Soldaten an der Seuche und wurden in Decken eingenäht bestattet. Es herrschte große Teuerung in Johannesburg; das Dutzend Eier kostete z. B. 10—20 Schillinge, der Zentner Burenmehl (Roggenmehl) 100 Schillinge.

Der eigentliche Zweck, weswegen ich damals nach Johannesburg ging, war, vom Militärgouverneur die Erlaubnis zur Reise nach Pretoria zu erlangen; denn ich wollte den Röntgenapparat und die Instrumente für die Ambulanz beim deutschen Konsul hinterlegen, mein Privatgeld auf dem Konsulat und 100 Pfund Ambulanzgeld auf der Transvaalbank erheben. Allein der Gouverneur machte mir Schwierigkeiten, wollte erst an Lord Roberts telegraphieren, weswegen ich einige Tage in Johannesburg warten sollte.

Ich zog es vor, nach Krügersdorp zurückzukehren und mit einer zweirädrigen Karre geradenwegs über Mulderstrift nach Pretoria am 24. Juni in Begleitung eines Buren zu fahren. Auf diesem Wege kamen wir an den Schlachtfeldern südlich von Pretoria vorbei, wo der Weg am Henopsspruit und bei Erasmusdrift stundenlang durch tote Pferde gekennzeichnet war.*) In Pretoria ließ ich einen Augenblick meinen Buren mit dem Karren allein vorausfahren. Als er um die nächste Straßenecke bog, war er schon durch einen heransprengenden englischen Reitersmann verhaftet; derselbe wollte ihn mitsamt seiner Karre auf das Polizeiamt bringen, denn es war verboten, genau so wie in Krügersdorp, ohne Paß zu reiten oder mit irgend einem Fuhrwerk zu fahren. Der Paß, den ich in der Tasche trug, befreite ihn wieder aus der unangenehmen Lage. Auch diese Fahrt nach Pretoria war ohne Erfolg, weil der deutsche Generalkonsul gerade damals in Johannesburg bei der Verhandlung der Eisenbahnleute war. Auf dem Rückwege

*) In ganz Transvaal werden die Tierleichen den Aasgeiern und der austrocknenden Kraft der Sonne überlassen; im Kriege kümmert sich niemand um die Entfernung der Kadaver.

wurden wir noch mehrmals von englischen Patrouillenreitern angehalten, aber sofort wieder freigelassen, und übernachteten halbwegs in Kopjeslaagte bei dem Buren Dewis. Wir waren dort gut untergebracht, mußten aber in einem Bett zusammenschlafen. Am nächsten Morgen war die Gegend dick bereift.

Dewis hatte eine einfache Farm, Frau und Kind und betrieb einen kleinen Kaufladen (Winkel). Weil in der ganzen Umgegend zwischen Krügersdorp und Pretoria nirgends ein Unterkommen zu finden war, so blieben die Reisenden bei ihm gewöhnlich über Nacht. Die durchziehenden Engländer hatten ihm all sein Vieh weggetrieben, ohne ihm dafür einen Gutschein zu geben. Ein Verräter hatte den Engländern gemeldet, daß er bei Colenso mitgefochten hatte.

Die Farm des Buren Dewis südlich von Pretoria, meine Rote Kreuz-Karre.

Ich konnte damals von Glück sagen, daß ich kein Geld von Pretoria nach Krügersdorp gebracht hatte, denn bei unserer Ankunft im Spital wurde die Entdeckung gemacht, daß mein Begleiter, der Bure, unserem Koch eine Ersparnis von 60 Pfund gestohlen hatte. Wer weiß, wohin auch mein Geld gekommen wäre! Wir jagten natürlich den Dieb sofort aus dem Spital; er hatte sich früher von Christiania, wo sein Vater Metzger und seine Brüder noch im Kriegsdienst waren, nach Krügersdorp geflüchtet, nachdem er bei der Umzingelung Cronjes entronnen war. Er hatte sich unserer Ambulanz als Maultiertreiber angeboten und hatte behauptet, daß er nie an der Front gewesen wäre. —

Anfangs des Monats Juli erhielten wir Besuch durch General Barton in unserem Spitale. Derselbe, ein kleiner, strammer Herr mit starkem grauen Schnurrbart, drückte uns anfangs in englischer Sprache, später in Deutsch (denn er war in Stuttgart geboren) in den schmeichelhaftesten Worten seine

Anerkennung über unser Spital aus, indem er sagte, er habe bis jetzt in ganz Südafrika nur noch ein ebenso gutes Hospital in Heilbronn bei den Buren gefunden. Es war dies

Dr. v. d. Borne photographiert Dr. Alexander und sein Zelt, rechts General Bartons Wohnung.

ein Spital der ersten deutschen offiziellen Ambulanz. General Barton hatte auch großes Interesse für den Röntgenapparat und meinte, daß er denselben für seine Truppen kommandieren würde, wenn er wüßte, daß seine Aerzte damit arbeiten könnten.

Englische Ambulanz. Links General Bartons Wohnung.

Er lehnte sich bei Dr. von dem Borne die medizinische Realencyklopädie Professor Eulenburgs aus, um die Genfer Konvention nachzulesen.

Er wohnte in einem kleinen Häuschen der deutschen Lancaster-Mine, in einem einfachen Zimmer, worin ein ebenso einfaches

Feldbett stand. Auch seine Aerzte, Kapitän Dr. Alexander, Leutnant Dr. Buttler und Leutnant Dr. J. C. Lauder, von den Royal Welsh-Fusileers besuchten uns täglich in unserem Krankenhaus.

Dr. Alexander bewohnte in der Nähe des Generals, neben seinen Ambulanzwägen, ein Zelt, das eine Feldbettmatratze und einen Klappstuhl enthielt.

Die Ambulanzwägen, welche neben dem Zelte in Bereitschaft standen, waren sehr geräumig und groß, trotz ihrer schwerfälligen Form leicht beweglich und hatten starke Federn. Jede Brigade bei den Engländern hatte zehn solche Wägen, für die vier Regimenter einer Brigade je zwei bis drei. Ein Wagen enthielt zwölf Sitze oder drei Sitze und Platz für zwei leicht zusammenlegbare, auf niederen Rädchen einschiebbare Tragbahren. (Siehe Seite 291 und 308.)

Jedes Regiment hatte drei Aerzte. In der Schlachtlinie befanden sich immer 1000 Yards (914 m) hinter dem Regiment zwölf Träger; in einer Entfernung von 2—3000 Yards das erste fliegende Feldlazarett; weiter nach rückwärts, womöglich an der Bahn, das erste Stationshospital; noch weiter hinten das Basishospital und in Verbindung mit diesem an der Küste drei bis vier Hospitalschiffe.

Ein der Staatsregierung unterstehendes Rotes Kreuz mit einem Zentralkomitee wie bei uns in Deutschland, kannte man in England bis zum Jahre 1899 nicht. Bis dorthin gab es außer den Sanitätsoffizieren der Truppe und den Lazarettgehilfen (orderly ergänze: man) nur eine freiwillige, dem Militärkommando zugeteilte Saint John-Ambulance. Die Leute waren in Khaki gekleidet und hatten ein schwarzes Johanniterkreuz am linken Arm.

Die Engländer haben daher ganz gerne in Südafrika die Hilfe der feindlichen Buren-Ambulanzen benützt.

Erst seit dem südafrikanischen Feldzuge wurden einzelne Privatunternehmungen der freiwilligen Krankenfürsorge in Form von drei Körperschaften einem Zentralkomitee in London unterstellt: die National-Gesellschaft zur Pflege verwundeter und kranker Krieger, die Ambulanz des Johanniter-Ordens und die Hospitalreserve. Sie unterstanden einem Generalstabsoffizier, einem Militärarzt und den Delegierten der Hospitalreserve. —

Am 5. Juli wurde unter der Bevölkerung von Krügersdorp bekannt, daß De Wet im Freistaat die Engländer wiederholt geschlagen habe (am 4. Juli bei Ficksburg und Senekal), ein Beweis, daß die wenigen in Krügersdorp zurückgebliebenen Buren doch noch Verbindung mit ihren Leuten hatten, welche die am Witwaterrand sitzenden Engländer von überallher bedrohten.

Am 6. Juli (als De Wet Bethlehem besetzte) gingen auch den ganzen Tag über englische Truppenzüge mit Kanonen nach Klerksdorp. Die englischen Soldaten wurden in offenen Güterwägen fortgeschafft.

Englischer Truppen-Transport am Bahnhof zu Krügersdorp.

Englischer Truppen-Transport nach Klerksdorp; links der Schornstein der Lancastermine.

Es war sicher, daß in der Umgegend von Krügersdorp wieder gefochten wurde; denn die Bewachung des Dorfes durch die Engländer wurde immer strenger. Die Soldaten bauten ringsum auf den Höhen Schanzen und niemand mehr durfte das Dorf verlassen. Dabei kamen täglich neue Truppen

an. Die Soldaten waren alle sehr ermüdet und ausgehungert, kamen allabendlich in unser Spital und baten uns um Brot, da sie seit vielen Monaten keines mehr bekommen hatten. Unserm Spitale gegenüber war die Bäckerei eines Deutschen; dort ließ General Barton unter Bewachung alles Mehl, das er auftreiben konnte, zusammenbringen. Täglich war die Bäckerei von Soldaten umlagert, um Brot zu fassen. Es war bei strenger Strafe nach dem Kriegsgesetze verboten, an arme Burenfamilien, deren Männer noch an der Front standen, Brot abzugeben oder dieselben durch Verkauf von Gemüse und Eiern etwas verdienen zu lassen.

Englisches Leichenbegängnis, im Hintergrund das Standardhaus, unser Lazarett für Leichtverwundete.

Am 11. Juli in aller Frühe kamen 26 schwer an Typhus kranke Engländer, die alle schon während der Ueberfahrt nach Afrika mit dem Typhusheilserum geimpft waren, aus dem englischen Lazarett von Potchefffstroom in unserem Spital an, weil die Engländer ihr Lazarett wegen der Nähe De Wets hatten räumen müssen. Am Abend waren schon zwei von den Kranken tot und von nun an hatten wir fast täglich ein englisches Leichenbegängnis. Anfangs gab es noch Holzsärge, aber später wurden die Toten in Tücher eingenäht.

Der Tote wurde, mit der britischen Flagge umhüllt, auf der Tragbahre durch die Spalier bildenden Soldaten der betreffenden Kompagnie durchgetragen; die Soldaten nahmen dann das Gewehr umgekehrt unter den linken Arm, faßten den Lauf desselben mit der rechten Hand von rückwärts und folgten so der Leiche unter den Trauerklängen ihrer Musik nach dem Gottesacker auf den südlichen Höhen von Krügersdorp.

An diesem Tage zogen auch wenig Reiter, aber viele Fußtruppen, darunter Gordon-Highlanders, mit Artillerie auf Befehl General Bartons in westlicher Richtung aus Krügersdorp in der Richtung auf Blaawbank, Helpoort, in der Nähe von Sterkfontein in jene kopjen- und höhlenreiche Gegend, wo einige hundert Buren unter Kommandant Osthuisen standen gegen 1500 Engländer. Beim Ausmarsch sagten schon verschiedene Krügersdorper untereinander: „Die kommen mit blutigen Köpfen bald wieder!“ Die Buren lagen hinter den kleinen Hügeln, die in großer Zahl rundlich aus der welligen Hochebene hervorragten, ließen die Engländer an den ersten Kopjen vorbeikommen, umgingen alsdann den Feind und nahmen ihn unter Feuer von zwei Seiten und von der Front. Ihr Feuer war besonders auf die englischen Geschütze gerichtet, an denen die Geschosse zersplitterten und eine heillose Verwüstung unter den Soldaten anrichteten. Sie erbeuteten ein Maxim-Geschütz und zwei Kanonen. Die Gordon-Highlanders versuchten wiederholt zu stürmen, einer ihrer Führer, Kapitän Junker, wurde durch drei Schüsse sofort getötet und in der Nacht noch mußten die Engländer nach Krügersdorp zurückziehen. Am nächsten Morgen um 6 Uhr weckte mich Kapitän Dr. Alexander zur Einbringung der Verwundeten. Außer vielen Toten hatten die Engländer 40 Schwer- und ebensoviele Leichtverwundete. Von dem Verluste der Kanonen erzählten sie uns kein Wort trotz Befragens.

Unter den Verwundeten waren wiederum ganz merkwürdige Schüsse. Einem Irish-Fusileer z. B. war das Mausergeschoß senkrecht von oben durch den Helm gefahren, dann durch die Brust- und Bauchmuskeln, durch die Wade und an der Ferse heraus. Knochen waren hiebei nicht verletzt. Einem Artilleristen war das Mausergewehr quer durch den Nacken dicht unterhalb des Schädels gegangen, zwei ganz kleine leichtblutende Hautwunden bezeichneten Ein- und Ausschuß (von den englischen Soldaten Wanzenbiß genannt). Das Geschoß aber hatte die Wirbelsäule verletzt, der Soldat war vollkommen gelähmt, bewußtlos und starb nach 48 Stunden. Einem Gordon-Highlander war das Geschoß linkerseits in den Hals gefahren und hatte seinen Körper auf der rechten Seite zwischen der sechsten und siebenten Rippe verlassen. Er hatte wenig Bluthusten und war nach 14 Tagen wieder geheilt. Viele kleine Haut- und Muskelwunden waren verursacht durch kleine Stückchen herumspritzenden Bleies. Einem blonden, stämmigen Schotten, Kupferschmied seines Handwerks, war das Mauser-Geschoß in seinen muskulösen linken Oberarm gefahren, hatte den Knochen der Länge nach gespalten und zersplittert, war aber selbst zersprungen und hatte an vier verschiedenen Stellen den Arm wieder verlassen. Ein Stück des Geschoßmantels hatte der Verwundete sich selbst

aus der Haut herausgezogen. Man hätte hier an ein Dum-Dum-Geschoß denken können, wie in so manchen anderen Fällen; aber die dünnen (6 mm-Kaliber) Mauser-Geschosse sprangen leicht in der Mitte ab, wenn sie stark getaucht wurden. Der Schottländer saß in seinem grün und blau gestreiften, wollenen Leibrock (kilt) den ganzen Tag im Gange des Hospitales und wollte sich in kein Bett legen.

Auch mehrere Bauchschüsse von einer Seite zur anderen waren darunter; einer wurde operiert (es war ein kleines Bleistück in die Leber eingedrungen), der Verletzte starb. Die anderen wurden nicht operiert und wurden wieder geheilt. Das kleine Geschoß macht in den Gedärmen ganz kleine Löcher, die oft von selbst verkleben; dann wurden die meisten Verwundeten erst nach sieben Stunden ins Spital gebracht, so daß dadurch die Aussichten für die Operation verschlechtert wurden, und endlich war der Andrang der Verletzten so groß, daß an zeitraubende, langdauernde Operationen fürs erste nicht gedacht werden konnte.

Die Engländer hatten die Notverbände mit einer blaugefärbten Quecksilbersalzgaze trocken angelegt; die Wunden heilten darunter recht gut. Ein Leutnant Torner war ebenfalls verwundet und zwar durch drei Schüsse: in der Schulter, im Unterarm und im Fuß. Seine Wunden wurden mit Jodoformpulver und nasser Borsäuregaze verbunden. Der Verletzte kehrte sofort ins Lager zurück; aber nach einigen Tagen kam er mit hohem Fieber wieder in unser Spital; es handelte sich um einen Splitterbruch des einen Unterarmknochens, welcher eiterte. Ich fand den Knochenbruch durch Röntgenphotographie. Derselbe wurde entsprechend behandelt und heilte dann gut. Es war dies überhaupt der einzige Fall, der zur Eiterung kam. Nach 8—14 Tagen konnten viele von den Verletzten weitertransportiert werden.

Als die vielen Verwundeten ankamen, wußten wir im ersten Augenblick nicht, wohin mit ihnen. Die Gänge des Spitals, der große vordere Saal, welcher früher unsere Vorratskammer gewesen, aber von den englischen Offizieren zur Benützung des darin stehenden Billards ausgeräumt worden war, lag voll Verwundeter.

Auch damals fiel mir das Stillschweigen, die große ernste Ruhe, welche unter den ankommenden Verletzten herrschte, besonders auf. Die englischen Aerzte hatten zur Sichtung der Verwundeten keine Täfelchen an denselben befestigt; ich half mit den unserigen, die wir aus Pergamentpapier schon vorbereitet hatten, aus. Jeder Verwundete bekam an den Khakirock ein kleines Notizblatt mit der Bezeichnung seiner Verletzung geheftet; es erleichterte dies uns bei Ordnung und Sichtung der Kranken sehr die Arbeit; denn nachdem man sechs oder zehn

Verletzte gemustert hatte, konnte man sich schwer noch merken, was dem ersten fehlte. Die inneren Kranken, die leichter verletzten Buren und Engländer legten wir in ein leeres Hotel-Gebäude (standard building) unserem Spital gegenüber. (Siehe Bilder Seite 294 und 285.)

Ihren toten Führer, den Colonel Junker, hatten die Schotten in ihrem Ambulanzwagen von Sterkfontein nach Krügersdorp zurückgebracht; derselbe hatte einen Schuß durch den Kopf, einen anderen durch die Brust und den dritten in der Magengegend. Man sah wieder, wie scharf die Buren die Offiziere aufs Korn genommen hatten. Junker wurde am gleichen Abend noch mit großen militärischen Ehren begraben; die Dudelsackpfeifer in ihren kurzen bunten Röcken, mit

Englische Infanterie mit zerschossenem Maximgeschütz. Im Hintergrund der Quarzhaufen einer Mine, links der Bahnhof und die deutsche Lancastermine.

nackten Knieen, schritten dem Sarge, der auf einer Kanone lag, voraus und wie ein tiefes Wehklagen klangen die langgezogenen traurigen Töne der alten schottischen Weisen.

Am Abend waren die Höhen rings um Krügersdorp hell erleuchtet durch die Lagerfeuer der zurückgeschlagenen Truppen; besonders die Lagerplätze der Schotten, aus welchen wiederum die wehmütigen Lieder der »bagpiders« durch die stille Nacht weit in die Ferne getragen wurden, waren stark belebt.

Es war merkwürdig, wie diese Schotten in ihren kurzen Röcken, ohne Unterkleider, den Staub und die Hitze des Tages, die kalten feuchten Nächte ertragen konnten; es waren aber auch unter ihnen sehr kräftige, breitschulterige Gestalten, bei den gewöhnlichen Soldaten sowohl, als Offizieren.

Dicht neben unserem Spitale lagen die Irish Fusileers auf freiem Felde mit einem Maximgeschütz, das unter den Burenkugeln stark gelitten hatte. —

Diese Schlappe der Engländer hatte zur Folge, daß in den nächsten Tagen Krügersdorp der Mittelpunkt großer Truppenzusammenziehungen wurde.

Am 12. Juli kam mit neuen Truppen von Kroonstadt Major-General Smith Dorrien in Krügersdorp an, erkundigte sich sofort persönlich im Spital nach dem Befinden der Verwundeten und traf Dr. Alexander und mich gerade bei der Arbeit. Er sprach mir persönlich in der liebenswürdigsten Weise seinen Dank aus für die gute Verpflegung, welche die englischen Verwundeten in unserem Hospital gefunden hatten. Er versprach darüber Lord Roberts Meldung zu machen.

Am 13. bis 16. Juli kamen abermals Truppen unter Lord Methuen und Kitchener; dieselben zogen mit 40 Kanonen, deren Rohre mit Oelfarbe (in Khâki) zur Vermeidung des Blitzens in der Sonne gelb angestrichen waren, 12000 Mann stark, in westlicher Richtung weiter, weil 3000 bis 4000 Buren unter De la Rey in den Magaliesbergen bei Sterkfontein und Rustenburg stehen sollten. Ein großer Teil kehrte aber schon in den nächsten Tagen unverrichteter Sache zurück, indem es den Buren gelungen war, bei Bankstation im Süden die englischen Reihen zu durchbrechen. So teilte uns wenigstens ein offenherziger Gordon-Highlander, der bei uns im Spitale lag, mit.

Kapitel XX.

Die Waffenablieferungen der Buren auf Grund der englischen Reklamationen. — Neue Gefechte in der Umgegend von Krügersdorp. — Das Dankestelegramm von Lord Roberts und General Smith Dorrien an unsere Ambulanz. — Das englische Feldhospital unter Major Thiele übernimmt unser Hospital. — Die Abreise von Krügersdorp. — Die englischen Bahnbefestigungen im Freistaat. — Ankunft in Eastlondon. — Die Ausgetriebenen auf den englischen Schiffen. — Die Heimfahrt.

Wahrscheinlich infolge der fortwährenden Beunruhigung der englischen Truppen in der nächsten Umgebung wurde die Abschließung Krügersdorps durch englische Posten noch strenger;

Englische Patrouille auf der mit Eukalyptus bepflanzten Straße, welche aus Krügersdorp in der Richtung nach Mafeking führt.

als ich vor die letzten Häuser spazieren reiten wollte, wurde ich schon angehalten.

Scharenweise kamen die Buren aus der Umgegend, um Waffen und Munition beim Militärgouverneur auf einen überall angeschlagenen Befehl hin abzuliefern.

* * *

Die wichtigsten Proklamationen aus jener Zeit lauten:

V. R.

PROCLAMATION
to the
Inhabitants of the South African Republic

WHEREAS the Forces of Her Majesty the Queen under command have entered the territory of the South African Republic, and whereas false and malicious reports are being spread abroad as to the treatment which the inhabitants may expect from Her Majesty's troops, I, Frederick Sleigh, Baron Roberts, of Kandahar and Waterford, K.P., G.C.B., G.C.S.I., G.C.I.E., V.C., Commanding in Chief of Her Majesty's Forces in South Africa, am authorised by the Government of Her Majesty to make known as follows: —

1.—Subject to the terms and provisions of this Proclamation,*) personal safety and freedom from molestation are guaranteed, to the non-combatant population.

2.—All burghers who have not taken a prominent part in the policy which has led to the War between Her Majesty and the South African Republic, or commanded any Forces of the Republic, or commandeered or used violence to any British Subjects, or committed any acts contrary to the usages of civilised warfare, and who are willing to lay down their arms at once, to bind themselves by an oath to abstain from further participation in the War, will be given passes to allow them to return to their homes and will not be made prisoners of War.

3.—It is the intention of Her Majesty's Government to respect all private property of the inhabitants of the South African Republic, so far as may, be compatible with the operations of war, provided that the inhabitants on their part abstain from wanton damage to property.

*) 1. Persönliche Sicherheit und Freiheit von Belästigung wird der nicht kämpfenden Bevölkerung zugesichert.
2. Alle Bürger, welche nicht Anführer und Leiter in dem Kriege waren können nach Leistung des Neutralitätseides in ihre Wohnungen zurückkehren.
3. Soweit es der Krieg erlaubt, wird Privateigentum geschont.
4. Haben Zerstörungen stattgefunden, soll nicht allein die Anstifter und Thäter auf das Schwerste bestraft werden, sondern auch alle jene, welche die Zerstörung nicht hinderten, durch Konfiskation und Zerstörung ihrer Farmen.
5. Jedermann ist daher aufgefordert, Zerstörungen und Attentate zu verhüten.

4.—If, however, wanton damage is done to property, not only will the actual perpetrators of such acts and all directly or indirectly implicated in them be liable to the most severe punishment in person and property, but the property of all persons, whether in autorithy or otherwise, who have permitted or have not done their utmost to prevent such wanton damage will be liable to be confiscated or destroyed.

5.—All persons are therefore exhorted in their own interest to prevent such wanton damage.

GOD SAVE THE QUEEN!

Given under my hand and seal, at Johannesburg, this 31st day of May, 1900.

ROBERTS,
Field-Marshal
Commanding-in-Chief South Africa.

* * *

V. R.

PROCLAMATION.

REFERRING to my Proclamation dated Pretoria, 16th June, 1900, I, FREDERICK SLEIGH, Baron Roberts of Kandahar and Waterford K.P., G.C.B., G.C.S.I., G.C.I.E., V.C., Field Marshal Commanding-in-Chief Her Majesty's Troops in South Africa, do hereby declare, proclaim, and make known that should any damage be done to any of the Railway Bridges, Culverts, or Buildings, or to any Telegraph Lines or other Railway or Public Property in the Orange River Colony, or in that portion of the South African Republic for the time being within the sphere of my military operations, the following punishment wil be inflicted:—

(1) The principal residents of the town and district will*) be held, jointly and severally, responsible for the amount of the damage done in their district.

*) (1) Die Spitzen der Bevölkerung ſind verantwortlich für Zerſtörungen von Eiſenbahnbrücken, Gebäuden in ihren Diſtrikten.
(2) Für jeden Morgen Landes einer Farm haben bei derartigen Anſchlägen die Bürger 2½ Schilling Strafe zu zahlen.
(3) Zur Verhütung von Anſchlägen auf die Eiſenbahnzüge ſollen die Spitzen der Behörden als Geiſel mitgeführt werden.
(4) Die Farmen in der Nähe der zerſtörten Eiſenbahnlinie ſollen zerſtört, der Diſtrikt unter Standrecht erklärt werden.
(5) Die Militärbehörden ſollen dafür ſorgen, daß dieſe Proklamation durch die Spitzen der Diſtriktsbehörden überall bekannt gegeben und die Verantwortlichkeit den einzelnen klar gelegt werde.

(2) In addition to the payment of the damage above mentioned, a penalty depending upon the circumstances of each case, but which will in no event be less than a sum of 2s. 6d. per morgen on the area of each farm, will be levied and recovered from each burgher of the district in which the damage is done in respect of the land owned or occupied by him in such district. Furthermore all receipts for goods requisitioned in such district on behalf of the Military Authorities will be cancelled and no payment whatsoever will be made in respect of the same.

(3) As a further precautionary measure, the Director of Military Railways has been authorised, to order that one or more of the residents, who will be selected by him from each district, shall from time to time personally accompany the trains while travelling through their district.

(4) The houses and farms in the vicinity of the place where the damage is done will be destroyed and the residents in the neighbourhood dealt with under Martial Law.

(5) The Military Autorities will render every facility to the principal residents, to enable them to communicate the purport of this Proclamation to the other residents in their district, so that all persons may become fully cognisant of the responsibility resting upon them.

(Signed) ROBERTS,
F.M. Commanding-in-Chief,
South Africa.

Army Headquarters, Pretoria.
Pretoria, 19th June, 1900.

* * *

KENNISGEVING.

HIERMEDE wordt bekend gemaakt dat, tenzy de mannen tegenwoordig op Commando woonachtig te Krugersdorp of Distrikt, zich overgeven en hunne wapenen overhandigen aan de Imperiale Autoriteiten op of voor 20 Juli, a.s., hun geheele eigendom geconfisceerd zal worden en hunne families zullen uit hunne huizen gedreven worden hulpeloos en zonder huisvesting. (Siehe Fußnote Seite 303.)

Op last,
G. H. M. RITCHIE,
Kapt. K. Horse,
Dist. Supt. Police.

Krugersdorp, 9 Juli, 1900.

* * *

Diese letzte Proklamation war auch in englischem Text angeschlagen:

V. R.

It is hereby notified for information, that unless the men at present on commando belonging to families in the Town and District of Krugersdorp surrender themselves and hand in their arms to the Imperial Authorities by 20th July, the whole of their property will be confiscated and their families turned out destitute and homeless.*)

By order

G. H. M. RITCHIE,
Capt. K. Horse,
Dist. Supt. Police.

Krugersdorp, 9th July, 1900.

Ich sah unter anderen auch einen alten Buren, der eine ganz alte Vorderladerflinte zum Gouvernementskantoor nach Krügersdorp brachte; den guten Hinterlader wird er wohl irgendwo versteckt haben. Auch mein Freund Fürstenberg war dabei. Die Bürger mußten zu gleicher Zeit den Neutralitätseid schwören. General Barton, der nicht mehr so freundlich war wie früher (wahrscheinlich hatten die Verluste seiner Truppen ihn so ernst gestimmt), kam persönlich in unser Spital und erkundigte sich, ob alle Bürger, die noch im Krankenhaus lagen, den Neutralitätseid schon geschworen hätten. Sie sollten veranlaßt werden, bei ihrer Entlassung aus dem Krankenhause dies im Gouvernementsgebäude nachzuholen; ob sie es alle gethan haben, darüber hegte ich schon damals Zweifel; doch brauchten wir uns darum nicht zu kümmern.

Oeffentlich wurde auch in englischer und holländischer Sprache an allen Straßenecken im Namen ihrer Majestät der Königin Viktoria die Bekanntmachung angeheftet, daß die Familien der noch bei Kommandos Stehenden, wenn die Streiter vor dem 20. Juli nicht zurückkehrten, von Haus und Hof getrieben würden. Pfarrer Radloff verwendete sich persönlich bei Lord Methuen für die armen Burenfrauen, die dadurch hilflos dem Elend preisgegeben würden; darauf wurde diese Bekanntmachung bis auf weiteres zurückgezogen.

Ein englischer Arzt, ein Jingo von reinstem Wasser, der bei seiner Ankunft in Krügersdorp meinte, daß nach der Einnahme Pretorias der Krieg in einigen Wochen ohnehin beendet sein werde, war durch die letzte Niederlage der Engländer mißtrauisch geworden. Er forschte bei unseren Schwestern wiederholt nach, ob die Buren, die noch im Krankenhaus waren,

*) Hiemit wird bekannt gegeben, daß, falls nicht die noch im Felde stehenden Männer von den in Krügersdorp und Umgebung wohnenden Familien bis zum 20. Juli ihre Waffen den kaiserlichen Behörden ausliefern, Hab und Gut dieser Familien konfisziert wird und diese letzteren selbst heimatlos ausgetrieben werden.

nicht mit den in der Nähe von Krügersdorp fechtenden Buren in Verbindung stünden. Damals wurden auch verschiedene neue Verhaftungen in Krügersdorp vorgenommen; man mußte mit jedem Worte vorsichtig sein, außerdem wanderte man unbarmherzig in den Tronk und konnte dort bei schlechtem Wasser und hartem grauen Zwieback auf den Tag der Verhandlung lange warten. Kurz, die ganze Lage in Krügersdorp wurde recht peinlich. Ich gab daher den Schwestern den strengen Auftrag, sich nur um ihre Kranken und sonst weiter nichts zu kümmern; sie haben dies auch mit größter Aufopferung bei Tag und Nacht redlich gethan.

Englische Truppen, im Hintergrund eine Mine.

Jener Arzt hielt sich auch darüber auf, daß wir auf unserem Spital nicht die britische, sondern die holländische und deutsche Flagge hatten, und mußte es sich von seinem eigenen Landsmann, dem verwundeten Leutnant Torner, gefallen lassen, auf das Unpassende seiner Bemerkung aufmerksam gemacht zu werden, mit der Frage »Are you Gentleman?« Wir sagten ihm auch, daß er bislang noch unser Gast im Spital sei; die holländische und die deutsche Flagge blieben auf unserem Spital. Derselbe Arzt fragte mich ein anderes Mal auch, warum die deutschen Aerzte zu den Buren gegangen seien? Ich gab ihm zur Antwort, daß ja England von vornherein keine deutschen Aerzte gewollt habe.

Die Truppentransporte durch Krügersdorp nahmen gar kein Ende mehr; fast täglich kamen mit der Bahn oder zu Fuß neue an und gingen nach Süden oder Westen wieder weiter. Ebenso unaufhörlich gingen die Transportkolonnen durch das Dorf. Um eine größere Anzahl von Munitions- und Proviantwägen vorwärts zu bewegen, hatten die Engländer auch eine eigene Straßenlokomotive mit großen, breiten, gerieften, eisernen Rädern, die wie ein schnaubendes Ungetüm sich langsam mit einer ganzen Reihe von Wagen dahinwälzte.

Es kamen aber doch immer noch manche Meldungen ins Dorf, daß es den Buren nicht so schlecht gehe; man hörte, daß überall, auch in der Nähe von Pretoria heftig gekämpft werde.

Am 19. Juli hatten die Buren wiederum bei Potchefstroom einen Proviantzug der Engländer erbeutet, die Bahn unterbrochen, die englische Besatzung aus Potchefstroom vertrieben und die englische Fahne vom Gouvernementsgebäude in Potchefstroom wieder herabgeholt.

In den folgenden Tagen verkehrte kein Zug mehr von Krügersdorp nach Potchefstroom. Die Engländer hatten also fast fortwährend an der Wiederherstellung der Eisenbahn zu arbeiten und nahmen von nun an auf jeden Eisenbahnzug als Geisel entweder den Pfarrer Radloff, den Feldkornet Fourie oder den Landdrosten Humann mit.

Daß in der Nähe immer noch gefochten wurde, war auch daraus zu ersehen, daß in diesen Tagen mehrere englische Soldaten eingebracht wurden, auf die im Bahnzug geschossen worden war. Einer hatte z. B. einen Schuß, der durch die Bauchmuskeln und durch den Oberschenkel gegangen war. Die Engländer sagten uns allerdings, er sei durch einen Unglücksfall verletzt worden. Auch aus der Gegend von Sterkfontein wurde der Bur De Roux, ein großer, kräftiger, junger Mann, in unser Spital auf einem Ochsenwagen gebracht; demselben war durch einen Schuß der linke Oberschenkelknochen zertrümmert, mit einem zweifaustgroßen Ausschuß an der hinteren Seite. Sechzig Yards*) standen sich die Feinde nach seiner Angabe gegenüber, als er getroffen wurde; seine Kameraden hatten ihn liegen gelassen und ihm in der kalten Nacht auch noch seine wollene Decke mitgenommen. Er hatte sich wegen der starken Blutung, so gut er sich helfen konnte, mit einem Band den verletzten Oberschenkel von unten nach oben eingewickelt und war bis zum nächsten Morgen um 10 Uhr auf freiem Felde liegen geblieben. Um diese Zeit fand ihn ein Kaffer. Derselbe brachte ihn nach Mr. Nolands Farm, wo ihm der Ambulanzmann von Rustenburglager, Hewitt, die Wunde mit Jodoform einpulverte. Dort blieb er noch einen Tag und eine Nacht liegen, bis der Oberschenkel dunkelrot wurde, und bedeutend anschwoll. Dann brachte man ihn in der größten Not, trotz des feindlichen Lagers, zu uns in das Hospital, weil dasselbe bei den Buren und Engländern in der Umgegend einen guten Ruf hatte. General Barton war gerade anwesend im Spital, als der Arme vom Ochsenwagen abgeladen wurde, und Dr. Alexander half mir den Schwerverletzten verbinden. Es mußten zwölf große Knochenstücke aus der Wunde der Oberschenkelrückseite entfernt

*) 1 Yard = 914 mm.

werden, der vordere Einschuß war ganz klein; man hätte auch hier an eine Dum-Dum-Verletzung denken können, aber Nahschüsse machten oft solche Zerschmetterungen auch bei unverletztem Hartmantelgeschoß. Der Heilverlauf bei ihm war ein guter. De Roux war vom Pretorialager; er jammerte öfters, er hätte nie geglaubt, daß der Krieg so sehr schrecklich wäre.

Am 16. Juli überbrachte uns Dr. Alexander folgende Dankestelegramme von Lord Roberts und General Smith Dorrien:

From GEN. SMITH DORRIEN — To Private Secretary C in C Pretoria.

304. July 13th.

Our wounded are being most splendidly looked after by the German Holland Ambulance Dr. Van den Borne, Dr. Fessler, Dr. Stefan and Chief Matron Sister Mary. I am sure Lord Roberts will appreciate their generous help. Can you answer my 301 of yesterday.

(sd) C. H. Hood Lt.
A. D. C.

From Private Secretary. — To Genl. SMITH DORRIEN, Krugersdorp.

C 2759 your 304.

Lord Roberts is very glad to read what you describe and he begs you will assure all those mentioned in your telegram how deeply grateful he is to them for all they have done and doing for our troops.

Für die Richtigkeit der Abschrift

Johannesburg, 30. Juli, 1900.

(Siegel) der Kaiserl. Deutsche Konsul
Nels.

True Copy,
Alexander, Captain R. A. M. C.
for S. M. O.

(Unsere Verwundeten sind ganz vorzüglich verpflegt von der deutsch-holländischen Ambulanz Dr. von dem Borne, Dr. Feßler, Dr. Stefan und Oberschwester Marie. Ich bin sicher, Lord Roberts wird deren großmütige Hilfe würdigen.)

(Lord Roberts ist sehr erfreut, Ihre Mitteilung zu lesen, und bittet Sie alle in Ihrem Telegramm Genannten zu versichern, wie tief dankbar er ist für alles, was sie für unsere Truppen gethan haben und noch thun.)

* * *

In den nächsten Wochen nahm die Zahl unserer chirurgischen Kranken ab. Die Buren wurden nach ihren Wohnungen in Krügersdorp entlassen, die Engländer nach Johannesburg transportiert. Verschiedene Geschosse wurden bei den Verwundeten in ihrer Lage durch unseren Röntgenapparat, von dem die Engländer öfters behaupteten, daß sie noch keinen gleich guten in Südafrika gesehen hatten, bestimmt. Von Tag zu Tag

Dr. Stephan. Dr. Buttler.
Dr. Lauder. Dr. Feßler. Dr. v. d. Borne.

erhielten wir aber immer mehr typhuskranke Engländer, von welchen viele ebenso rasch starben. Fast jeden Tag hatten wir ein oder zwei Begräbnisse, die in ihrer traurigen Gleichförmigkeit schwer auf das Gemüt drückten. Einige Mitglieder der Saint-John-Ambulance erklärten uns öfter, daß sie seit acht Monaten unterwegs und in kein Bett gekommen seien, daß sie des Krieges recht müde wären. Auch die englischen Truppen waren des ewigen Wanderns in Staub, Schmutz und Sonnenhitze, des rastlosen Hetzens nach einem überall auftauchenden Feinde müde.

Am 26. Juli traf das englische Feldhospital unter Surgeon-Major Thiele, dem Abkömmling einer hannoveranischen Familie,

in Krügersdorp ein, nachdem es Heilbron innerhalb 24 Stunden wegen der Nähe De Wets*) hatte räumen müssen. Es war zufällig auf dem Wege nach Johannesburg und wurde sofort kommandiert, unser Spital zu übernehmen. Damit sank die holländische und deutsche Flagge von unserem Spital, dasselbe ging nunmehr offiziell in britische Hände über. Dr. Alexander machte mir das Anerbieten den Operationssaal auch fernerhin zu behalten, es wurde auch den Schwestern für ihre weitere Thätigkeit eine tägliche Entschädigung von zehn Schillingen, den Aerzten von 20 Schillingen gesprächsweise angeboten; allein hatten wir für die Buren umsonst gearbeitet, so wollten wir auch nichts von den Engländern nehmen. Wir blieben

Bahnhofgebäude Krügersdorp. — Englischer Ambulanzwagen.

noch einige Zeit, da ich Dr. Alexander als einen tüchtigen, ehrlichen Kollegen kennen gelernt hatte, auch die englischen Verwundeten gegen die Schwestern sehr anständig und dankbar waren; aber die ganze englische Sanitätseinrichtung mit Krankenwärtern, die gemeinsam in einer auf dem Hofe aufgeschlagenen Feldküche für alle Kranken ohne Unterschied kochten, und so manches andere, besonders die Unmöglichkeit einer geordneten Schwesternpflege neben den Krankenwärtern, machte in uns allen den Wunsch immer stärker geltend, dem Kriegsleben ein Ende zu machen und der Heimat zuzusteuern. Obwohl ich geltend machte, daß ich und eine Hamburger Pflegerin freie Rückfahrt über Lourenzo Marques vom Komitee der Ambulanz in Hamburg hatten, wir also den Weg durch die Burenlinien zu nehmen beabsichtigten so wollte General Barton haben, daß wir über Eastlondon,

*) De Wet hatte am 19. Juli die Verfolgung General Little bei Lindley durch ein Gefecht abgewiesen und am 20. Juli bei Honingspruit einen Sieg errungen, 3—4 Stunden zu Pferd östlich von Heilbron.

reisen; es wurde uns der Paß für freie Rückreise über Johannesburg, Vereeniging, Kroonstadt, Springfontein, Bethulie unter nochmaligem Danke des Höchstkommandierenden ausgefertigt.

Dem Collegen Dr. von dem Borne wollte die englische Pferdekommission in Krügersdorp für jedes seiner Privatpferde nur acht Pfund Sterling geben. Er aber wollte dieselben, wie er mir öfters sagte, am liebsten in Johannesburg verkaufen, um einen annehmbaren Preis für die wertvollen Tiere zu erzielen. Ich warnte ihn wiederholt vor diesem Unternehmen.

Englischer Arzt. Englischer Arzt. Schwester Cousinet.
Schwester Engelbart. Pfarrer Tobias.
Schwester Schermbeck. Schwester Meißner.

Station Honingspruit. — Kohlenwagen mit Ausgewiesenen rechts im Hintergrund.

Kurz vor unserer Abreise teilte er mir mit, daß er in letzter Stunde vom General die Genehmigung erhalten habe, die Pferde in Johannesburg verkaufen zu dürfen.

Einen Tag früher als ich und die Schwestern fuhr er mit seinem Wagen dorthin, um den Verkauf zu regeln. Auch Mr. Wright war mit ihm beim Verkauf, obwohl ich Dr. von dem Borne davor gewarnt hatte.

General Barton begleitete die Schwestern und mich am folgenden Abend persönlich zum Bahnhof. In größter Sorge um meine Instrumentenkisten und den Röntgenapparat, die ich

zum deutschen Konsul nach Johannesburg brachte, versäumte ich den Zug und mußte dann mit dem nächsten Militärzug auf einem Güterwagen unter den Schiffskanonen der „Doris“ den vorausgefahrenen Schwestern nacheilen. Dr. Alexander lachte herzlich über dieses Mißgeschick bei der Abfahrt. Die nächtliche Fahrt in dem offenen Güterwagen war empfindlich kalt; ein englischer Soldat lieh mir eine wollene Decke und mein Fox half mir die Körperwärme erhalten.

Als ich so am Boden des Güterwagens auf der mächtigen Lafette lag, konnte ich den klaren Sternhimmel mit den, ein schiefes Viereck bildenden, vier hellen Fixsternen des südlichen Kreuzes bewundern. Gleich daneben war am Himmel ein läng-

Englisches Lager bei Honingspruit mit Schanze rechts.

lich runder großer, ganz sternloser, dunkler Fleck; die Buren nannten ihn den Kohlensack, auch die Hölle; Sternschnuppen durchkreuzten den Sternhimmel wie bei uns. Rechts und links von der Milchstraße waren zwei große Nebelflecke so deutlich, wie sie in unserer Zone nicht zu sehen sind; aber schöner, bilderreicher ist unser Sternhimmel doch. —

Halb erfroren, fest durchgerüttelt kam ich spät nachts in Johannesburg an. Dr. von dem Borne hatte mich am Bahnhofe erwartet, auch die Schwestern fand ich wieder. Dort mußten wir mehrere Tage auf unsere Kosten warten, da De Wet die Bahn bei Vereeniging immer wieder zerstörte.

In Longshotel zu Johannesburg, wo wir wohnten, besuchten uns noch zum Abschied die englischen Truppenärzte von Krügersdorp. Bei einem Glas Wein trank Dr. von dem Borne auf das Wohl der Königin der Niederlande und ich auf unseren Deutschen Kaiser.

Major Hill und der englische Spitalpfarrer Tobias, der die Kranken in unserem Spital zu Krügersdorp immer fleißig besucht hatte, begleiteten uns auf der Bahnfahrt.

Bei der Station Roodeval nördlich von Honingspruit kamen wir an der Stelle vorbei, wo De Wet am 6. Juni einen englischen Munitionszug in die Luft gesprengt hatte. Tausende von Sprengstücken der Lyddit-bomben größter Gattung lagen auf weitem Umkreis zerstreut mit Trümmern der Eisenbahnwagen. Die Gegend war unwirtsam, zerklüftet. Die Felsen und das Dorngestrüpp auf den Bergen mochten wohl einen Ueberfall begünstigen.

Südlich der Station Honingspruit mußte unser Eisenbahnzug in einem englischen stark befestigten Lager über Nacht halten,

Englisches Lager, Brücke und Furt über den Zandriver bei Veutersburg.

damit derselbe nicht von De Wet abgefangen wurde. Major Hill, unser Begleiter, auch die übrigen englischen Soldaten, verließen für die Nacht den Zug und begaben sich mit Gewehr und Patronengürtel in die englischen Verschanzungen und Erdlöcher längs des Bahndammes. Uns wurde bedeutet, wir sollten im Falle eines nächtlichen Angriffes nach der anderen Seite aus dem Bahnzug steigen und ebenfalls hinter den Verschanzungen Schutz suchen. Wir hörten auch in dieser Nacht verschiedene Schüsse fallen, doch kam es zu keinem eigentlichen Ueberfall. Am nächsten Morgen erfuhren wir, daß die Buren in dieser einzigen Nacht nördlich und südlich des englischen Lagers an fünf Stellen die Eisenbahnlinie aufgebrochen hatten. Unser Eisenbahnwagen zeigte am nächsten Morgen an zwei Stellen Schußlöcher von einem kleinen und großen Kaliber. Doch

waren beide Schüsse durch die Verschalung der Wand gegangen. Major Hill zeigte uns eine mehrere Stunden westlich der Bahnstrecke liegende Farm, von welcher die Engländer vermuteten, daß sie den Buren als Stützpunkt bei diesen immer wieder in der Nähe von Honingspruit erfolgenden Ueberfällen diene. Diese wollten die Engländer in den nächsten Wochen zerstören.

Die ganze Eisenbahnstrecke war ein ununterbrochenes englisches Lager, mit Schützengräben, Erdlöchern, Blockhäusern; wir kamen über mehrere, durch Holzunterbauten sehr geschickt wieder aufgerichtete Brücken über den Rhenosterrivier, über den Zandrivier.

Die Brücken waren von den Buren gesprengt worden, das eiserne Gitterwerk derselben lag in großen Stücken beiderseits im Flußbett. Die Engländer hatten dafür aus Eisenbahnschwellen Holzgerüste aufgeschlichtet, durch Bolzen versteift und darüber die Schienen gelegt. Es war dies oft eine schwindelnde, unsichere Fahrt über solche Notbrücken. Das Bild, (Seite 311) aufgenommen während der Eisenbahnfahrt über eine noch höher geführte Brücke, zeigt die zweite, tiefer liegende Brücke, den im Winter seichten Fluß mit einer Furt, das englische Lager oberhalb der steilen Böschung.

Es war über Nacht empfindlich kalt und nebelig geworden. Wir atmeten wieder leichter auf, als wir aus dieser unheimlichen Gegend weiter südlich kamen in belebtere Teile des Freistaates.

Braune Springböcke mit ihrem lyraförmigen Gehörn, Bleßböcke mit dem weißgefleckten Fell belebten rudelweise die mit Stacheldraht abgegrenzten Steppengründe der Farmen, in weiter Ferne erhoben sich am Horizont einzelne tafelförmige Berge.

In Brandfort, Bloemfontein, Springfontein waren mächtige Lazarettzeltlager längs der Bahn; alle gefüllt mit kranken Soldaten. Die Bahnhöfe waren durch Sandsäcke mit Schießscharten förmlich in Festungen umgebaut.

Nach sechstägiger Eisenbahnfahrt kamen wir auf diese Weise nach Eastlondon, wo wir von Prevost Marshal J. C. Ker Fox, Major, nicht gerade höflich empfangen wurden. Mit uns reisten in demselben Zug eine Menge ausgewiesener Transvaaler Holländer, Deutsche, Oesterreicher; in Eastlondon befand sich an der Küste auch ein Konzentrationslager ausgewiesener Burenfamilien. Mir däuchte, daß wir über denselben Kamm geschoren werden sollten wie die Ausgewiesenen. Ich verlangte daher sofort Rücksprache mit unserem deutschen Konsul.

Dr. von dem Borne sollte anfangs überhaupt zurückgehalten werden, wurde aber später auf Ehrenwort frei in die Stadt entlassen.

Beim deutschen Konsul, Herrn Dirks, fand ich ein Telegramm General Bartons an mich vor, in welchem er den Schwestern und mir eine glückliche Reise wünschte. Diese Gelegenheit benutzte ich, an den General ein Dankes-Telegramm

zurückzusenden, in welchem ich noch einmal um gute Behandlung der Schwestern auf dem Schiffe bat.

Auf der stürmischen Rhede von Eastlondon lagen mehrere englische Transportschiffe seit Wochen, welche mit Ausgewiesenen aller Länder und beiderlei Geschlechtes, auch Kindern, allmählich gefüllt wurden. Die Ausgewiesenen wurden geradenwegs von der Bahn auf das Schiff gebracht. Uns ließ man in der Stadt auf unsere Kosten in einem Hotel wohnen. Dieser unfreiwillige Aufenthalt dauerte drei Tage in der Stadt und weitere sieben Tage auf dem Schiffe „Breamar Castle" auf der Rhede. Es waren auf diesem Schiffe nach und nach 120 kleine Kinder und 450 Passagiere dritter Klasse als Ausgetriebene untergebracht.*) Unsere Ambulanzmitglieder erhielten gute Verpflegung erster Klasse. Aber gerade der Unterschied in der Verpflegung, der mit den armen Menschen uns gegenüber gemacht wurde, berührte uns peinlich. Zum Schlusse wurde Dr. von dem Borne durch den Militärgouverneur Smith verhaftet, abgeführt und wieder ans Land gebracht. Wie mir der Kapitän versicherte, handelte es sich um einen unrechtmäßigen Verkauf von Vieh, der mit der Ambulanz und mit uns nichts zu thun hatte. Dr. von dem Borne wurde in das Gefängnis gesteckt, verlor sein ganzes Gepäck und wurde wiederum nach Krügersdorp zurückgebracht. Wie er mir später schrieb, soll die Ursache dieser Behandlung eine Verleumdung des Mr. Wright, der Kühe und Pferde heimlich in Krügersdorp verkauft und Dr. von dem Borne als Mitwisser angegeben hatte, gewesen sein.

Wie ich später erfuhr, erhielt Mr. Wright mehrere Jahre Gefängnisstrafe. Dr. von dem Borne wurde freigegeben und konnte seiner Mutter und Schwester nach Holländisch Indien als Militär-Arzt folgen. Dr. von dem Bornes Mutter hatte in Krügersdorp, wo ihre Tochter Lehrerin war, bei ihrem Sohne gelebt. Ich hatte in ihrem gastlichen Hause manche frohe Stunde verlebt. Als die Engländer in Bloemfontein waren, hatte die arme Dame alles in Krügersdorp zurückgelassen und war mit ihrer Tochter nach Indien gereist. Ihr verstorbener Gatte war früher dort Offizier in holländischen Diensten.

So hat dieser unselige Krieg manches ruhige schöne Heim rücksichtslos vernichtet.

Einen Tag nach jener Verhaftung verließ unser sehr langsam fahrendes Schiff die afrikanische Küste und dampfte zuerst nach Süden um das Kap, dann die Westseite herauf. Unser Kapitän Mr. J. W. W. Creaghe war den Schwestern ein angenehmer Unterhalter, »gentlemanlike«. Doch konnte er es nicht übers Herz bringen, mir jeden Morgen vorzurechnen, wieviel englischen Handelsschiffen mit der »liberal flag« (englischen Fahne) wir

*) Das englische Schiff war etwas größer als unser „Herzog", faßte 6000 Tons, hatte aber nur eine Schiffsschraube.

bereits begegnet waren. Das dauerte so lange, bis auch ich einmal ein deutsches Schiff entdeckte, und deren Zahl sich täglich mehrte, je weiter nördlich wir kamen. Des Abends im Rauchzimmer berechnete er dann weiter, wieviel Deutschland durch seine Wehrpflicht an arbeitenden, verdienenden Menschen und damit an Geld jährlich verliere; der afrikanische Krieg sei bald beendet, und nie werde England die allgemeine Wehrpflicht einführen; ein Kriegsschiff sei nur eine einmalige geringe Ausgabe gegenüber den jährlichen Kosten für die vielen Soldaten Deutschlands. England habe die meisten Schiffe (er zeigte mir die Liste) und darauf komme es an für die Macht auf dem Meere, in der Welt. — Jedenfalls hatte es sich der Kapitän nicht träumen lassen, daß heute noch, gerade nach einem weiteren Jahre, Kitchener fortwährend um neue Truppen telegraphiert. Der greise Präsident in Hilversum hat in Bezug auf die Dauer des Krieges recht behalten. — Wir fuhren um Simonstown, Capstadt herum bis zu den kanarischen Inseln, ohne irgendwo zu landen. In Las Palmas wurde angelegt. Auch dort wurde es der Ambulanz nicht gestattet, an Land zu gehen, obwohl es Major Ker Fox mir und dem deutschen Konsul Herrn Dirks versprochen hatte. Das konnte doch niemand eine freie Fahrt nennen! Daß der Dank der englischen Regierung für die ihren verwundeten Soldaten während mehrerer Wochen geleisteten Dienste der Schwestern so ausfallen sollte, hatte nicht erwartet

der Erzähler.

Druck von Fr. X. Seitz, München,
Buttermelcherstr. 16.